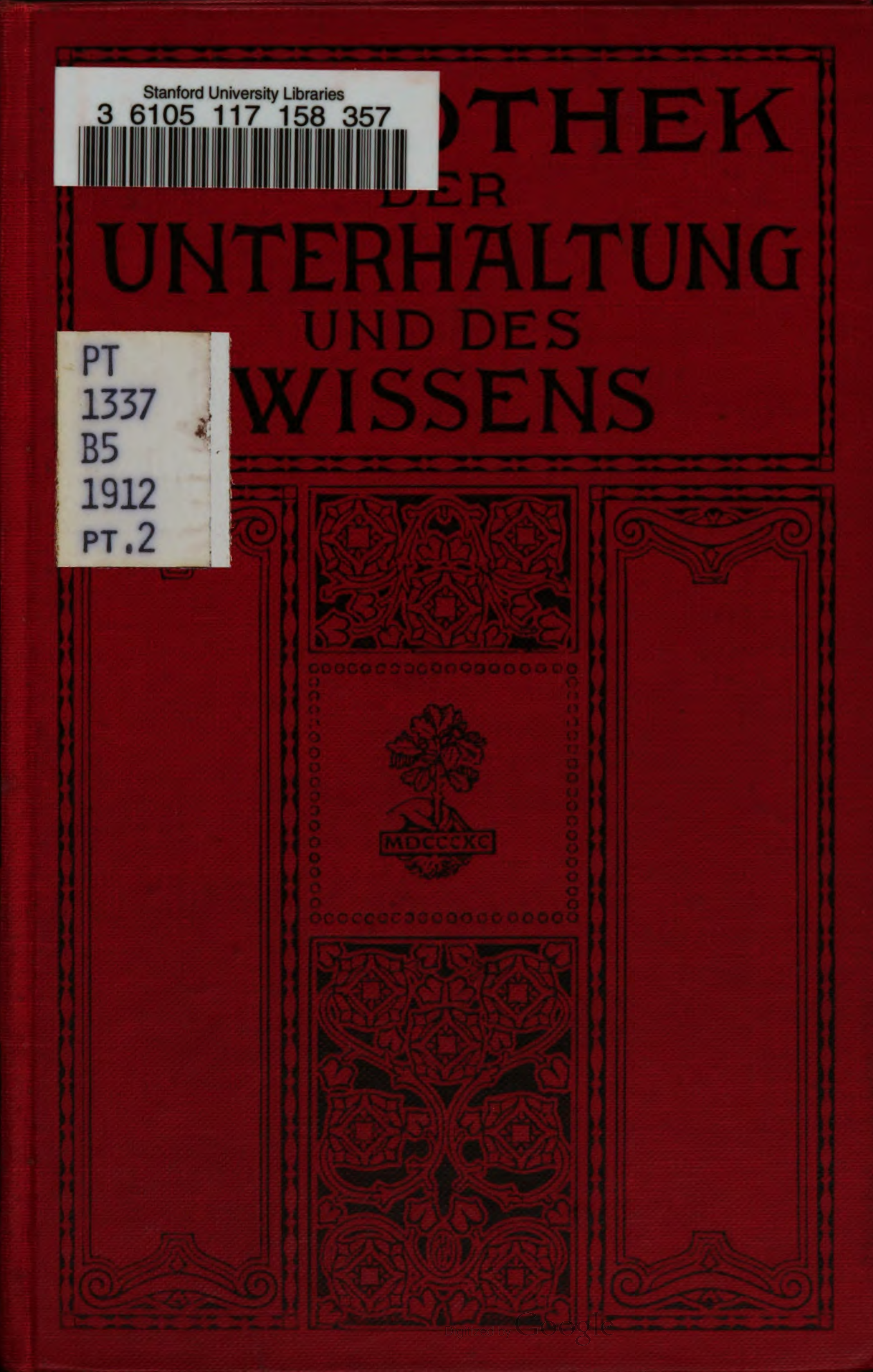


[...]OTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC

Bücher-Sammlung

von



Vielfach geäußerten Wünschen unserer geehrten Abonnenten entsprechend, haben wir uns bei Beginn des neuen Jahrgangs der **„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens"** zur Herausgabe zweier vorzüglich ausgeführter **Stahlstiche** entschlossen. Es sind dies:

„Junges Volk am See" und „Auerbachs Keller".

Wir liefern die genannten Bilder allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von nur **1 Mark 50 Pfennig für das Exemplar.**



Junges Volk am See. Nach einem Gemälde von Karl Raupp.
Bildgröße $36^1/_2 : 44^1/_2$ cm, Papiergröße 59 : 71 cm.

Diese Stahlstiche, von denen wir hier je eine, allerdings bedeutend verkleinerte Nachbildung geben, würden im Kunsthandel weit mehr

kosten. Eine Besprechung der beiden Bilder befindet sich auf S. 239 des vorliegenden Bandes. Verzeichnisse der bereits früher angekündigten Kunstblätter stehen auf Verlangen gern zu Diensten.



Auerbachs Keller. Nach einem Gemälde von W. Lindenschmit.
Bildgröße 57 : 40 cm, Papiergröße 71 : 59 cm.

═ Bestellungen nehmen Buch- und Kolportagehandlungen, Journalexpeditionen usw. entgegen; wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die unterzeichnete Verlagshandlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





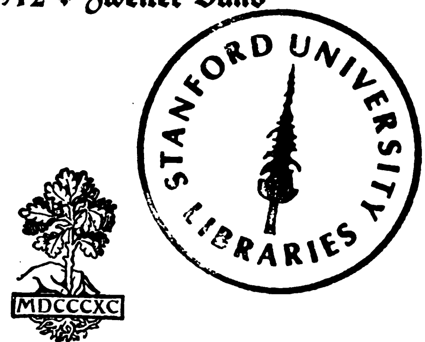
Zu der Erzählung „Die Flaschenpost“ von J. Borodin. (S. 11)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

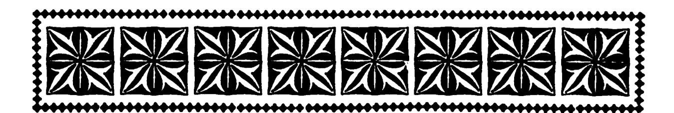


Jahrgang 1912 ❖ Zweiter Band



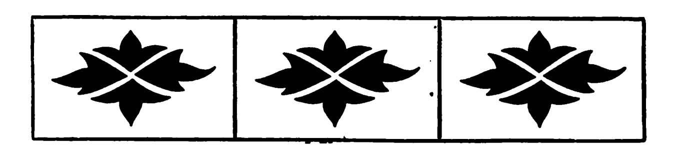
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Die Flaschenpost.

Erzählung von J. Borodin.

Mit Bildern von A. Wald.

(Nachdruck verboten.)

Rund um die paradiesisch schöne Torquaybai an der englischen Südküste lagert sich ein Kranz herrlicher Villen.

Inmitten parkartiger Gärten, die sich bis dicht an den Strand hinunterziehen, lugen sie zwischen hohen Baumgruppen hervor, und das schneeige Weiß ihrer Fassaden, das Grün des sommerlichen Laubes vereinigt sich mit dem Tiefblau des Meeres zu einer Farbenharmonie von überwältigender Schönheit und Erhabenheit.

Es war ein heißer Julimorgen.

In einem der Gärten, der zur Villa des Vizeadmirals Montague gehörte, weilten zwei junge Menschenkinder.

Der ungefähr siebenundzwanzigjährige Offizier in der Uniform eines Kapitänleutnants lehnte an dem verkrüppelten Stamm einer Uferweide; kaum den Backfischschuhen entwachsen, saß auf dem Kiele eines umgestülpten Bootes das junge Mädchen und beobachtete mit finster zusammengezogenen Brauen, wie die klaren Wellen der Bai im tändelnden Spiel die Spitzen ihrer schmalen braunen Lackstiefelchen leckten.

„Also, Anne, du bleibst dabei, daß alles aus sein soll zwischen uns?“

Der Sprecher versuchte umsonst, einen Blick aus



den Augen seines lieblichen Gegenübers zu erhaschen. Das junge Mädchen hielt den Kopf beharrlich gesenkt. Versonnen ruhten die Augen des Mannes auf der

zierlichen Mädchengestalt, auf dem üppigen Blondhaar, das in der Sonne wie flüssiges Gold schillerte, auf dem schlanken Gesichtsoval, das die Farbe gereifter Pfirsiche zeigte, und auf dem rosigen Ohrläppchen, in dem eine kostbare Perle wie ein silberner Tautropfen schimmerte.

„Wir maulen also wieder einmal!“ stellte er mit leisem Humor fest, als keine Antwort auf seine Frage ertönte. Und ernster werdend fügte er hinzu: „Du tätest gut, der Kinderei nun ein Ende zu machen. Willst du wieder meine vernünftige Braut sein?“

„Nie!“ stieß das junge Mädchen hervor. „Ich verzichte auf dich zugunsten deiner interessanten Witwe. Gehe nur dort wieder hin, wo du dich gestern so gut ohne mich unterhalten konntest.“

Der Offizier zuckte in komischer Verzweiflung die Schultern. Aber dann blitzte der Schalk in seinen lustigen blauen Augen auf, und er streckte der Schmollenden die gebräunte Rechte hin.

„Wetten, Anne, daß du übers Jahr doch meine liebe kleine Frau bist?“

„Deine Frau? — Niemals!“

Die junge Dame barg ihre Hände auf dem Rücken und maß den Sprecher mit einem hoheitsvollen, abweisenden Blick.

Der so energisch Abgefertigte schien sich aber noch nicht geschlagen geben zu wollen. Weit entfernt, beleidigt zu sein, zog er die Hand zurück und meinte scherzend: „Wer nicht wetten will, hat Angst, daß er verliert. Paß auf, wenn ich für immer von dir ginge, würdest du selbst mich zurückrufen. Denn du kleiner eigensinniger Trotzkopf kannst ja doch nicht ohne mich leben!“

Einen Augenblick war die junge Dame völlig

sprachlos. Dann aber stampfte sie entrüstet mit dem schmalen Füßchen den weißen Sand. „Oho, Herr Kapitänleutnant, nur nicht so selbstbewußt! Keiner ist unersetzlich. Damit du's jetzt weißt: Jeder andere ist mir lieber als du — wer es auch sei!"

„Wer es auch sei?" wiederholte der junge Marineoffizier. „Wenn das Wort eine Brücke wäre, Anne, möchte ich nicht hinübergehen. Du sprichst wie ein Kind."

Eine tiefe Röte stieg in das Gesicht der Erzürnten, und heftig entgegnete sie: „Deinen Schulmeisterton spare dir. Ich habe es satt, mich wie ein Kind behandeln zu lassen. Worauf gründet sich überhaupt dein Benehmen? Weil du reich bist? — Noch einmal: Der ärmste Bursche ist mir lieber als du!"

Sie blickte ihr Gegenüber herausfordernd an, und ihre Augen sprühten Blitze.

„Was zu beweisen wäre!" entgegnete der Offizier, und seine freie Stirn umwölkte sich.

„Ich will dir's zeigen! — Einen Augenblick — bitte!"

Die Sprecherin erhob sich und eilte leichtfüßig dem Hause zu.

Kopfschüttelnd blickte ihr der junge Seemann nach, und seine sonst so sonnigen Augen verdüsterten sich.

Ähnliche Szenen wie eben hatten sich schon häufiger abgespielt, seit er, Walter Campbell, sich vor einigen Monaten mit Anne Montague, der Tochter seines Vizeadmirals, verlobt hatte. Anne war von dem frühverwitweten Vater maßlos verzogen worden. Jetzt dankte sie es ihm damit, daß sie tagelang schmollte, wenn er eine ihrer Launen nicht erfüllen wollte.

Schwere Kämpfe hatte es schon zwischen den Verlobten gegeben; denn Anne wollte überall ihren

Trotzkopf durchsetzen und quälte den jungen Offizier durch ihre unbegründeten Eifersüchteleien.

Campbell wußte, daß sie keinen schlechten Charakter besaß, und daß ihre Fehler nur das Produkt einer total verfehlten Erziehungsmethode waren; aber er hatte es sich doch leichter vorgestellt, sie nach seinem Geschmack umzumodeln.

So weit wie heute hatte sie es noch nie getrieben, und Campbell wartete nun, eher neugierig als besorgt, was sie ausgeheckt hatte, um ihn ihren beleidigten Stolz fühlen zu lassen.

Er wußte sich frei von aller Schuld. Die junge Witwe, die er am Tage vorher aufgesucht hatte, war die Frau eines verstorbenen Kameraden gewesen und obendrein eine Jugendfreundin von ihm. Weil er ihr den einen Nachmittag gewidmet hatte, fühlte sich Anne zurückgesetzt. Die ewigen Streitereien mit nachfolgender Versöhnung, die sich je nach Annes Laune um Tage hinzögerte, dünkten Campbell eine unwürdige Komödie, und schon lange suchte er nach einer Gelegenheit, seine Verlobte einmal gründlich von ihrem Hauptfehler zu heilen. — —

Lange brauchte Campbell nicht auf die Rückkehr seiner Braut zu warten; denn schon nach wenigen Minuten sah er ihr helles Kleid zwischen den Gartenwegen schimmern. Zu seinem Erstaunen bemerkte er bei ihrem Näherkommen, daß sie in einer Hand eine Flasche, in der anderen einen beschriebenen Zettel hielt.

„Lies!“ befahl sie kurz, als sie an seiner Seite stand, und hielt ihm mit spitzen Fingern das Blatt Papier hin.

Ohne eine Miene zu verziehen, überflog er die wenigen Zeilen: „Dem, der mir diesen Zettel und diese Flasche überbringt, verspreche ich, sofern er darauf besteht, Herz und Hand! Anne Montague, Torquaybai.“

Von der Seite beobachtete das junge Mädchen verstohlen das Gesicht des Verlobten.

„Du willst also eine Art Flaschenpost loslassen, worin du deine Hand öffentlich ausbietest, wie weiland in den alten Märchen die Könige es mit ihren Töchtern zu machen pflegten?“ forschte Campbell kühl. „Nun, hoffentlich findet sie ein Würdigerer, als ich es in deinen Augen bin. Vielleicht ja auch nur ein Fischerknecht, der froh sein wird, auf so leichte Weise eine hübsche, reiche Frau zu kapern.“

Anne Montague biß ärgerlich die Zähne in die knospenden Lippen. Sie hatte erwartet, daß der Verlobte nun klein beigeben würde aus Furcht, sie zu verlieren. Die Enttäuschung trieb ihr fast die Tränen in die Augen. „Du freust dich ja doch nur, wenn du mich loswirst!“ rief sie.

„Nein — du willst mich los sein!“ gab er zurück.

„Du mäkelst und schiltst immer an mir herum!“

„Und du kannst den besten Menschen zur Verzweiflung bringen mit deinen törichten Launen. Wenn einmal ein Ende sein soll — dann nur schnell! — Was zauderst du noch? Wirf nur die Flasche ins Meer! Vielleicht bereust du noch einmal bitter, was du jetzt tun willst — wenn es zu spät ist!“

Campbell hatte einen so eisigen Klang in seine Stimme gelegt, daß die Verlobte erschreckt aufschaute.

Vor dem strengen Blick seiner sonst so guten Augen mußte sie die Augen senken. Einen Augenblick schwankte sie. Aber dann gewann der böse Geist in ihr wieder die Oberhand.

„Ich kann den besten Menschen zur Verzweiflung bringen, sagst du?“ forschte sie mit zuckenden Lippen. „Damit meinst du dich wohl? — Nun, ich will dich dem nicht mehr aussetzen, damit dein kostbarer Seelen-

friede nicht gestört wird! — Hier, sieh, das ist meine Antwort auf dein Benehmen!“

Mit zitternden Händen stopfte sie den Zettel in die Flasche, schob den Glasstöpsel fest hinein und schleuderte dann diese inhaltreiche Flaschenpost mit kräftigem Schwung weit in die Wellen hinaus*).

Aufatmend folgte sie mit den Augen der auf und ab tanzenden Flasche, bis sie in der Ferne den Blicken entschwand.

Als sie den Kopf wieder nach der Seite wandte, sah sie, wie ein verstecktes Lächeln um die Lippen ihres Verlobten lag.

Als die Flasche klatschend auf das Wasser geschlagen war, hatte sie eine wehmütige Stimmung überfallen, obwohl sie gar nicht daran dachte, daß jemand die Flasche finden würde und sie beim Wort nehmen könnte; aber eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß sie zu weit gegangen war. Nun aber, da sie sein Lächeln gewahrte, verschwand die versöhnliche Stimmung, und der alte Trotz bäumte sich aufs neue in ihr empor.

„Was lachst du?“ begehrte sie auf.

„Weil du ein kleines Dummerchen bist und dich hüten wirst, das in der Flasche gegebene Versprechen einzulösen.“

„Das werde ich!“

„Und wenn du es nicht tust, willst du mich dann um Verzeihung bitten für dein Betragen und meine vernünftige Braut werden?“

„Ich brauche niemand um Verzeihung zu bitten für mein Betragen, und mein Versprechen werde ich halten, so wahr ich Anne Montague bin! Genügt dir das?“

---

*) Siehe das Titelbild.



„Durchaus nicht!“ entgegnete Campbell mit einem ironischen Lächeln. „Du gehst um den Kern der Sache herum. Ob du dich für geschlagen erklären willst, wenn du dein Versprechen nicht einlösest — darum handelt es sich. Daß du die Wette nicht eingehen willst, zeigt mir, daß du innerlich doch fürchtest zu verlieren.“

„Ich und verlieren? Da verrechnest du dich gewaltig, mein Bester! Gut — wenn ich mein Versprechen nicht einlöse, will ich alle Schuld unseres heutigen Streites auf mich nehmen und dir zuerst die Hand bieten. — Damit ist's nun wohl gut?“

„Gewiß, damit wäre die Angelegenheit beendet!“ erwiderte Campbell mit verstelltem Ernst. „Morgen früh segeln wir wieder, und ich will mich jetzt bei deinem Vater verabschieden. Also — adieu, Anne!“

„Adieu!“ entgegnete die junge Dame gepreßt, ohne die Augen zu erheben.

Nur einen Augenblick zögerte der junge Offizier. Dann machte er kurz kehrt und ging mit festen Schritten dem Hause zu.

Die Verlobte blickte ihm fassungslos nach. Dieser Schluß kam ihr völlig unprogrammmäßig. Sonst waren sie sich ja auch in die Haare geraten; aber dann hatte er sie zuletzt in die Arme genommen, sie hatte sich an seiner Brust von ihrem eingebildeten Schmerz ausgeweint — und alles war wieder gut.

Hatte sie ihn nun wirklich für immer erzürnt? — Wollte er sie jetzt wirklich verlassen? — Das konnte doch nicht sein, denn sie hatte ihn doch so lieb, obwohl er manchmal wirklich so abscheulich schlecht zu ihr war!

Gewiß machte er sich nur einen Spaß und kam gleich wieder zurück, um sie durch einen Kuß zu versöhnen.

Enttäuscht sah Anne Montague, wie der Verlobte

ohne Zaudern weiterschritt, und als seine blaue Uniform hinter einer Wegbiegung verschwand, brachen ihr gewaltsam die Tränen hervor, und sie schluchzte heftig in ihr Spitzentaschentuch hinein. Wenn er jetzt gekommen wäre und hätte sie tröstend in die Arme genommen, sie hätte sich gewiß nicht gesträubt.

Verstohlen lugte sie mit den verweinten Äuglein über das Taschentuch hinweg.

Der Garten lag still und menschenleer da.

„Ach was!“ machte sie dann plötzlich und richtete sich wieder auf. Die dumme Flasche würde wohl irgendwo am Strand zerschellen, und Walter Campbell würde schon wiederkommen. Wenn in ein paar Tagen die Übungsfahrt mit seinem Torpedoboot beendet war, kehrte er gewiß reumütig zurück, und der ganze Zank war vergessen.

Die junge Dame rümpfte nachdenklich das feine Näschen und blickte auf die Bai hinaus.

Nein — vergessen wollte sie nicht so schnell. Er hatte sie so geängstigt, dafür mußte sie ihn bei seiner Rückkehr noch ein wenig zappeln lassen!

Mit diesem tröstlichen Gedanken erhob sie sich, wischte sorgfältig die letzten Tränenspuren vom Gesicht und schritt ebenfalls langsam dem Hause zu.

* * *

Als Walter Campbell auf der Freitreppe seinem künftigen Schwiegervater zum Abschied die Hand reichte, klopfte ihm der greise Admiral auf die Schulter. „Na ja, abgemacht, mein Junge. Ich bin mit von der Partie. Mir ist das Mädel leider völlig über den Kopf gewachsen. Insubordination hinten und vorn. Wenn du den Racker endlich zur Räson bringst, soll's mich

freuen. Meinen Segen hast du. So, nun noch mal die Hand — und glückliche Fahrt!"

* * *

Das kleine, unheimlich schwarz aussehende Schiffchen, das die glitzernden Wellen der Torquaybai durchschnitt, war das Torpedoboot „Viper".

Auf dem Kommandantenstand befand sich der Schiffsführer, Kapitänleutnant Campbell, im Gespräche mit einem alten, ergrauten Oberbootsmann.

„Also, Simons, scharf Ausguck halten, wenn die bewußte Flasche in Sicht kommt. Sie wissen ja, wer sie zuerst meldet, bekommt ein Pfund von mir bar ausbezahlt. Nach meiner Berechnung kann sie seit gestern morgen nicht weit getrieben sein, und bei der uns genau bekannten Strömung müssen wir sie sicher finden."

„Ay, Sir!" Der Bootsmann verzog seinen breiten Mund bis an die Ohren zu einem verständnisinnigen Grinsen und stelzte auf seinen stark verkrümmten Beinen wieder nach dem Ausguck.

Kaum eine Stunde später hatten des Bootsmanns scharfe Seemannsaugen den Ausreißer richtig entdeckt, und mit Hallo wurde die Flasche an Bord geholt.

Ein befriedigtes Lächeln trat in Campbells gebräunte Züge, als er sich durch den Augenschein davon überzeugte, daß der Zettel in der Flasche noch unversehrt war.

Als sie später bei Plymouth-Ho vor Anker gingen, ließ er den Bootsmann in seine Kajüte kommen und hatte eine lange Unterredung mit ihm.

Simons' kupferfarbene Grognase leuchtete förmlich, als er an Deck kam, denn in seiner gewaltigen Rechten

barg er einen funkelnagelneuen Sovereign, und sein Kapitänleutnant hatte ihm für später ein gleiches



Goldstück versprochen, wenn er — — doch das durfte er jetzt noch keinem verraten. —

Vier Tage später lief die „Viper“ wieder in die Torquaybai ein.

Noch am selben Tage machte sich Jimmie Simons landfein.

Er hatte sich seine Extrahosen angezogen, die so weit waren, daß seine Schuhe darunter fast verschwanden, und aus der Brusttasche seiner Marinejacke lugte kokett der Zipfel eines rotbaumwollenen Schnupftuches.

Von den Ermahnungen seines Kommandanten begleitet, die bekannte Flaschenpost unterm Arm, schrägelte er direkt nach der Wohnung des Vizeadmirals Montague.

Bald nach ihm verließ auch Campbell sein Schiff und schlug den Weg nach dem Hause Montagues ein.

Simons wurde auf sein Verlangen direkt in das Zimmer des Admirals geführt und hatte dort eine kurze Unterredung.

Nachdem er Flasche und Zettel vorgewiesen hatte, drückte Montague auf den Knopf des elektrischen Läutewerkes und ließ seine Tochter rufen.

Neugierig betrat Anne das Arbeitszimmer des Vaters. Es kam nicht oft vor, daß sich ihr das „Allerheiligste“ dieses Hauses öffnete.

Den strammen Gruß des kleinen dicken, schiefbeinigen Bootsmannes erwiderte sie mit leichtem Kopfneigen. Es kam häufig vor, daß Ordonnanzen im Zimmer des Vaters weilten.

„Anne,“ begann der Admiral mit feierlichem Ernst, „ich habe dich rufen lassen, damit du eine Frage, die für dein ganzes ferneres Leben von größter Wichtigkeit ist, beantwortest. Hier, kennst du diesen Zettel?“

Verständnislos nahm sie das Papierblatt entgegen; aber sobald sie die ersten Worte gelesen hatte, schoß ihr die rote Glut ins Gesicht, und mit angstvoll fragenden Augen blickte sie zum Vater auf.

„Kennst du ihn?“ forschte er noch einmal streng und strich sich mit unerschütterlicher Ruhe den weißen Knebelbart.

Sie vermochte nur zu nicken.

„Aha,“ meinte der Admiral, „dann liegt die Sache ja sehr klar! Dieser treffliche Mann, Oberbootsmann Jim Simons, hat die Flaschenpost gefunden und hat mich um deine Hand gebeten, die ich ihm als Ehrenmann nach Lage der Sache nicht verweigern darf. — Was hast du dazu zu sagen?“

„Vater!“ stieß Anne entsetzt aus, und ihre Augen streiften in furchtsamer Scheu die schimmernde Nase des alten Seemannes.

Simons erwiderte ihren Blick mit einem freundlichen Grinsen, wobei der einzige, allerdings schon stark angegangene Zahnstummel, den er noch sein eigen nannte, zum Vorschein kam.

„Ja, meine Tochter,“ fuhr Montague unentwegt fort, „Simons hat sich darauf versteift, sich zu verheiraten, damit seine vier unmündigen Halbwaisen wieder eine Mutter bekommen. Es ist ihm nicht um Geld zu tun, sondern um eine Frau, die ihn hegt und pflegt und ihm die Wirtschaft führt.“

„Vater, das kann nicht dein Ernst sein!“ stöhnte das junge Mädchen, und die hellen Tränen traten ihr in die Augen.

„Und warum nicht?“ forschte Montague und ließ seine grauen Augen mit mildem Ernst auf dem trostlosen Gesicht der Tochter ruhen. „Das Wort eines Montague hat stets als unverbrüchlich gegolten, und was geschrieben ist, ist geschrieben! — Oder war es nicht dein Ernst, als du diesen Zettel schriebst?“

Statt aller Antwort schluchzte die junge Dame nur noch heftiger.

In diesem Augenblick klopfte es draußen. Auf das „Herein“ des Vizeadmirals betrat Walter Campbell das Zimmer, um sich von der Übungsfahrt zurückzumelden.



Mit einem Freudenschrei „Walter!“ stürzte Anne auf ihn zu und warf sich ihm an die Brust.

„Ich kann ihn doch nicht nehmen, ich gehöre ja schon Walter!“ wandte sie sich noch halb schluchzend

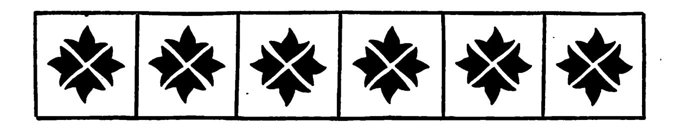
an den Vater und drängte sich fester in des jungen Offiziers Arme, als fühlte sie sich nur dort geborgen.

Der alte Simons wußte, was sich gehört. Diskret zog er sich zurück, nicht ohne vorher einen vielsagenden Blick und einen metallischen Händedruck mit dem Admiral gewechselt zu haben.

„Habe ich meine Wette gewonnen, und will meine kleine Braut nie wieder ihre Launen haben?“ forschte Campbell zärtlich.

Mit tränenfeuchten Augen blickte die junge Verlobte zu ihm auf und schüttelte lächelnd das Köpfchen.





Die Frau des Adjutanten.

Roman von Fr. Lehne.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Siebentes Kapitel.

Totenblaß, mit funkelnden Augen stand Leonie in ihrem kleinen Stübchen. Sie atmete tief auf. Dann schleuderte sie den Muff und das Gesangbuch wild in die Ecke; Jakett und Hut flogen auf den nächsten Stuhl. Sie war am Ende mit ihrer Selbstbeherrschung.

Nun war alles vorbei!

Empfand sie Schmerz?

Sie wußte nicht, ob es Schmerz war, daß sie sich von Heinrich losgesagt, trotzdem sie ihn liebte — — oder war das Gefühl Haß, weil sie sich durch ihn in ihrer Lebenshoffnung betrogen gefühlt? Alles in ihr war in Aufruhr; sie fühlte sich todunglücklich.

In einer wilden, leidenschaftlichen Gebärde streckte sie die Arme von sich. „Wär' ich doch tot! Oh, wär' ich tot!“ flüsterte sie mit zuckenden Lippen.

Im Zimmer war es kalt. Sie fröstelte. Doch konnte sie sich nicht entschließen, hinauszugehen. Die Straßenlaterne, die vor ihrem Hause stand, warf ein gelbliches Licht hinein und zeichnete das Muster der Gardine deutlich auf die Wand. Mit bösen Augen starrte sie darauf. Eine zornige Ungeduld erfüllte sie. Ihre Gedanken kreisten um den einen Punkt: was wird nun?

Reich sein, reich sein — — weiter wünschte sie nichts. Hinaus aus diesem Elend! Sie grollte ihrem Vater, der nicht an seine Familie gedacht, sondern das beträchtliche Vermögen auf dem grünen Rasen vertan hatte. Er war ein bekannter Herrenreiter und Sportmann gewesen, dem es nicht darauf angekommen war, in einer Nacht Tausende zu verspielen. Von einer kleinen Rente, die seine Familie der Witwe und den Kindern ausgesetzt hatte, mußten sie nun leben, sie, die unter ganz anderen Ansprüchen erzogen waren. Und einschränken konnten sie sich gar nicht gut. Leonie und Benno hatten die leichte Ader des Vaters geerbt.

Dem Mädchen graute vor den kommenden Tagen. Morgen fing es wieder an. Da kamen als Neujahrswünsche Rechnungen und Mahnungen dutzendweise ins Haus geflogen. Die kleine Rente, die ihnen monatlich ausgezahlt wurde, reichte nicht annähernd, alles zu begleichen. Was waren dreihundertfünfzig Mark! Das Doppelte hätte nicht genügt.

Und so würde das nun weiter gehen, tagaus, tagein — und wäre sie Altorfs Frau geworden, hätte sie die gleichen Sorgen gehabt, nur unter einem anderen Namen! Einer solchen Aussicht konnte ihre Liebe nicht standhalten.

Noch war sie jung und schön. Es mußte ihr doch gelingen, eine standesgemäße und vorteilhafte Heirat zu machen! Die Stadt war aber nicht groß, die Herren, die in Betracht kommen konnten, nur gering an Zahl. Wie gern wäre sie fort. Doch zum Reisen fehlte das Geld. Die Familie lud sie nicht ein. Man sah sie nicht ganz für voll an, und aufdrängen wollte sie sich nicht; das verbot ihr der Stolz.

Schüchtern wurde an die Tür geklopft. Es war das Mädchen.

„Baronesse — das gnädige Fräulein von oben ist da!“

„Ich komme.“

Sie kühlte ihre brennenden Augen mit einem feuchten Handtuchzipfel und ging dann hinaus.

Jolantha — das war noch eine Rettung, die letzte! Wenn die den Bruder heiratete!

Leonie beneidete glühend das blonde Mädchen und mußte doch Freundlichkeit heucheln.

Im Eßzimmer wartete Jolantha auf sie mit einem Körbchen am Arm. „Ist dir nicht wohl, Lonny?“ fragte sie erschreckt. Das verstörte Aussehen der Freundin fiel ihr sofort auf.

„O doch, bloß die Kirche — das hat mich etwas aufgeregt. Die vielen Menschen und die verbrauchte Luft — das ist nichts für mich. Übrigens — ich hab' dich gesucht und am Ausgang auf dich gewartet.“

„Wir sind etwas früher fort. Tante kann das Gewühl gleichfalls nicht vertragen. — Ich komme nur auf einen Sprung, Lonny — du darfst mir aber nicht böse sein! Ich habe dir etwas Hummermayonnaise mitgebracht. Amalie hat zu reichlich gemacht, Großpapa ißt sonst zu viel. Und du sagtest doch neulich, daß deine Mama Burgunderpunsch so gern trinkt. Und wenn nachher dein Bruder kommt — — Nimm es so gern an, wie es gegeben wird!“

Fast verlegen sprach Jolantha. Es war ihr peinlich, daß sie die Freundin nicht hatte zum Essen einladen dürfen. Davon hatte Tante Cölestine durchaus nichts wissen wollen. „Am Silvesterabend gehört jeder zu seiner Familie,“ hatte sie gemeint. „Trag ihr meinetwegen 'runter, was du magst — dann haben alle etwas. Aber nur nicht 'raufkommen! Ich mag von der Familie einmal nichts wissen!“

Leonie küßte Jolantha auf beide Wangen. „Du beschämst mich, Joli. Was wird Mama sagen! Sie ist mit Benno ein Stück spazieren gegangen."

Sie sah zu, wie Jolantha auspackte — in einer geschliffenen Kristallschale eine große Portion lecker angerichteter Mayonnaise, eine Flasche Burgunder, eine Ananas, eine geräucherte Gänsebrust, ein Döschen Kaviar und noch verschiedene Leckereien.

Sie preßte die Lippen fest zusammen. Nie war sie sich so armselig vorgekommen; Scham brannte in ihr, als sie sah, wie die Freundin sie beschenkte. Ihr Stolz empörte sich. „Laß das, Jolantha!" sagte sie hart. „Das kann ich nicht annehmen!"

Der anderen Augen füllten sich mit Tränen. „Aber warum denn nicht? Verdirb mir doch nicht die Freude — am letzten Tage im alten Jahr! Ich weiß doch, wie gern deine Mama das ißt, und daß euer Mädchen nicht besonders kocht —"

„Ach, Jolantha!"

„Du Liebe, verzage doch nicht!" flüsterte das blonde Mädchen und faßte Leonie liebreich um. „Es wird schon alles gut werden! Das neue Jahr wird dir sicher bringen, was du dir wünschest —"

„Oder wird mir nehmen, was mir lieb war. — Es ist ja schon geschehen. Es ist alles vorbei — jede Hoffnung." Sie nickte vor sich hin, und ein Tränenschleier legte sich vor ihre Augen. „Ach, Jolantha, es gibt Dinge, über die man nicht sprechen kann, und wenn das Herz zum Bersten voll ist — nicht wahr, das begreifst du?"

Ja — Jolantha begriff es. Sie ahnte, daß es sich um eine Herzensangelegenheit handelte. Aber wer war das, um den Leonie litt? Und sie selbst war so froh heute, so glücklich gestimmt! Vorhin, als sie mit der

Tante aus der Kirche gekommen war, war ihr Altorf begegnet und hatte versprochen, morgen den Großvater zu besuchen. Da würde sie ihn wiedersehen! Ein zartes Rot färbte ihr Gesicht, als sie ihre Wangen an Leonies Schulter legte.

„Ich verstehe dich, Lonny! Ja, es gibt Dinge, an die man nicht rühren darf! Und darum — ich möchte dir so gern helfen — —“

„Das kann niemand, Joli! Sprechen wir nicht mehr davon!“

Am liebsten hätte sie gerufen: „Ja, du kannst mir helfen, heirate meinen Bruder, damit wir aus der Not kommen!“ Aber sie unterdrückte es. „Mama muß bald wieder kommen,“ fuhr sie fort. „Benno will ein Stündchen bei uns bleiben, ehe er mit den Kameraden feiert. Er läßt sich das ja nicht nehmen, trotzdem man ihn verlacht, daß er so gern Familie simpelt. — Darf ich ihn von dir grüßen?“

Sie merkte wohl die Zurückhaltung, das Zögern, mit der Jolantha diese Frage bejahte, um dann gleich hastig hinzuzusetzen: „Jetzt aber muß ich gehen! Tausend gute Wünsche für ein glückliches neues Jahr!“

Jolantha küßte die traurig Dastehende und streichelte deren Wangen.

„Hoffentlich schlafe ich hinüber. Ich mag heut nicht aufbleiben,“ flüsterte Leonie.

Mit einem innigen Händedruck verabschiedete sich Jolantha. Das Herz war ihr schwer. So gern hätte sie die Sorgen der Freundin gelindert.

Leonie sah ihr mit finsterer Miene nach. Trübe starrte sie hinaus in die Nacht, bis die Baronin und Benno zurückkamen. Der junge Offizier sah sehr verdrießlich aus. Die Mütze saß schief auf dem Ohr; er hatte gar nicht abgelegt.

„Mama wünscht durchaus, ich soll mit euch zu Abend essen! Ihr habt ja doch nichts Gescheites! — Heut abend ist großer Zauber im Kasino — alle Mann müssen antreten, sofern sie nicht beweibt sind. Der Alte beehrt uns nämlich mit seiner Gegenwart."

Während er sprach, sah er sich im Zimmer um und schüttelte den Kopf. Es war gar nicht aufgeräumt. Auf einem wenig sauberen Tischtuch standen die Kaffeetassen und einige Kuchenreste; die Chaiselonguedecke lag halb an der Erde; die Kissen waren unordentlich verstreut. Eine trüb brennende Petroleumlampe erhellte schwach den Raum, in dem kalter Zigarettenrauch wie eine leichte Wolke schwebte.

„Wie's bei euch aussieht!" rief er mißbilligend. „Wenn jetzt jemand käme —!"

„Es ist schon jemand dagewesen," warf Leonie trocken hin und machte eine Bewegung nach dem Büfett zu — „König Renés Tochter hat beschert." Sie verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln, als sie beobachtete, wie Mutter und Bruder sich neugierig darüber hermachten. Mit Kennermiene prüfte Benno die Marke des Weins, den Kaviar — er schmunzelte wohlgefällig.

„Sie läßt dich auch grüßen!"

„So? Wirklich?" fragte er interessiert. Er hätte nicht gedacht, daß dieses spröde Geschöpf einen Gruß für ihn übrig hatte. Zwar, am letzten Tage des Jahres werden die Herzen weich wie Butter, dachte er spöttisch, da träumen sie von Glück und Liebe.

„Jawohl, teurer Bruder. Versuche also dein Glück!"

Benno hielt sich nicht mehr lange auf. Im Kasino wurde es sehr spät, und der Neujahrsmorgen brachte ihm viele unangenehme Überraschungen in Gestalt von Rechnungen und Mahnungen.

In ungemütlichster Stimmung suchte er Mutter

und Schwester am Spätnachmittag des Neujahrstages auf, noch mitgenommen von der ausgiebigen Zecherei des Silvesterabends.

Er traf Jolantha bei der Schwester an. Die jungen Mädchen hielten ein Dämmerstündchen in dem Erker, in dem sich Leonies Arbeitsplatz befand. Die Baronin lag im Schlafzimmer auf ihrem Bett und schlief. Der Burgunderpunsch war ihr nicht gut bekommen, dem sie am Abend vorher zu eifrig zugesprochen.

„Benno — du?“ rief Leonie überrascht.

„Ich wollte sehen, wie es Mama geht. Sie gefiel mir gestern abend nicht. — Und nun muß ich die Damen stören —“

„Durchaus nicht, Benno! Warte, ich will ein wenig Licht machen.“ Leonie zündete die kleine Ampel an, die über ihrem Nähtisch hing. — „So, nun setz dich in meinen Sorgenstuhl. Mama schläft augenblicklich. — Erzähle uns, wie es gestern abend war.“

Er zuckte die Achseln. „Wie immer, Lone. Du weißt, daß ich kein Freund von diesen Kneipereien bin. Aber ausschließen kann man sich doch nicht — um so weniger, als der Oberst sich auch angesagt hatte.“

„War Altorf auch da?“

„Ja. Er war aber sehr still und ging gleich, nachdem der Alte sich gedrückt hatte. Schien verstimmt zu sein.“

„Großpapa ist das auch aufgefallen, als er uns heut mittag zum neuen Jahr gratuliert hatte,“ warf Jolantha ein.

„So hat eben jeder seine Sorgen und Kümmernisse,“ sagte Benno mit einem schwermütigen Gesichtsausdruck, von dem er wußte, daß er ihm sehr gut stand. — „Du, Lone, ich wäre dir übrigens sehr dankbar, wenn du mir ein Glas Tee besorgen könntest.“

„Gern. Entschuldigt mich für fünf Minuten. Elise

ist ausgegangen, da muß ich es tun. Es dauert aber nicht lange."

Am liebsten wäre Jolantha mit Leonie hinausgegangen, um nicht mit dem Leutnant allein zu bleiben. Da das aber kindisch gewesen wäre, wie sie einsah, blieb sie auf ihrem Platze sitzen. Sie mochte den jungen Reinach gar nicht leiden, so lieb ihr Leonie war.

Er seufzte tief und vernehmlich auf. Der Augenblick war gekommen, seine Werbung anzubringen. Denn allzulange konnte die Schwester ihre Abwesenheit nicht ausdehnen. Jetzt galt es den Anfang zu finden, was diesen kühl blickenden Mädchenaugen gegenüber recht schwer war.

Verwundert sah ihn Jolantha an. Was hatte er denn nur?

Er räusperte sich und begann dann mit halblauter Stimme: „Ja, gnädiges Fräulein, an solchen Tagen wie gestern und heute wird es einem doch anders! Man geht in sich, weil man seine Verlassenheit da doppelt empfindet."

Sie lachte über die alberne Phrase. „Sie — und verlassen? Sie sehen gar nicht verlassen aus, Herr Leutnant! Haben Sie nicht Mutter und Schwester und Kameraden?"

„Oh, die können mir doch nicht die einzig Eine ersetzen, nach der ich mich sehne, unaussprechlich sehne, seit ich sie gesehen!" Er neigte sich gegen Jolantha, und der Blick, mit dem er diese Worte begleitete, ließ sie keinen Augenblick darüber in Zweifel, wen er mit dieser „einzig Einen" meinte.

Ihr Gesicht erstarrte förmlich in eisiger Abwehr.

Doch das schien er nicht zu merken. Er rückte seinen Stuhl so, daß sie nicht einmal aufstehen konnte, und er sprach weiter, indem er versuchte, ihre Hand zu fassen:

„Ja, lassen Sie es mich Ihnen gestehen, Jolantha — ich liebe Sie mehr als mein Leben, mehr als —“

„Halten Sie ein, Herr Baron!“ unterbrach sie ihn empört. „Wollen Sie mich beleidigen? — Sagen Sie das anderen.“

„Ist meine Liebe eine Beleidigung, Jolantha? Ist es eine Beleidigung, wenn ich Sie bitte, mein angebetetes Weib zu werden?“

Sie war sprachlos über seine Unverfrorenheit, fand keine Worte, ihn zurückzuweisen.

Er aber deutete ihre Überraschung zu seinen Gunsten, hielt ihre widerstrebende Hand fest und fuhr in leisem Flüstertone fort, unterstützt von einem bedeutungsvollen Blick seiner braunen Augen: „Jolantha, muß ich es Ihnen erst wirklich sagen, was Sie doch längst haben wissen, fühlen müssen: daß Sie mir unaussprechlich teuer sind, daß es mein höchstes Glück wäre, wenn Sie mich erhörten.“

Er bedeckte ihre Hand mit feurigen Küssen und ließ sie, trotz Jolanthas heftigem Widerstreben, nicht los, so daß sie schließlich aufsprang. Polternd fiel der Stuhl hinter ihr um.

„Genug! Hören Sie auf!“ rief sie mit vor Entrüstung bebender Stimme. „Ich habe Sie durch nichts zu solchem Benehmen ermutigt, will aber um Leonies willen zu vergessen suchen, was eben vorgefallen ist!“

Mit einem nicht gerade geistreich zu nennenden Gesichtsausdruck starrte er ihr nach, als sie an ihm vorbeischritt. So also wurde eine Werbung von ihm, dem schönen Benno Reinach, aufgenommen — als eine Beleidigung? Von diesem hochmütigen, dürftigen Geschöpf!

In verbissener Wut ballte er die Hände. „Sehr verbunden, mein gnädiges Fräulein! Aber ich weiß

nicht, ob ich es nicht doch meiner Schwester sagen werde, in welcher Weise Sie die ernsthafte Werbung des Barons Reinach aufgenommen haben!" sagte er. „Ich bin nicht der erste beste! Und ein Baron Reinach wiegt mehr als eine Teschendorf —"

„Der Name vielleicht, der Mann nicht! Sie sind noch viel zu unreif — Pardon, daß ich das sage — um jetzt schon eine Frau an sich zu binden."

Er wurde blaß vor Wut. „Das ist ja köstlich — köstlich!" lachte er schallend auf. — „Aber Sie, mein verehrtes Fräulein Jolantha Teschendorf, hüten Sie sich, daß Sie nicht — überreif werden, ehe ein anderer Sie begehrt!"

Jolantha hatte ihre anfängliche Entrüstung überwunden. Sie begann Benno von der komischen Seite zu nehmen. Er hatte wohl seinen Silversterrausch noch nicht ausgeschlafen, und sie war gerecht genug, einzusehen, daß die Art ihrer Ablehnung auch nicht richtig gewesen war. Daß sie ihn nicht ernst nahm, mußte den jungen Offizier in seiner Eitelkeit empfindlich gekränkt haben.

Leonie kam mit dem Teebrett. Mit scharfem Blick musterte sie die beiden. Es war etwas vorgegangen, und zwar etwas Unangenehmes — das sah sie dem Bruder trotz der schwachen Beleuchtung sofort an. Ein glückstrahlendes Brautpaar trat ihr jedenfalls nicht entgegen, wie sie wohl gehofft. Beklemmend legte sich diese Entdeckung auf sie, doch sie ließ sich nichts merken.

„Es hat wohl ein bißchen lang gedauert?" sagte sie mit gut gespielter Heiterkeit. „Ich war erst bei Mama. Nun aber trinken wir drei gemütlich ein Gläschen Tee miteinander. — Benno, möchtest du die Lampe anzünden? Die Rembrandtsche Beleuchtung paßt doch nicht recht."

Der junge Offizier gab sich gar keine Mühe, seine Verstimmung zu verbergen. Und Jolantha, deren Kopfneigen Benno mit einer sehr tiefen, spöttischen Verbeugung erwiderte, empfahl sich auffällig rasch. Unter vielen liebenswürdigen Worten begleitete Leonie die Freundin nach der Tür.

„Du kannst dir deine Mühe sparen. Es hat doch keinen Zweck!“ bemerkte Benno höhnisch, als sie zurückkam.

„Was hat's denn gegeben?“

„Einen Korb — einen riesengroßen Korb!“ Er breitete die Arme weit aus, um zu zeigen wie groß.

Lone erblaßte. „Wie kann das denn nur möglich sein? — Wahrscheinlich hast du es falsch angegriffen — und ich hab' dir doch wirklich Zeit genug gelassen!“

„Natürlich! Nun hab' ich die Schuld! Das gnädige Fräulein von oben ist aber ein ganz impertinentes, eingebildetes Gänschen! Sie geruhte, mich für unreif zu erklären — und ich hatte doch alle Register meiner Unwiderstehlichkeit aufgezogen!“

Ärgerlich ging er im Zimmer auf und ab.

Leonies Gesicht verdüsterte sich, ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, so daß über der Nase eine tiefe Falte entstand, die sie um vieles älter erscheinen ließ. Sie saß da, die Wange auf die Hand gestützt, und blickte sorgenvoll vor sich hin.

„Was nun?“ Bang und schwer löste sich endlich diese Frage von ihren Lippen.

„Ja, was nun?“ Der Leutnant unterbrach seine Wanderung durch das Zimmer und blieb vor ihr stehen. „Du warst deiner Sache so gewiß, und nun komme ich mir vor wie ein geprügelter Schulbub,“ stieß er ingrimmig zwischen den Zähnen hervor. „Das ist mir auch noch nicht passiert!“ Er goß sich von dem Arrak

in ein Gläschen und trank es in einem Schluck leer. Dann schüttelte er sich. „Deine Menschenkenntnis hat dich bei der Gans da oben elend im Stich gelassen!“ höhnte er. „Und ich trage die Kosten!“

„Was nun?“ wiederholte sie, seines Geschwätzes nicht achtend. „Jolantha war meine einzige, meine letzte Hoffnung.“

„Meine auch! Hab' meine Gläubiger schon viel mit meiner bevorstehenden Verlobung getröstet! Nun ist's Essig! Jetzt kannst du dran denken, dich fürs Familienwohl zu opfern!“

„Mach mir einen Vorschlag — ich bin bereit!“

„Vor allem lasse deinen Flirt mit Altorf.“

„Was fällt dir ein?“ sagte sie erregt. „Was fabelst du da?“ Sie war rot geworden, und ihre Glieder zitterten. „Es ist ja gar nichts dran —“

„Freut mich zu hören. Angehimmelt hast du ihn ja genug — das sah ein Blinder!“ sagte er roh. „Im Grunde halte ich dich freilich für zu vernünftig, um dich in eine so aussichtslose Sache einzulassen, wo er auch nischt hat und —“

„Da hast du recht! Und zum Beweis, daß es mit Altorf und mir nichts ist, sag mir jemand — und wenn es eine nur einigermaßen annehmbare Partie ist, so gehe ich darauf ein.“

„Hm —“ machte er und betrachtete seine Schwester mit prüfenden Blicken. „Hm — du gefällst schließlich jedem! Aber das ist so 'ne Sache. Wer sie sieht, der ist entzückt, wer sie nimmt, der ist verrückt! So denken die meisten —“

„Benno, du wirst unverschämt!“ fuhr sie zornig auf.

Er stand breitbeinig da, die Hände in die Hüften gestützt. „Na, na, na — ereifere dich nur nicht! Unter Geschwistern ist doch Offenheit erlaubt. Ich handle ja

nur nach deinem Prinzip! — Also — hier wird's schwer sein, eine passende standesgemäße Verbindung für dich zu finden. Unter den Kameraden ist keiner —"

„Oh, diese Jolantha!" Leonie ballte die Hände. „Es wäre alles gut gewesen —"

„Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein!" sagte er grimmig. „Und jetzt können wir Wasser saufen gehen! Wohl bekomm's! Ich gehe — hier ist mir's zu ungemütlich! Grüße Mama — adieu!"

„Adieu!" wiederholte sie mechanisch.

Ihre Gedanken waren ganz wo anders. Was für ein trauriger Jahresanfang! Zentnerschwer lag ihr das Herz in der Brust.

Achtes Kapitel.

Altorf hatte lange gezögert, den Oberstleutnant Teschendorf wieder zu besuchen, um ein wahrscheinliches Zusammentreffen mit Leonie zu vermeiden. Er litt schwer unter der Trennung von ihr, wenn ihm auch sein Verstand sagte, es sei das beste, daß es so gekommen, denn sie beide hätten doch nicht zusammengepaßt.

Und das war ja immer das merkwürdige gewesen — hatte er Leonie mehrere Tage nicht gesehen, schien sie ihm so fern, so fremd, während ihre Gegenwart ihn berauschte, ihre lebensprühende Persönlichkeit seine Sinne umstrickte, daß es für ihn keine andere gab als sie.

Nun hielt er ein Briefchen vom Oberstleutnant in Händen, in dem der alte Herr seine Verwunderung über sein Fernbleiben aussprach und ihn zugleich für Sonntag abend zum Essen einlud.

Er mußte annehmen, denn es gab keinen Grund für ihn, abzusagen. Doch mit eigenem Gefühl schritt

er die Treppe hinauf — an Leonies Tür vorüber. Wie oft hatte Leonie hier auf ihn gewartet!

Herzlich hieß man ihn willkommen. Tante Cölestine hatte wieder alles aufgeboten, und der junge Offizier ließ es sich wohl sein bei dem leckeren Mahl. Wie zu Hause fühlte er sich, trotzdem die Bekanntschaft mit der Familie doch noch ziemlich neu war.

Durch ihr liebliches, kluges Geplauder wußte ihn Jolantha zu fesseln, und seine Sympathien für dieses bescheidene Mädchen wuchsen immer mehr.

Sinnend ruhten oft seine Augen auf ihr, wie sie so anmutig und geräuschlos ihre Pflichten erfüllte, oder wenn sie vor dem Klavier saß und mit weicher, süßer, zu Herzen gehender Stimme einfache alte Lieder sang.

Und einmal fing der Oberstleutnant solchen Blick auf.

Stillvergnügt lächelte er da vor sich hin, und als die beiden Herren nach dem Essen im Wohnzimmer an ihrem Schachbrett saßen, kam es, daß der Alte in der Pause zwischen zwei Spielen von seiner Enkelin sprach.

„Zweiundzwanzig Jahre ist das Mädel nun geworden. Nur Freude hat sie mir bereitet — und doch ist sie meine große Sorge!"

„Wieso, Herr Oberstleutnant?"

„Meine Tage sind gezählt, lieber Altorf. Ich bin bald siebzig. Wem lasse ich sie da zurück? Es würde mir das Sterben erleichtern, wüßte ich sie in guten Händen. Meine Tochter ist längst zu alt für solch junges Ding. Soll sie bei der alten Tante versauern?"

„Sie wird doch einmal heiraten!"

„Eben darum drehen sich meine Gedanken. Sie ist so unerfahren — daß ich's offen sage. Und daß das Vögelchen nur um ihres Geldes willen geheiratet wird — dazu ist sie mir zu schade! Der Windhund da unten, der Reinach, schleicht um sie 'rum wie ein Fuchs, der

auf Beute lauert. So sagt mir wenigstens meine Tochter. Soll ich das Kind warnen, ihm seine Unbefangenheit nehmen? Und der Reinach ist ein hübscher Bengel, wohl imstande, einem harmlosen Mädel den Kopf zu verdrehen! Sie sagt zwar, er imponiert ihr gar nicht, aber in diesem Fall traue einer einem Mädel! Sagen Sie mir also offen Ihre Meinung über den Baron, lieber Altorf. Ich kenne ihn zu wenig, und ich will ihm auch nicht unrecht tun."

Altorf wußte, daß Leonie eine Verbindung des Bruders mit der blonden Enkelin des Oberstleutnants sehr wünschte. Warum, konnte er sich auch denken. „Leutnant Reinach ist nach meiner Ansicht kein Mann für Fräulein Jolantha," entgegnete er ohne Zögern. „Er ist beliebt bei den Kameraden. Nachteiliges ist mir weiter nicht über ihn bekannt. Doch sein Leichtsinn ist groß. Nach meiner Ansicht hat er — wenigstens jetzt — noch kein Talent zum Ehemann."

„Der Leichtsinn scheint den Reinachs im Blute zu sitzen. Mehr als polnische Wirtschaft ist da unten. Trotzdem sie von der Familie eine ganz anständige Rente beziehen, haben sie doch Schulden über Schulden. Dabei stets voller Hochmut und Ansprüche! Meine Tochter sieht Jolanthas Verkehr mit der Baronesse gar nicht gern; ich will ihn ihr aber nicht gern verbieten, da das Kind niemand hat und auch sehr an der Reinach hängt. Sie ist mir noch immer lieber als der Leutnant! — Ja, wenn der so wäre wie Sie!" setzte er langsam tastend hinzu.

Der alte Herr hatte gesprochen, ohne zu ahnen, welche Empfindungen er in Altorf auslöste durch dieses herbe Urteil.

Die letzte Äußerung des Oberstleutnants erschreckte seinen Gast. Sie ließ nur eine Deutung zu: daß der

alte Soldat lebhaft eine Verbindung der Enkelin mit ihm, Heinrich Altorf, wünschte! Sicher aber stand Jolantha einem solchen Plan ganz fremd gegenüber, war ganz unbeteiligt daran; nur die Sorge um die Zukunft seines Vögelchens ließ den Oberstleutnant solche Hoffnungen hegen.

Schweigen folgte auf die Worte des alten Herrn, der unter seinen buschigen Brauen verstohlen den Gast beobachtete.

Da kam Jolantha herein. Sie trug ein Tablett, auf dem zwei Gläser dampfenden Punsches standen.

„Ach, unser Schlummertrunk! Schön, daß du daran gedacht hast, Vögelchen! Willst du nicht auch mittun?"

Sie lachte, nippte an des Großvaters Glas und setzte sich dann in einen Sessel, um den Herren noch ein wenig beim Spiele zuzuschauen, in das sie sich jetzt wieder vertieften. —

Als Altorf in der stillen, kalten Januarnacht nach Hause ging, mußte er immer an des Oberstleutnants Worte denken. Wenn er um Jolantha werben würde — er bekäme keine Absage!

Und daß er ihr nicht gleichgültig war, hatte er heute abend deutlich gemerkt. Ihre Augen, ihre wunderschönen, lebhaften, sprechenden Augen waren an ihr zur Verräterin geworden. Wie die Farben auf dem zarten Gesicht kamen und gingen, wenn er mit ihr sprach, wie ihre Hand leise in der seinen bebte! Bei ihr war ein Mann gut aufgehoben, der sich nach einem friedevollen, gemütlichen Heim sehnte. Und Leonie tat jetzt ja alles, daß ihm ihr Verlust leichter wurde. Sie stürzte sich in den gesellschaftlichen Strudel, war unermüdlich im Genießen; ihr Benehmen streifte gerade noch die Grenze des Erlaubten.

— — — — — — — — — — — — — —

Die „Harmonie“ hielt einen Wohltätigkeitsbasar ab. Man hatte auch Jolantha Teschendorf dazu aufgefordert, die jetzt zum ersten Male aus ihrer Zurückgezogenheit heraustrat.

Leonie v. Reinach verkaufte Sekt und Liköre; sie war in ihrem Kostüm als Holländerin wohl die hübscheste und auffallendste Erscheinung des ganzen Festes. Ihre Bude war am meisten von Herren umdrängt, und lautes Lachen, fröhliches Scherzen schallte zu den anderen Damen hin, die neiderfüllt nach der Reinach hinüberblickten, auf deren Tisch das Geld sich nur so häufte.

Auch der Oberst war ein eifriger Abnehmer, und mehr als ein Glas Sekt leerte er auf ihr Wohl, begleitet von einem feurigen Blick. Sie ließ alle Künste ihrer Koketterie walten. Ein gefährliches Licht war in ihren Augen, als sie auf Altorf sah, der mit ernstem, vorwurfsvollem Gesicht neben dem Oberst stand und sie beobachtete. Ihr Benehmen verstimmte ihn. Trotzig warf sie die Lippen auf. Er hatte ihr doch nichts mehr zu sagen — Schulmeister, der er war! Und lauter noch wurde ihr Lachen, herausfordernder ihre Fröhlichkeit.

„Die Reinach hat ja den Teufel im Leib!“ sagte der Oberst halblaut zu seinem Adjutanten und wischte sich das Gesicht — ihm war heiß geworden. Und doch trat er wieder zu Leonie.

„Ein letztes Glas — zum Abgewöhnen, mein schönes flandrisch Mädchen! — Aber erst kredenzen!“

Sie trank einen Schluck. Er legte dann seine Lippen genau an die Stelle, auf der ihr roter Mund geruht, und stürzte den Inhalt des Glases mit einem Ruck hinunter. Und als er sich dann zum Gehen wandte, winkte er und rief: „Auf Wiedersehen!“

Benno hatte sich im Hintergrunde gehalten, aber

aufmerksam den Kommandeur beobachtet. Jetzt näherte er sich der Schwester und flüsterte ihr erregt zu: „Du, das hast du fein gemacht! Halte dir den Alten fest — sei klug! Der brennt ja lichterloh!"

Sie schloß einen Moment wie überwältigt die Augen. Daran hatte sie gar nicht gedacht. Sie hatte nur Altorf ärgern wollen. Aber wenn ihr das gelingen würde, den Oberst zu kapern — —

Sie blickte ihm nach, wie er in seinem nachlässigen Gang, die große, hagere Gestalt vornübergeneigt, dahin schlenderte — und neben ihm Altorf in seiner straffen, eleganten Haltung. Es gab ihr einen jähen Stich.

Die beiden Herren blieben jetzt vor Alice Jarraschs Zelt stehen, die, als Türkin gekleidet, Zigaretten verkaufte und sehr wortreich in ihren Anpreisungen war.

Das hübsche, brünette Mädchen wirkte sehr pikant in dem farbenreichen, malerischen Kostüm.

Nicht weit davon hielt Jolantha Teschendorf Blumen feil — Blumen, die sie selbst gestiftet hatte, ein kleines Vermögen wert. Schüchtern und des lebhaften Treibens ungewohnt, stand sie da; ihr fehlte die Gabe, Käufer heranzulocken.

Da bemerkte Altorf die Enkelin des Oberstleutnants. Er steuerte direkt auf sie zu. „Gnädiges Fräulein, soeben entdecke ich Sie!" rief er erfreut und drückte ihre Hand. „Nun, wie geht das Geschäft?"

Sie lächelte ein wenig. „Es könnte besser sein. Mir fehlt die Routine der Geschäftsfrau. Ich habe wohl auch nicht genug Reklame für meine Blumen gemacht. Ich glaubte, sie sprächen für sich selbst —"

„Warten Sie nur — aller Anfang ist schwer!" Er suchte unter den Blumen, erstand einige blaßrosa Nelken und legte ein Goldstück dafür auf den Tisch.

Ihn rührte es, mit welcher Freude sie das Geld nahm. Wie eine weiße Lilie kam sie ihm vor, schlank, herbe, keusch stand sie zwischen ihren Blumen in ihrem weißen, losen Phantasiegewande, das unter der Brust von einem goldenen Gürtel gehalten wurde. Er reichte ihr die Nelken. Mit holder Freude, die ihr Antlitz mit warmem Rot übergoß, befestigte sie die Blumen an ihrem Kleide.

„Wie gefällt es Ihnen hier?"

„O gut, Herr v. Altorf. Trotzdem ich doch noch fremd bin, sind die Damen alle sehr nett zu mir. — Und die Hauptsache ist, daß recht viel Geld für die armen Kinder einkommt!" sagte sie eifrig.

„Du Kind!" dachte er. „Ob das wohl die Hauptsache ist? Bei dir vielleicht — doch bei den anderen —"

„Wissen Sie, Herr v. Altorf, was ich mir gedacht habe? Die Blumen, die ich nicht verkaufe, muß Tante Cölestine erstehen. Dann liefere ich doch nicht das wenigste ab."

Ihn rührte ihre Selbstlosigkeit. Er wußte auch, daß sie ihren Blumenpavillon selbst gestiftet hatte. Wie mußte sie reich sein, sich solch luxuriöse Wohltätigkeit gestatten zu können!

„Haben Sie Baronesse Reinach schon begrüßt, Herr v. Altorf? Sie hat viel zu tun. Kein Wunder — bildschön sieht sie heut aus!"

Wie neidlos sie die Vorzüge der Freundin anerkannte!

Da schlenderte Benno mit Lezius vorüber. Mit einem mokanten Lächeln blieb er stehen, blickte zu Jolantha hinüber und flüsterte seinem Begleiter etwas zu. Es war entschieden eine Bosheit gewesen.

Zu Altorfs Verwunderung kam er nicht, die Hausgenossin zu begrüßen und ihr etwas abzukaufen. Die beiden gingen weiter bis zu dem Verkaufsstand, der

dem Jolanthas am nächsten war, und unter reichlicher Anwendung von Phrasen und Schmeicheleien kaufte Benno dort eine ganze Menge der feilgehaltenen Süßigkeiten. Sein Benehmen war so absichtlich, daß es Altorf auffiel. „Haben Sie etwas mit Reinach gehabt?“ fragte er.

Sie errötete ein wenig. „Nichts Besonderes. Ich hatte mir nur erlaubt, anderer Meinung als er zu sein und ihm das auch zu sagen.“

„Und darum benimmt er sich so ungezogen gegen Sie?“

„Das berührt mich nicht. Denn erstens bin ich auch nicht artig gegen ihn gewesen,“ sagte sie schalkhaft, „und zweitens bestärkt es mich in meiner Ansicht noch mehr, daß er ein unreifer Mensch ist. Wenn man sich um solche Kleinigkeiten aufregen wollte! Es fällt ja doch nur auf ihn zurück. Seine Schwester tut mir leid —“

„Sie halten viel von der Baronesse, gnädiges Fräulein?“

„Ja, Herr v. Altorf, sie ist mir eine sehr liebe Freundin!“ entgegnete sie warm, „und ich wünsche ihr alles Glück! Sie leidet sehr unter den traurigen Verhältnissen daheim. Und dabei wird sie so verkannt und angefeindet. Bei ihrer Erscheinung allerdings kein Wunder. Der Neid ist zu groß —“

Ob Leonie wirklich einer solchen Freundschaft wert und auch fähig war, wie Jolantha sie ihr entgegenbrachte? Fast mußte er es bezweifeln; er erinnerte sich, wie sie öfter recht wegwerfend von „König Renés Tochter“ gesprochen und sich zum Teil auch lustig über das bescheidene Mädchen gemacht hatte. Es hatte ihm nie gefallen, daß sie die Freundschaft Jolanthas in einer solchen Weise erwiderte.

Er wurde den Gedanken an sie nicht los — und er wollte sich doch ganz befreien, damit er endlich wieder zu seinem inneren Gleichgewicht kam, zu seiner Ruhe.

Und die würde er bei Jolantha Teschendorf finden.

Die Worte des Oberstleutnants hatten sich in seinem Innern festgehakt, und er hatte das bestimmte Gefühl, daß er mit Jolantha glücklich werden konnte, wenn innere Zufriedenheit und Harmonie Glück war. Sie war die Frau, die er brauchte — vornehm in jeder Hinsicht, abgeklärt und ruhig.

Wenn sie ihm auch keine Leidenschaft einflößen konnte wie Leonie, so mußte es einem jeden doch in ihrer warmen, gütevollen Nähe wohl werden. Und schließlich war das eine günstigere Basis für eine harmonische Ehe als eine aus heißer Leidenschaft geschlossene Verbindung, in der die Charaktere nicht übereinstimmten.

Und als er das alles bedacht und in der Nacht wieder reiflich durchgedacht hatte, hielt er bei dem Oberstleutnant Teschendorf um dessen Enkelin an.

Neuntes Kapitel.

Jolantha konnte das Glück noch nicht recht fassen. Förmlich betäubt war sie. Sie hielt es für einen unwahrscheinlich schönen Traum, aus dem das Erwachen um so schrecklicher sein würde.

Aber doch war es Wahrheit. Der goldene Ring, der ihre linke Hand schmückte, sagte es ihr stündlich: Ich bin sein! — Ach, und die Freude des Großvaters! Mit welchem Glück er beider Hände zusammengefügt! Tränen flossen darauf. „Nun kann ich ruhig sterben! Machen Sie mir das Vögelchen glücklich! Sie verdient's!“ hatte er mit zitternder Stimme gestammelt.

Altorf war bleich geworden vor Ergriffenheit. Er konnte nicht sprechen. Mit einem Handschlag hatte er gelobt, was der Alte erbat. Und heilige Rührung erfüllte ihn, als er Jolantha ansah, die mit demütig gesenktem Haupte vor dem Großvater stand, und in dem Kuß, den er auf ihre Stirn drückte, wiederholte er sein Gelöbnis dem Mädchen gegenüber, das sich ihm zu eigen geben wollte.

Am Nachmittag schlüpfte Jolantha hinunter zu Leonie. Sie mußte es ihr sagen, ehe sie es von anderer Seite erfuhr.

Fassungslos starrte Leonie sie an. Deshalb also war Altorf in voller Gala im Hause gewesen, um sich ein Weib zu holen? „Verlobt bist du, Jolantha — und mit Altorf?“ stieß sie hervor.

„Es überrascht dich wohl sehr? — Ja, Lonny, und ich bin so glücklich!“

„Mit Altorf verlobt!“ Leonie lachte laut auf, als habe man ihr einen köstlichen Witz erzählt. „Mit Heinrich Altorf!“

Jolantha war befremdet von dem seltsamen Gebaren Leonies. Sie glaubte, es sei darum, weil sie Benno verschmäht hatte.

„So schnell, so schnell!“ murmelte Leonie. Sie strich mit der Hand über die Stirn, wie wenn sie eine lästige Erinnerung hinwegwischen wollte. Hatte Heinrich Altorf sie wirklich so schnell vergessen, hatte er so schnell Ersatz begehrt? Für einen so guten Rechner hatte sie ihn eigentlich gar nicht gehalten!

„Wie kam es nur, Jolantha? Erzähle doch! Oder ist es ein Geheimnis? Du hast mir noch nie gesagt, wie es um dich stand, warst so verschlossen —“

Jolantha fühlte den versteckten Vorwurf. „Ach, Lonny, ich weiß es ja selbst nicht!“ sagte sie wie ent-

schuldigend. „Es ist so rasch gekommen — ich habe ja nie daran gedacht, wenn er bei uns war, daß er —“

„Hat er dir denn nie von Liebe gesprochen?“ forschte die andere gierig.

„Nein, Lonny, niemals! Wir hatten ja gar keine Gelegenheit dazu!“

„Und doch muß er dich lieben! Sonst hätte er dich doch nicht erwählt,“ sagte Leonie. Ein irres Lächeln zerrte die roten Lippen von den glänzenden Zähnen.

Klang das nicht wie Hohn? Aber nein — das war es doch gewiß nicht! Denn Leonie schloß die Freundin fest in ihre Arme, drückte sie an ihre heftig atmende Brust und stieß mit halberstickter Stimme hervor: „Meinen Glückwunsch, Vögelchen! Ich freue mich mit dir!“

Der Neid drohte sie fast zu zerfressen. Fühlte sie doch, wie sie ihn noch liebte! Aufgeben konnte sie ihn — aber nicht an eine andere verlieren. Er sollte nur an sie denken — sollte einsam bleiben! Sie wollte ihre Macht über ihn behalten!

War das alles nicht zum Lachen, nicht eine große Komödie — —

„Deshalb hast du auch den armen Benno abgewiesen? Er war so unglücklich — wie von Sinnen. Mein größtes Glück wäre es gewesen, dich mir noch näher verbunden zu wissen, Vögelchen — und ich glaubte, ich glaubte — — Es hat mich wirklich sehr enttäuscht, fast meinte ich, dir böse zu sein.“

„Lonny, ich liebte deinen Bruder doch nicht!“ entgegnete Jolantha mit niedergeschlagenen Augen.

„Und Altorf liebst du?“

„Hätte ich sonst seine Werbung angenommen?“

„Ach ja, du bist ja in der glücklichen Lage, deinem Herzen folgen zu können. Und er liebt dich auch?“

„Weshalb hätte er mich sonst begehrt? Er, der überall hätte anklopfen können! Mir war es selbst so überraschend —“ In Leonies Augen blinkten Tränen. Jolantha empfand peinlich das gezwungene Benehmen der anderen, das versteckt Feindselige — und sie war doch mit so übervollem Herzen gekommen!

Merklich kühler klang ihr Abschiedsgruß; sie wolle nicht länger stören.

Leonie nahm sich zusammen. „Nun bist du mir böse, Vögelchen! Verzeih mir — doch ich dachte, jetzt braucht sie dich nicht mehr! Jetzt hat sie jemand anders, der ihr Denken ausfüllt — und ich bin wieder allein und so überflüssig! Das macht mich traurig. Du kannst das freilich nicht begreifen.“

Schnell war Jolantha wieder versöhnt. Wenn das der Grund zu Leonies seltsamem Benehmen war! Sie ahnte ja nichts Hinterhältiges. „Nein, Lonny, das darfst du nicht denken! — Im Gegenteil — wenn ich erst verheiratet bin“ — eine lichte Röte färbte ihre Wangen — „dann mußt du sehr viel bei mir sein!“ sagte sie herzlich.

Leonie lächelte — ein gefährliches, böses Lächeln, und als die Tür sich hinter dem blonden Mädchen geschlossen, ballte sie die Hände.

— — — — — — — — — — — — — —

Jolanthas Tage waren jetzt voll ausgefüllt. Sie war unendlich glücklich, und mit ihrer frischen Heiterkeit erfüllte sie das Haus. Dem Großvater wurde das Herz weit, er sonnte sich selig in dem jungen Glück seiner Enkelin.

Heinrich v. Altorf hatte die Braut den verheirateten Regimentskameraden vorgestellt, deren Damen sämtlich von dem bescheidenen Mädchen entzückt waren und ihr mit wahrer Herzlichkeit entgegenkamen.

Jeder wußte, daß Jolantha Teschendorf sehr reich war, und sie bewunderten ihr zurückhaltendes, sich unterordnendes Auftreten. Sie würde gut in den Kreis passen und weder durch kostspielige Führung des Haushaltes noch durch luxuriösen Toilettenaufwand die Damen zu übertreffen suchen. Das gab ihnen eine gewisse angenehme Beruhigung. Nichts wäre peinlicher gewesen als ein störendes Element in ihrem eng abgeschlossenen Kreise.

Und von Onkel Peter Christoph war ein langes Glückwunschschreiben eingetroffen — auch an den Oberstleutnant.

Der Besuch bei der Baronin Reinach war nicht zu umgehen. Doch glücklicherweise hatte es sich gefügt, daß beide Damen nicht zu Hause waren. So blieben Heinrich die peinlichen Minuten eines Zusammenseins mit Leonie in ihrer Wohnung erspart.

Doch wenige Tage später traf er sie im Hause, als er die Braut besuchen wollte. Es war das erste Mal, daß sie sich nach seiner Verlobung wiedersahen. Ganz unvermutet war sie zur Korridortür herausgetreten — als ob sie auf ihn gewartet hätte.

„Du hast dich ja schnell getröstet!“ sagte sie leise, und ihre Augen bohrten sich in sein Gesicht. „In Jolanthas Armen hast du mich recht bald vergessen!“ Sie lächelte in betörender Weise.

„Leonie, ich bitte dich, wenn dich jemand hörte!“ Ängstlich sah er sich um. „Es war dein eigener Wille —“

Sie lächelte, als er sie noch „du“ nannte — er wußte es wohl gar nicht.

„Wohl gab ich dich frei — für dich, aber nicht für eine andere! Doch diese andere hat viel Geld! Heinrich v. Altorf ist ein großer Rechenmeister — meine Hochachtung!“

„Leonie —“ fuhr er auf.

„Willst du etwa beschwören, daß du Jolantha liebst — so liebst wie mich?“

„Um ihres Geldes willen hab' ich sie nicht erwählt! — Doch, bitte, jetzt gib mir den Weg frei!“

Ganz dicht stand sie vor ihm auf der Treppenstufe, ihn am Weiterschreiten hindernd. „Eines will ich dir noch sagen, Heinrich v. Altorf: Wir beide gehören zusammen — immer! Und wenn du jetzt gehst, deine blonde Braut zu küssen, so sollst du denken, ich bin es!“ sagte sie mit scharfer Flüsterstimme.

Ihre exaltierte Art stieß ihn ab. Er sehnte sich förmlich nach dem reinen, stillen Gesicht seiner Braut. Mit einer herrischen Bewegung ging er an ihr vorbei, ohne ein Wort zu sagen.

Oben sprach er den Wunsch aus, bald zu heiraten. Der Oberstleutnant war sehr damit einverstanden, da er kein Freund eines langen Brautstandes war. Im Mai schon sollte die Hochzeit sein.

Man kaufte eine kleine Villa, und die Möbel wurden bestellt. Mit rührender Freude war Jolantha dabei, sie auszusuchen. Für jedes Stück hatte sie das größte Interesse. Was ihr gefiel, kaufte sie ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt.

Leonie sah voller Neid, über welch große Mittel Jolantha verfügte — — — und das alles hätte ihr Bruder haben können, wenn die Freundin sich ihm verlobt hätte, statt —

Sie war oft außer sich vor Zorn, daß es anders gekommen war, als sie geplant hatte.

Ende April wollte das Brautpaar in Begleitung von Tante Cölestine nach Berlin fahren, um dort noch die letzten Einkäufe zu machen.

Wenige Tage vorher kam Heinrich ganz verstört

zur Braut. Aus der Reise konnte nichts werden, denn ein Telegramm berief ihn nach Großlabau. Onkel Christian war schwer erkrankt und wünschte sein Kommen.

Tapfer zwang Jolantha ihre Enttäuschung nieder. Sie hatte sich sehr auf diese Reise gefreut. „Natürlich mußt du fahren, Liebster! Es tut dir wohl sehr leid, nun vielleicht auch den letzten Verwandten zu verlieren! Aber du hast mich ja!“

Zärtlich schmiegte sie sich an ihn.

Leise glitt seine Hand über ihr blondes Haar. „Ja, ich habe dich —“ Dabei horchte er auf die Stimmen in seinem Innern, die ihn anklagten: „Warum hast du so voreilig gehandelt, warum dieses Mädchen an dich gefesselt? Du konntest jetzt noch frei sein — und dann wäre Leonie — —“

Mit fast schmerzhafter Gewalt preßte er Jolanthas Kopf an seine Brust, damit sie nicht in seinem Gesicht lesen konnte.

Sie mißverstand ihn — sie glaubte, der Kummer um den Oheim quäle ihn, und sie tröstete ihn mit ihrer lieben, sanften Stimme.

Noch am gleichen Tage reiste er ab.

Als Leonie es erfuhr, war sie außer sich. Die tollsten Vorstellungen lebten in ihrer Phantasie.

Sie bestürmte Jolantha förmlich um Nachricht.

Heinrich hatte nach seiner Ankunft sofort depeschiert. Noch lebte der Oheim; er war bei klarem Verstande und hatte sich über sein Kommen sehr gefreut. Aber jede Stunde konnte die Auflösung bringen.

Das war der Inhalt des Telegramms, das Leonie förmlich mit den Augen verschlang, als Jolantha es ihr zeigte.

„Arme Jolantha!“ murmelte sie mit zuckenden

Lippen. „Wenn ihr nun Trauer bekommt, könnt ihr doch noch nicht heiraten!“

„Nun, dann wird Großpapa sich freuen, wenn er mich noch bei sich behalten kann. Übrigens sind wir jung und können warten.“

Warten — — Zeit gewinnen! Eine schwache Hoffnung keimte in Leonie auf, daß doch noch alles gut für sie würde.

— — — — — — — — — — — — —

Altorf hatte dem Oheim die letzte Ehre erwiesen. Sein Urlaub war abgelaufen. Er mußte zurück.

Als er sich von der Witwe verabschiedete, gab sie ihm einen Brief. Mit ihren ernsten dunklen Augen sah ihn die stattliche, sympathische Frau offen an.

„Ich danke Ihnen nochmals, Herr v. Altorf, daß Sie meinem Rufe sofort gefolgt sind, und daß Sie mir in diesen letzten schweren Tagen so treu beigestanden haben. Es war mir ein Zeichen, daß Sie mir nicht zürnen. Und wenn Sie den Brief gelesen haben, den ich Ihnen hier im Auftrag unseres teuren Entschlafenen gebe, werden Sie ihm sicher ein freundlicheres Andenken bewahren, als Sie vielleicht bis jetzt getan haben. Ich weiß, daß Ihnen eine sehr liebe Hoffnung genommen ist. Unser lieber Verstorbener hat mir nichts verhehlt. Ich habe mit Ihnen gefühlt, und an mir hat es sicherlich nicht gelegen, daß Sie damals einen ablehnenden Bescheid bekamen — — Es hat sich jetzt ja nun anders für Sie gefügt, und ich freute mich sehr, als Ihre Verlobungsanzeige kam, die mir sagte, daß Sie jene alte Geschichte überwunden hatten.“

Er neigte sich tief über ihre Hand zum Abschied. Und als er im Zuge saß, entfaltete er den Brief, der ihm förmlich wie Feuer auf der Brust brannte.

Nach einigen einleitenden Worten schrieb der

Oheim: „Daß Du nun kurz entschlossen Deine Beziehungen zu der Baronesse Reinach gelöst und Dir in Jolantha Teschendorf eine Lebensgefährtin gesucht hast, hat meine volle Billigung gefunden. Leopold Teschendorf und ich, wir kannten uns in unserer Jugend und verkehrten miteinander. Er ist ein wertvoller Mensch, und wenn seine Enkelin ebenso ist, woran ich nicht zweifle, dann kannst Du Dir gratulieren. Du hast gesehen, daß das Mädchen, das Du Dir anfangs zum Weibe gewünscht hast, nicht die uneigennützige, starke Liebe zu Dir hatte, die zu einer wahren Ehe nötig ist. Sie hat die Prüfung nicht bestanden, die ich euch auferlegte. Ich weiß alles. Ich kenne die Familie aus genauen Berichten, die mir auf mehrfache Erkundigungen hin geworden sind. Ich habe nur Dein Bestes im Auge gehabt, habe nicht lieblos und aus Laune so gehandelt; es war mit vollster Überlegung geschehen, um die Baronesse Reinach zu prüfen. Die Folgerungen, die sie anscheinend aus meiner späten Verehelichung gezogen hat, waren irrig, denn nicht ein Jota weniger wird Dir aus meinem Nachlaß zufallen. Großlabau wird Dein Eigentum, ebenso mein gesamtes Barvermögen — mit Ausnahme natürlich der Rente, die Du meiner Witwe bis zu ihrem Lebensende zu zahlen hast. Aus dem Testament wirst Du die näheren Bedingungen genau ersehen. So hat es die hochherzige Frau selbst gewünscht, die Dich in Deinem rechtmäßigen Besitz nicht geschmälert wissen wollte, und die mir durch ihre Güte die letzten Tage leicht gemacht hat. Nicht die Aussicht auf Vermögensvorteil hat sie meine Werbung annehmen lassen — nein, nur die Schlechtigkeit böser Menschen hat mich veranlaßt, ihr meinen Namen zu geben, da ich sie sonst anders nicht mehr in meinem Hause

halten konnte, sie, die mir unentbehrlich geworden war. Dies die Erklärung dessen, was Dir vielleicht unbegreiflich erschienen ist — und auch ein Beweis dafür, daß man nicht blind des Nächsten Handlungen beurteilen und verurteilen soll. — Bleibe ein Altorf, bleibe so, wie Du bist! Ich war stets mit Dir zufrieden, ich war stolz auf Dich, Heinrich! Wie einen Sohn hab' ich dich geliebt! Und nun gehab Dich wohl! Bald werde ich in dem unbekannten Lande sein, von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt."

Ergriffen faltete Heinrich die Bogen wieder zusammen, glättete sie und steckte sie in den Umschlag.

Im Innern tat er dem Oheim Abbitte. Wie hatte er ihn verkannt — und das, was er getan oder vielmehr nicht getan, hatte ihm, dem Neffen, ein wahres Glück schaffen sollen, ein Glück, wie es sich im Geiste des alten Herrn malte, der nicht die lebensprühende, reizvolle Persönlichkeit Leonies kannte, der nicht wußte, wie heiß ihre Küsse brannten.

Unbeschreibliche Empfindungen erfüllten den Mann, der grübelnd in den Polstern des Abteils lehnte. In verlockender Süße tauchte Leonies Bild vor ihm auf — sie fuhr mit ihm.

Zehntes Kapitel.

Wie zerschlagen fühlte sich Altorf, als er am anderen Morgen in seiner Garnison anlangte.

Er hatte eben seine Fahrkarte abgegeben, als ihm wie von ungefähr Leonie Reinach entgegenkam. Er erkannte sie sofort — trotz des dichten Schleiers, den sie trug.

Sie blieb stehen. „Ah, welche Überraschung, Herr v. Altorf!" rief sie mit gutgespieltem Erstaunen und reichte ihm unbefangen die Hand.

Ihre Anwesenheit berührte ihn peinlich, denn daß der Zufall sie nicht zu einer bei ihr so ungewohnt frühen Morgenstunde hierher geführt, war ihm klar.

Sie hatte ihn offenbar erwartet. Ihre fieberhaft glühenden Augen, die ihn aus ihrem blassen, überwachten Gesicht anblickten, verrieten zu deutlich die Erregung, die in ihr tobte. Von Jolantha hatte sie sicher alles erfahren, die in ihrer Ahnungslosigkeit unmöglich wissen konnte, was Peter Christophs Tod für ihn und Leonie bedeutete.

„Dein Oheim ist tot?“ begann sie mit leiser Stimme.

„Gestern haben wir ihn begraben.“

„Und wie ist alles gewesen?“

„Ich bitte Sie, Leonie! Hier ist doch nicht der Ort, sich auszusprechen!“ sagte er ernst. „Wenn uns jemand sähe! Seien Sie doch vernünftig!“

Sie lächelte bitter. Jeder Nerv an ihr bebte vor fieberhafter Erwartung. Und der Mann, der mit ernstem, verschlossenem Gesicht an ihrer Seite schritt, forderte sie auf, vernünftig zu sein!

Am Ausgang des Bahnhofes verabschiedete er sich von ihr und stieg in eine Droschke.

Sie starrte dem Wagen nach, bis er ihren Blicken entschwunden war. Nicht ein einziges Mal hatte Heinrich sich umgesehen!

Als der junge Offizier vor seiner Wohnung ausstieg, kam gerade ein Bote mit einem Brief von Jolantha. Sie schrieb: „Liebster, ich grüße Dich! So gern wäre ich nach der Bahn gekommen, Dich zu sehen. Doch ich hab' mir das Glück versagt, denn nach einer langen Nachtfahrt hat man vor allen Dingen das Bedürfnis nach Ruhe — ist man zu abgespannt zu allem anderen. Den Zug, der Dich mir brachte, hab' ich von unserem Giebelstübchen schon in der Ferne kommen sehen. Ich

hab' ihm zugewinkt, und nun beeile ich mich, Dir ein paar Worte zu sagen — nur ein paar. Deine Jolantha denkt an Dich — immer — in jeder Stunde, und Deine Jolantha küßt Dich!"

Das war wieder ganz die Zarte, Rücksichtsvolle. Dankbar erkannte er das an. Wie fein sie ihn verstand!

Er wusch sich und vertauschte das Zivil mit der Uniform, um sich zurückzumelden.

Gegen Mittag begrüßte er kurz den Oberstleutnant und die Braut und versprach, am Abend wiederzukommen. —

Leonie blieb den ganzen Tag daheim. Sie saß am Fenster und arbeitete. Niemand entging ihr, der das Haus betrat oder verließ.

In der Nachmittagsstunde schlüpfte sie unter irgend einem Vorwand hinauf zu Jolantha. Sie mußte in Erfahrung bringen, ob Heinrich am Abend noch kommen würde. Mittags hatte sie ihn so bald schon wieder fortgehen sehen.

Jolantha empfing Leonie in ihrem Mädchenstübchen, das sie sich zierlich und geschmackvoll eingerichtet hatte. Auf ihrem Nähtisch und Schreibtisch prangte das Bild des Verlobten zwischen frischen blühenden Blumen.

„Wie lieb, Lonny, daß du kommst! Jetzt bleibst du und trinkst Tee mit mir!"

In geschäftigem Eifer setzte sie alte Meißner Tassen auf den Tisch, die Kakesdose, angefüllt mit guten Sachen, und zündete das Spiritusflämmchen unter dem Kupferkessel an.

„So — nun können wir plaudern! Großpapa liest, und Tante ist mit dem Herrichten des Abendessens beschäftigt."

„Gott, hast du's gut, Joli!" Leonie seufzte. „Dein Verlobter ist zurück?"

„Ja, Lonny, heute morgen.“

„Warst du an der Bahn?“

„Nein, es war mir zu früh. Nicht für mich — nur, ich wollte Heinz nicht gleich in Anspruch nehmen. Er war doch sicher abgespannt von der Reise und den Aufregungen. Heute mittag war er flüchtig da. Zum Abend erwarten wir ihn.“

„Der Tod hat nun alle eure Pläne umgestürzt?“

„Es ist der ausdrückliche Wunsch des alten Herrn gewesen, daß nichts geändert werden soll, sagt Heinz. Ich überlasse ihm natürlich alles.“

Durch geschickte Fragen hatte Leonie bald erfahren, was sie wissen wollte. Heinz war Universalerbe seines Oheims geworden. Diese Nachricht betäubte sie fast. Sie hatte das nicht erwartet, nicht erwarten wollen. War das nicht zum Verzweifeln? Und sie — sie selbst trug die Schuld, daß es nicht so war, wie es hätte sein können, wie Heinrich es gewünscht! An ihr nur lag es. Weshalb war sie so schnell bereit gewesen, ein Band zu lösen, das die Liebe geknüpft! Sie hatte in dem halben Jahre noch nichts gewonnen — und jetzt alles verloren!

Wie rasend klopfte ihr Herz, und ihr Groll gegen Jolantha, die doch schuldlos an allem war, wuchs riesengroß. Nichts hätte ihrem Glück im Wege gestanden — nur diese eine da! Und sie würde auch nicht weichen, dazu war ihre Liebe zu groß und zu tief. Aber — Jolantha Teschendorf war auch stolz. Wenn sie erfuhr, daß ihr Verlobter sie nur um des Geldes willen gewählt, daß sein Herz ihr nicht gehörte —

Wilde, abenteuerliche Gedanken wälzten sich durch ihr Hirn. Mühsam hielt sie die Unterhaltung aufrecht. Ihre Lippen formten Worte, von denen ihr Geist nichts wußte, der nur von dem einen Gedanken be-

herrscht wurde, sich den geliebten Mann zurückzuerobern — um jeden Preis!

Da klingelte es. Ein Säbel klirrte, eine wohlbekannte Stimme sprach.

Beide Mädchen lauschten darauf. Mit glücklichem Lächeln sah Jolantha nach der Tür. Sie machte unwillkürlich eine Bewegung, um aufzustehen. Doch die Rücksicht auf den Besuch hielt sie zurück.

Leonie erhob sich.

„Herr v. Altorf ist's. Da will ich nicht länger stören."

„Du störst nicht, Lonny," entgegnete Jolantha herzlich, und immer noch lauschte sie auf seine Stimme, seinen Schritt, der jetzt der Tür näher kam.

Tante Cölestine öffnete und blieb auf der Schwelle stehen. „Darf Heinrich eintreten? Er sagt zwar, nur die Sehnsucht nach der alten Tante habe ihn hergetrieben — nun, was das zu bedeuten hat, weiß ich schon. Er wird Hunger haben!" Sie lachte und ging wieder. Bei sich dachte sie: „Nun wird ja die Reinach endlich einsehen, daß sie überflüssig ist!"

Leonie beobachtete mit brennenden Augen den jungen Offizier, der sehr ernst aussah. Mit einem Handkuß begrüßte er die Braut und wandte sich dann ihr mit förmlicher Verneigung zu.

„Sie haben mich hier überrascht, Herr v. Altorf," sagte sie. „Ich habe nicht geglaubt, daß es schon so spät ist. Wir haben die Zeit verplaudert. Nun muß ich mich schelten und um Verzeihung bitten, daß ich Jolantha so lange aufgehalten habe."

„Aber nein, Lonny, du hast mir sehr schön über den Nachmittag hinweggeholfen — und nun bitte ich dich, iß zu Abend mit uns!" In einem plötzlichen Impuls fügte sie diese Einladung hinzu, trotzdem sie genau wußte, daß Tante Cölestine nicht einverstanden sein

würde. Aber sie konnte nicht anders. Es war ihr zu peinlich, wenn Leonie jetzt gehen mußte.

Ohne weiteres nahm Leonie die Einladung an. Zu Cölestines Erstaunen und heimlichem Mißvergnügen mußte das Mädchen noch ein Gedeck auflegen.

Während Jolantha diesen Auftrag gab, blieben Leonie und Heinrich einen Augenblick allein.

Lächelnd sah sie ihn an.

„Ich begreife nicht —“ nahm er das Wort.

„Daß ich Jolanthas Aufforderung folge? Soll ich eine so freundliche Einladung ausschlagen?“

„Haben Sie nicht das Gefühl, wie peinlich es sein muß —“

„Peinlich? Wieso?“ Sie zuckte die Achseln. „Wir werden nicht vermeiden können, uns öfter zu begegnen. Ich, die ich Jolanthas Freundin bin, kann mich doch nicht plötzlich ohne weiteres von ihr zurückziehen!“

„Wenn meine Braut wüßte —“

„Dann sagen Sie es ihr doch, wenn Sie es für nötig halten. Sagen Sie ihr doch, daß wir uns einst geliebt, aber wegen Mangel an dem nötigen Kleingeld nicht zusammenkommen konnten!“ höhnte sie.

Unwillig stieß er mit dem Fuße auf.

„Oder ist es nicht so?“ Sie trat nahe an ihn heran. Ihre Augen bohrten sich förmlich in sein blasses, ernstes Gesicht.

„Leonie, seien Sie nicht so unvorsichtig! Wenn man kommt —“

„Mir ist es gleich! Ich habe nichts zu verlieren!“ sagte sie kalt. „Und Sie doch auch nicht — — mehr!“ fügte sie langsam hinzu, seinen Blick festhaltend.

Eine Blutwelle ergoß sich über sein Gesicht. Er hatte sie verstanden. Zornig preßte er die Lippen aufeinander und wandte sich von ihr.

Zu seiner Erleichterung kam Jolantha herein.

„Weshalb stehst du so auf dem Sprung, Lonny? Hat Heinrich nicht verstanden, dich zu unterhalten? — Kommt nun hinüber — Großpapa wartet.“

Der alte Herr saß in der Loggia, sich in den Strahlen der Abendsonne wärmend.

Festlich war der Tisch gedeckt, reich mit Kristall und Blumen geschmückt. Verstohlen flog Leonies Blick darüber hin, und Neid erfüllte sie, wenn sie an ihren ärmlichen und dabei so arg vernachlässigten Haushalt dachte.

Das Mädchen trug auf. Es gab klare Fleischbrühe mit Spargelspitzen, dann junge Brathühner mit Spargeln, Erbsen und Morcheln.

Leonie ließ es sich schmecken. Die trüben Gedanken sollten ihr den Appetit nicht rauben.

Das Brautpaar saß ihr gegenüber. Jolantha war förmlich vom Glück verklärt. Jedes Wort, jede Bewegung waren wie eine zarte Liebkosung für den Geliebten.

Heinrich war ziemlich schweigsam. Von seiner Reise sprach er gar nicht. Wenn er von seinem Teller aufblickte, sah er gerade in Leonies drängende, forschende Augen. Er fühlte, wie sie vor Begierde verging, zu erfahren, was sich zugetragen. In einem hellblauen, am Halse freien, enganliegenden Leinenkleide, das die schönen, vollen Formen ihrer Gestalt vorteilhaft hob, saß sie da am Tische, und er — er konnte nicht vergessen, wie ihre roten Lippen ihn hingebungsvoll, sehnsüchtig geküßt. Das machte ihn unfrei und befangen.

Als sich kurz nach dem Essen Leonie verabschiedete, dachte Tante Cölestine befriedigt: „Gottlob, daß sie doch so viel Takt hat und geht! Das bißchen Essen hab' ich ihr ja gegönnt!“

Gegen zehn ging Leonie noch einmal auf die Straße, um selbst einen Brief nach dem Postkasten zu tragen. Sie hatte einen Staubmantel übergeworfen und einen hellen Chiffonschal über das Haar gelegt.

Und wenn sie vom Briefkasten zurückkam, würde ihr Heinrich v. Altorf begegnen. Sie hatte genau aufgepaßt und gehört, daß er sich oben verabschiedete.

Ihre Berechnung war richtig. An der Straßenecke kam er ihr entgegen.

Sie blieb stehen. „Ich hab' auf dich gewartet."

Er sah sie finster an. „Wir haben uns nichts mehr zu sagen!"

„Oder sehr viel!"

„Dann sagen Sie schnell, was Sie noch von mir wollen!"

Sie bog auf die andere Seite der Straße, die mit dichtbelaubten Kastanienbäumen bepflanzt war, deren rote und weiße Blütenkerzen zu vollster Pracht entfaltet waren. Niemand war zu sehen. Sie gingen im schützenden Dunkel der Bäume.

„Begreifen Sie nicht, Leonie, in welch unwürdige Lage Sie mich und sich bringen!" sagte er ungehalten. „So finden Sie sich doch mit den Tatsachen ab! — Was wollen Sie denn noch?"

„Dich will ich — dich!" schlug es da in bebenden Lauten an sein Ohr. Er fühlte ihren weichen Körper dicht an dem seinen, fühlte ihre Arme um seinen Hals, ihre heißen Lippen auf seinem Munde. Sie klammerte sich an ihn und küßte ihn in wilder Leidenschaft. „Heinz, mein Heinz, mir gehörst du — mir! Ich sterbe, wenn du mich verlässest!"

„Lonny — du!" flüsterte er heiser.

„Nun wird noch alles gut!" jubelte sie. „Du liebst

mich noch, und ich werde dein — — ich lasse dich der anderen nicht — niemals!"

Da kam er zu sich. Verwirrt blickte er um sich. Wie hatte er sich nur so hinreißen lassen können! Ein ekler Geschmack lag ihm plötzlich auf der Zunge. Erbärmlich, verächtlich kam er sich vor. Als ob er einen wüsten Traum geträumt, so war ihm zumute.

Er wollte sich aus Leonies Armen befreien. Sie hielt ihn fest. „Nein, du, gib dir keine Mühe, ich lasse dich nicht, du bist gefangen!" sagte sie mit dem girrenden Lachen, das ihn einst halb toll gemacht. „Du —" eng drückte sie sich an ihn und suchte seinen Mund.

Er wandte seinen Kopf zur Seite und nahm mit einer energischen Bewegung ihre Arme von seinem Hals.

„Du tust mir ja weh!" Sie stieß einen leichten Klagelaut aus.

„Warum haben Sie mir aufgelauert, Leonie? Warum immer wieder an das Vergangene rühren? Es ist ja doch nichts mehr zu ändern —"

„O ja! Wenn du ein Mann bist, dann kann es morgen — jetzt schon — wieder so sein, wie es war!" rief sie.

„Wie meinen Sie das?" fragte er langsam.

„Muß ich dir das erst sagen? Durch den Tod deines Oheims bist du unabhängig geworden — das, was wir einst hofften. Was liegt nun unserer Verbindung im Wege?"

„Nur das, daß ich mein Wort einer anderen gegeben habe," erwiderte er mit Nachdruck.

„Kann man Worte nicht wieder zurücknehmen, Irrtümer einsehen, Bündnisse lösen?" Sie faßte seine Hand. „Sieh, Heinz, dein Herz gehört mir, wird mir immer gehören — nicht sechs Monde sind es her, daß du mir das gesagt."

„Als ich Sie bat, zu warten und mein einfaches Leben mit mir zu teilen, da wollten Sie nicht."

„Es war in deinem Interesse, nur in deinem Interesse, Heinz!" unterbrach sie ihn hastig. „Was lag an mir — ich war es ja nie anders gewöhnt. Du aber —" eine Angst erfaßte sie, er könnte ihr wieder entgleiten, als sie ihn dastehen sah, ernst, sinnend, nachdenklich. „Heinz, wir beide, wir gehören doch zusammen! Alles will ich dir sein. Ohne deine Liebe muß ich vergehen." Sie hob die gefalteten Hände und mit schwimmenden Augen sah sie ihn an.

Wie beredt sie jetzt war, wie demütig, da es galt, den vorher verschmähten Mann wieder auf ihre Seite zu ziehen! Eine leise Bitterkeit stieg in ihm auf, wenn er daran dachte, daß sie früher mit derselben Beredsamkeit von ihm losstrebte, weil er ihr kein genügendes Auskommen bieten konnte. Nun freilich war das anders geworden.

Da straffte sich seine Gestalt. „Nein, Leonie!" sagte er hart.

„Heinrich —"

„Du weißt, ich bin gebunden, und das Band kann ich nicht lösen, ohne zu bekennen, daß ich ein — Schurke wäre. Meine Braut liebt mich, und sie ist mir teuer. Ich kann und mag ihr diesen Schmerz nicht zufügen. Und der Oberstleutnant —"

„Der Alte! Was geht er dich an! Und sie — sie wird dich vergessen! Dein Glück ist das nächste."

„Oder meine Ehre! Wir haben uns unser Geschick selbst gezimmert, und der Zwischenfall, den wir nicht voraussehen konnten, der kann jetzt nichts mehr ändern. Es bleibt so, wie es ist!"

„Heinrich!" rief sie flehend.

„Nein, Leonie, ich kann nicht! Nie vermöchte

ich jemand wieder frei ins Auge zu sehen. Und Jolantha —"

„Ah, was geht sie mich an! Ich hasse sie, die meinem Glück im Wege steht!"

Er faßte die Maßlose fest am Handgelenk. „Mäßigen Sie sich, Leonie! Als letztes Wort, als letzte Bitte sage ich: fügen Sie sich! Ich kann nicht wieder zurück. Und ich will auch nicht. Jolanthas Glück und ihre Zufriedenheit sind mir heilig."

„Und ich — und ich?" rief sie wild. „Was bin ich dir noch?"

Er sah sie lange und schweigend an.

Dann bot er ihr die Hand. Unbeschreibliche Empfindungen kämpften in ihm. Doch die innere Ruhe zeigte ihm, daß er auf dem rechten Wege war. Er würde diese Leidenschaft in ehrlichem Kampfe überwinden. „Gehen Sie heim, Leonie!" sagte er weich.

Sie stieß seine Hand zurück. Ihr Gesicht verzerrte sich. „Und wenn ich es ihr sage?" rief sie außer sich. „Ich sage es ihr, daß nie dein Herz ihr gehört, daß du nur mich geliebt hast und nur mich noch immer liebst!"

„Diese Gemeinheit werden Sie nicht begehen!"

„O ja!" rief sie trotzig und warf den Kopf so ungestüm zurück, daß der Schal von ihren Haaren glitt. „O ja, ich tue es! Ich sage es ihr — und dann lache ich — lache ich — —"

Ernst, fast traurig sah er in ihr Gesicht mit den unheimlichen Augen, dem häßlich verzogenen Munde. War das das Mädchen, das er so heiß geliebt? Wie eine Bacchantin stand sie da, bar jeder mädchenhaften Würde. Und neben ihr tauchte ein anderes Bild auf — lieblich, rührend — —

Ein großer Schmerz erfüllte ihn und eine große Traurigkeit.

„Tun Sie, was Sie wollen! — Das eine sage ich, damit Sie nicht enttäuscht sind: Welche Wendung Sie auch heraufbeschwören, zu Ihrem Vorteil wird es nie sein! Selbst wenn meine Braut das Verlöbnis mit mir löst, nie werde ich zu Ihnen zurückkehren. Nie! Das schwöre ich Ihnen. Sie werden mir fremder sein als das fremdeste Weib! — Das ist meine Antwort. Also handeln Sie, wie Sie denken. Ihr Wille ist frei. Wir haben uns nichts mehr zu sagen."

Damit wandte er sich zum Gehen.

Sie stieß ein gellendes Lachen aus. Dann lief sie ihm nach, hielt ihn am Ärmel fest. „Nein, wir haben uns nichts mehr zu sagen!" keuchte sie. „Doch — nur eines noch! Ich werde schweigen, werde ihr nichts sagen! Unser Geheimnis verkettet uns fester miteinander. Und loskommen sollst du nicht von mir — nie! Ich werde an dich denken — immer und ewig, mit allen meinen Gedanken, mit allen Kräften! Und du, Heinrich Altorf, bist mir doch verfallen, deine Seele lasse ich nicht — die gehört mir!" Sie griff in die tief herabhängenden Zweige eines Baumes und riß einige Blätter ab, die sie mit zitternden Händen in viele kleine Stücke zerpflückte. — „So — mit meinen beiden Händen wie dieses Blatt, so halte ich deine Seele — und zerreiße sie. Du sollst ein freudloser Mann werden, wie du mich freudlos gemacht hast! — Ich will, daß ich dein einziger Gedanke sein werde — in deine Träume werde ich dich verfolgen, und in den Armen deiner Frau sollst du nur an mich denken, sollst —"

Er hielt ihr die Hand auf den Mund. „Sind Sie von Sinnen?"

„Keine Angst — die hab' ich noch immer gut beisammen!"

„Dann sind Sie wohl auch von der Sinnlosigkeit Ihrer Worte überzeugt. Sie schrecken mich nicht — höchstens flößen sie mir Abscheu ein — und Bedauern, daß ich ein Mädchen geliebt, das sich so maßlos gebärdet — und so geschmacklos!“

Er war seltsam ernüchtert durch diesen hysterischen Ausbruch. Leonie hatte sich ihm heute in einem ganz neuen Lichte gezeigt, hatte ihm Abgründe in ihrer Seele enthüllt, von denen er früher keine Ahnung gehabt.

Die Verachtung in seinem Ton brachte sie außer sich.

Sie warf sich vor ihm nieder und umklammerte seine Hände. „Heinrich, du treibst mich in den Tod!“ wimmerte sie.

Er riß sie hart empor. „Spiele keine Komödie! Wie es gekommen ist, ist deine eigene Schuld! Mich hältst du nicht mehr auf!“

Er ging, sah sich nicht nach ihr um.

Sie blieb auf derselben Stelle und starrte ihm nach. Ein böser, heimtückischer Zug entstellte ihr Gesicht. Drohend ballten sich ihre Hände.

Elftes Kapitel.

Ein leises Klopfen an der Tür schreckte Jolantha aus ihrem Halbschlummer. Fragend wandte sie den Kopf nach dem eintretenden Stubenmädchen.

„Baronesse Reinach lassen nach dem Befinden der gnädigen Frau fragen.“

„Wer ist da?“

„Die Baronesse selbst.“

„Oh, dann bitten Sie die Baronesse zu mir herauf,“ sagte Jolantha lebhaft und richtete sich auf der Chaiselongue auf. Sie wollte aufstehen. Es kostete sie Mühe,

und ehe sie sich von den Decken befreit hatte, war auch Leonie Reinach schon da.

Sie warf achtlos Muff und Täschchen beiseite und eilte auf die junge Frau zu. „O nicht doch! Wenn du nicht liegen bleibst, gehe ich sofort wieder!“

Mit liebevoller Gewalt drängte sie die Widerstrebende auf das Lager zurück, stopfte ihr die Kissen in den Rücken, zog die seidene Decke bis unter ihre Arme und nahm Platz auf der Chaiselongue, dicht neben Jolantha, deren blasse Hände fest in den ihrigen haltend und sie streichelnd.

„So, jetzt darfst du sprechen und dich rühren!“

„Nachdem du mich so wehrlos gemacht hast?“ lächelte die junge Frau.

„Anders ist dir, du Eigensinn, ja nicht beizukommen! Du weißt doch, wie dein Mann sich sorgt!“

„Ihr seid alle viel zu ängstlich! — Ich fühle mich schon bedeutend besser!“

„Siehst auch famos aus, Liebste!“ Zärtlich tätschelte Leonie die blassen Wangen der Freundin, deren ganzes Aussehen noch die Spuren schwerer Krankheit trug. „Der Arzt ist doch zufrieden? Was sagt er?“

„Sobald es wärmer wird, darf ich in der Mittagsstunde auf zehn Minuten hinaus in die Sonne. Wie ich mich darauf freue! Wie ist denn heute das Wetter?“

„Nun, von den ersten Apriltagen könnte man mehr verlangen! — Ich hab' sogar den Muff noch, so fror mich bis in die Fingerspitzen,“ lächelte Leonie.

Und Jolantha lächelte auch; denn der wertvolle Riesenmuff war ihre Weihnachtsgabe für die Freundin gewesen, die ganz verliebt in ihn war und sich nur schwer von ihm trennen konnte. Er wirkte so dekorativ an ihrer Erscheinung.

„Mama läßt dich vielmals grüßen und dir gute Besserung wünschen."

„Danke. Wie geht es ihr?"

„Immer so weiter. Du weißt ja, wie sie ist. Benno macht ihr Sorgen —"

„Schon wieder?"

„Ja, Joli. Und diesmal durch seine Solidität. Er ist seit vielen Monaten wie umgewechselt — so still und in sich gekehrt. Da braucht es Zeit, ehe man sich bei dem lebenslustigen Burschen daran gewöhnt. Sie weiß ja nicht, was für eine schwere Erfahrung ihn so veränderte!"

Bedeutungsvoll sah sie auf die junge Frau, die gequält die Augen niederschlug und eine abwehrende Bewegung mit dem Kopfe machte.

„Sag, Lonny, hast du heute etwas vor?" fragte sie, ein anderes Thema anschlagend. „Nicht? Das ist schön! Dann bleib ein Stündlein bei mir."

Die andere zögerte. „Wenn es dich nicht zu sehr anstrengt?"

„Nein, nein! Ich sag's dir dann schon. Aber dich wird es vielleicht langweilen, hier zu sein, während draußen der Frühling lacht —"

„Vorläufig macht er noch ein so griesgrämiges Gesicht, daß einem hinter dem geheizten Ofen wohler ist. Und für mich, das weißt du, gibt's ja nichts Lieberes, als in deiner trauten Häuslichkeit zu sein!"

Jolantha klingelte, und das eintretende Stubenmädchen war der Baronesse beim Ablegen behilflich. Dann richtete sie den Teetisch her, den sie an die Chaiselongue rollte.

Als sie die Spiritusflamme anzünden wollte, sagte Leonie: „Lassen Sie mich das besorgen. — Gelt, du erlaubst es, Joli?"

Jolantha nickte und folgte mit den Augen der Freundin flinken Bewegungen, die die Tassen aufstellte und die letzten Handgriffe tat. Sie legte sich behaglich zurück und kreuzte die Hände hinter dem Kopf, daß die weiten Ärmel des dunkellila Schlafrockes herabfielen und die mageren Arme bis über die Ellbogen entblößten.

Leonie sah das, und unwillkürlich blickte sie auf ihre vollen, runden Arme, die prall von der eleganten Seidenbluse umschlossen wurden. Sie lächelte ein unbestimmtes Lächeln. Sollte sie wirklich nicht imstande sein, die andere zu verdrängen, die ihre ohnehin geringen Reize durch die Krankheit und den jetzigen Zustand beinahe ganz eingebüßt hatte?

Sinnend blickte Jolantha in die bläulich zuckende Flamme, lauschte auf das leise Summen und Singen, das sich in dem kupfernen Kesselchen erhob.

„Heut fühle ich so recht, daß es jetzt wieder bergan geht,“ sagte sie.

Leonie drückte ihre Lippen auf die Hände Jolanthas. „Wie mich das freut! Was haben wir für Sorgen um dich gehabt, dein Mann und ich!“

„Ja, du Gute, ich weiß wohl, wie du dich um mich bemüht hast.“

„Still davon! Nun wartest du noch geduldig ein kleines Weilchen und dann, wenn dein Kindchen erst da ist —“

„Ja, mein Kind!“ wiederholte die junge Frau mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln, und ein heller, rosiger Schein flog über ihr Gesicht. „Mein Kind — und sein Kind! Ach, Lonny, du kannst ja nicht begreifen, welche Seligkeit sich in diesen Worten birgt, und daß ich ihm das schenken darf, was er sich so heiß ersehnt! Ich kann die Zeit kaum erwarten.“

Sie faltete die schmalen Hände und lächelte vor sich hin.

Mit fest zusammengepreßten Lippen hörte Leonie darauf. Ihre Augenbrauen waren scharf zusammengezogen. Sie antwortete nichts, stand hastig auf und tat einige Schritte nach dem Fenster hin. Die junge ahnungslose Frau durfte nicht in ihr Gesicht sehen, das so deutlich ihre Empfindungen widerspiegelte.

Ach, sie war ja nicht zur Ruhe gekommen — keine Stunde, und manchmal fragte sie sich, wie sie es eigentlich vermochte, mit solcher Unbefangenheit in Altorfs Haus ein und aus zu gehen. Das hatte er ihr nicht verbieten können, wenn auch sein finsterer Blick sie immer wieder fragte: Was hast du hier zu suchen?

Sie klettete sich so fest an Jolantha an, war von einer so aufopfernden Gefälligkeit und Selbstlosigkeit, daß er sich nur verdächtig gemacht hätte, wenn er Jolantha diese Freundschaft verbot.

Und ihr machte es Freude, ihn durch ihren Anblick, ihre Gegenwart zu quälen. Sie meinte ihn zu hassen — und liebte ihn doch heißer, schmerzlicher als je, nun er ihr endgültig verloren war.

Zischend kochte das Wasser über. Schnell wandte sie sich und goß den Tee auf. Die feinen, fast durchsichtigen Schalen füllte sie dann mit dem aromatischen Getränk und bediente die Freundin mit liebevollster Aufmerksamkeit.

„Wie würde Großpapa sich gefreut haben, wenn er das noch erlebt hätte!“ sagte Jolantha wehmütig, an ihre vorigen Worte anknüpfend, und ohne daß sie es verhindern konnte, rollten schwere Tränen über ihre Wangen.

„Mein Gott, Joli, vergißt du, was du deinem Manne versprochen hast? Du darfst dich deinem Schmerze

nicht so hingeben! Wenn das deine Tante wüßte! Sie ist doch ganz beruhigt über dein Befinden abgereist, und kaum bist du zwei Tage allein, dann weinst du wieder! Du hast vor allem die Pflicht, an dich und dein Kindchen zu denken."

„Das weiß ich, Lonny, und bemühe mich auch, meinen Schmerz zu unterdrücken. Aber manchmal überkommt es mich. Großpapa hat sich so sehr über mein Glück gefreut — und gern hätte ich ihm auch noch das letzte, größte gegönnt —"

„Er wußte es?"

„Ja. Heinz hatte es ihm gesagt." Sie errötete leicht. „Großpapa hat vor Rührung geweint — es war die letzte große Freude seines Lebens! Wir hätten nicht gedacht, daß wir ihn so schnell hingeben müßten, daß aus dem einfachen Katarrh Lungenentzündung würde. Kaum vierzehn Tage war er krank, und nun liegt er schon neun Wochen unter der Erde!"

„Und du hast dich an seinem Grabe erkältet, bist — entgegen dem Willen deines Mannes — fast täglich nach dem Friedhof gefahren, bis du dir in der scharfen Winterluft die böse Influenza geholt hast, die dich aufs Krankenlager warf und dich beinahe deiner süßen Hoffnung beraubte."

Vorwurfsvoll sprach Leonie, und Jolantha senkte den blonden Kopf. „Ja, du hast recht! Ich war leichtsinnig, und täglich danke ich Gott, daß es doch noch gut geworden ist. Deshalb bin ich auch eine so folgsame Patientin gewesen — ich, die ich nie in meinem Leben krank war! Und jetzt weiß ich, daß ich das Schlimmste hinter mir habe. Und im Sommer —" wieder lächelte sie ihr Lächeln, das wie Sonnenschein über ihr Gesicht flog, und in seligem Sinnen schloß sie die Augen.

Leonie bediente sich selbst. Sie ließ es sich schmecken. Jolantha war ihr gegenüber von einer unbeschränkten Gastfreundschaft.

Eine Erleichterung war es der Baronesse, als sie erfahren hatte, daß Cölestine Teschendorf nach Blankenburg ziehen wollte, wo zwei ebenfalls unverheiratete Basen von ihr wohnten.

Nachdem das Mädchen das Teegerät entfernt, nahm Leonie aus ihrer umfangreichen Tasche aus feinem dunkelgrünen Leder eine Handarbeit. „Darf ich, Joli?" fragte sie mit schelmischem Blick.

Die junge Frau errötete leicht. „Du Gute!" Sie hatte gesehen, daß es ein kleines Kinderhäubchen war, an dem Leonie häkelte.

In leichtem Geplauder verging ihnen die Zeit, und Leonie hatte der Freundin versprechen müssen, zum Abendbrot dazubleiben. Sie hatte diese Einladung ja erwartet und förmlich herausgefordert. Und jetzt war alles in ihr ein gespanntes Lauschen auf das Kommen Altorfs.

Ihrem feinen Ohre entging nicht das leise Klingen von Sporen auf der Treppe. Das Wohnzimmer lag im ersten Stock des Hauses, während das Herrenzimmer und die Gesellschaftsräume sich unten befanden.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie arbeitete emsig weiter und sagte nichts.

Jolantha hatte anscheinend das Kommen des Gatten überhört, denn sie sprach ruhig weiter, bis das Öffnen der Tür sie unterbrach.

„Heinz!" rief sie jetzt in holder Freude und richtete sich auf. Sie lächelte ihm entgegen. „Ich hab' dich gar nicht kommen hören."

„Ah, du hast Besuch! — Pardon, Baronesse!" Er

deutete auf seinen Anzug, da er noch den Reitrock mit den umgeschlagenen Schößen trug und die Reitstiefel. Den Reitstock hielt er in der Hand; so, wie er vom Pferde gestiegen, war er zu seiner Frau geeilt. Er küßte sie auf die Stirn. „Wie geht es dir? Wie fühlst du dich, Liebste?“

„O danke, sehr gut! Und Lonny war so lieb, mir Gesellschaft zu leisten. Ich bin so frisch wie lange nicht! — Und Lonny bleibt auch zum Abendessen,“ sagte sie lebhaft.

Er biß die Zähne zusammen.

Jolantha wollte jetzt aufstehen. Es wurde ihr schwer. Eilfertig sprang Leonie hinzu, ihr behilflich zu sein. Dabei fiel ihr die Arbeit vom Schoße. Er bückte sich, sie aufzuheben, und sah, was es werden sollte. Glühende Röte stieg in ihr Gesicht. Sie schlug die Augen nieder und war schon an Jolanthas Seite, ehe er seine Frau stützen konnte. Doppelt hinfällig neben Leonies prangender Gesundheit und Frische wirkte die zarte Gestalt der jungen Frau.

Leonie fing einen Blick des Mannes auf, den sie sich nach ihrer Weise deutete. Sie straffte ihre Gestalt noch mehr, und eine wilde Freude erfaßte sie bei dem Gedanken, was er sich gegen sie eingetauscht.

„Die Damen entschuldigen mich!“ sagte Altorf. Er nickte seiner Frau freundlich zu und ging hinaus, um sich umzukleiden.

Erst bei Tische sahen sie sich wieder, trotzdem er wußte, daß Jolantha ihn zu einem Plauderstündchen erwartet hatte. Aber es war ihm unmöglich, unbefangen Leonie gegenüber zu sein, die jede unschuldige Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, die er für seine Frau hatte, spöttisch belächelte.

Bei Tische führte sie die Unterhaltung, fragte ihn

nach dem Dienst, nach den Kameraden, war überhaupt mit allem vertraut.

„Der Oberst läßt dich grüßen, Jolantha. Er freut sich, daß es dir wieder besser geht,“ sagte Heinrich.

„Bitte ihn doch für Sonntag zu Tisch. Ich weiß, wie gern er in Familie ist, und auch mir ist der alte Herr sehr sympathisch.“

„Du, Joli, sage nicht ‚alter Herr‘! Da beleidigst du ihn. Er ist noch sehr frisch und sieht die Damen sehr gern!“ versetzte Leonie und lächelte vor sich hin. Sie wußte, welche Dame er besonders gern sah. Wenn er ihr begegnete, verschlangen seine blauen Augen sie förmlich, und noch jedesmal hatte sie ihn dabei ertappt, daß er stehen geblieben war, ihr nachzusehen. Und es hatte ihr Spaß gemacht, ihn durch kokette Blicke zu verwirren, wenn er sie grüßte.

Ein einziges Mal hatte sie ihn bei Altorfs getroffen. Er hatte sich zum Abendessen angesagt, und sie war gerade im Begriff gewesen, zu gehen, als er kam. So hatten sie nur zwischen Tür und Angel ein paar flüchtige Worte ausgetauscht. Leider! Denn sie brannte darauf, die Bekanntschaft, die von dem Wohltätigkeitsbasar der „Harmonie“ herrührte, weiter auszuspinnen.

„Wissen Sie auch schon, Herr v. Altorf, daß die Prinzessin Chlodwig hier im Schlosse Luisenruh Wohnung nehmen will? Es wird geputzt und hergerichtet. Ich sah es gestern beim Vorübergehen,“ fuhr Leonie ablenkend fort.

„Gerade wollte ich das den Damen erzählen.“

„Sie soll trotz ihrer fünfzig Jahre sehr lebenslustig sein. Nun, da kommt wenigstens wieder etwas Leben in unsere Stadt, die beinahe am Einschlafen ist! Ein Glück, daß sie sich auf uns besonnen hat. Da sie sich mit der Frau Herzogin nicht gut stehen soll, hat sie

wohl vorgezogen, hierher zu kommen. Sie will ihre Unabhängigkeit wahren."

„So ist es. Durch langjährigen Aufenthalt im Ausland hat sie sich einen weiteren Blick und eine vorurteilsfreiere Anschauung angeeignet, als bei Hofe üblich und lieb ist. Der regierende Herr hat seiner Schwester selbst den Vorschlag gemacht, um voraussichtlich eintretende Differenzen zwischen Gattin und Schwester zu vermeiden."

„Wie lange wird sie bleiben? Ihren unruhigen Geist duldet es ja nie lange an einem Ort."

Altorf zuckte die Achseln. „Das hängt von mancherlei ab. Vorläufig hat man den Aufenthalt wohl für zwei Jahre geplant. Prinz Adrian soll sich hier nach seiner Krankheit gründlich in der guten Thüringer Waldluft erholen."

„Wird er ins Regiment eintreten?"

„Nein — es ist ausgeschlossen, daß er wieder aktiv wird. Er paßt auch gar nicht zum Soldaten mit seiner stillen, phantastischen Künstlernatur. Er versucht sich in allem möglichen, aber sein Wollen übersteigt sein Können. Er zersplittert sich zu sehr, während er in einem bestimmten Fache vielleicht Tüchtiges leisten könnte."

„Kennen Sie den Prinzen?"

„Sogar sehr gut. Von meinem Kommando in Leiningen her. Er hat viel mit mir verkehrt und mich seiner Freundschaft gewürdigt."

„Ah, dann werden Sie sicher in den Kreis der Auserwählten kommen, den die Prinzessin um sich versammeln wird."

„Das wird von Ihrer Hoheit abhängen."

„Ganz wird sie sich gewiß nicht abschließen, wenn sie gesellig veranlagt ist. Mama hat mir viel von ihr

erzählt. Sie kennt sie von ihrer Jugendzeit her. Und der Kreis, der ihr hier zur Verfügung steht, ist nicht groß." Leonies Augen funkelten. Auf jeden Fall wollte sie bei der Prinzessin eingeführt werden. Sich beliebt zu machen, das würde ihr eine Kleinigkeit sein. Ihre rege Phantasie arbeitete. Vor allem mußte sie sich Jolanthas Freundschaft erhalten, denn wenn der Prinz und Heinrich bekannt waren miteinander, war es doch selbstverständlich, daß diese Bekanntschaft erneuert und auch auf Jolantha ausgedehnt wurde.

„Vorläufig wollen wir uns über die Hoheiten den Kopf noch nicht zerbrechen, liebe Lonny. Sie sind ja auch noch nicht hier," meinte die junge Frau lächelnd. Sie senkte erschöpft die Lider.

Ihr Gatte bemerkte es sofort. „Es wird Zeit für dich, zu Bett zu gehen, Liebste," sagte er. „Baronesse Reinach nimmt dir das gewiß nicht übel."

Leonie sprang sofort auf. „Nein, nein — gewiß nicht! — Du hast dich um meinetwillen gezwungen — und ich habe nicht die geringste Rücksicht auf dich genommen! Das kann ich mir nicht verzeihen — ich werde sofort gehen!"

„Morgen kommst du aber wieder, Liebste! — Heinz, du bist so freundlich und geleitest Lonny. Mir schenkt sie es heute. Inzwischen schickst du mir die Fanni."

Leonie drückte einen Kuß auf die blassen Wangen der jungen Frau. „Auf Wiedersehen! Schlafe recht gut!"

Mit ernstem Gesicht stand Heinrich an der Tür und wartete auf sie, und schweigend ging er neben ihr die Treppe hinunter.

„Ich finde Joli noch recht hinfällig, Herr v. Altorf. Sie sieht zum Erbarmen aus."

„Ihre gute Natur wird ihr helfen. Der Arzt ist

sehr zufrieden," antwortete er in gemessenem Tone und öffnete die Tür zu der Garderobe am Ausgang.

Sie setzte den Hut auf und legte den Schleier um. Kokett wiegte sie sich in den Hüften, und bei all ihren Bewegungen kamen die Vorzüge ihrer Gestalt voll zur Geltung. Da sah sie seine selbstvergessenen heißen Blicke im Spiegel. Sie lächelte, und Heinrich wandte den Kopf zur Seite, wie auf etwas Unrechtem ertappt, als ihre Augenpaare sich im Spiegelglase trafen.

Beim Anlegen des Jaketts mußte er ihr behilflich sein. Sie drängte sich da an ihn, schmiegte sich förmlich in seine Arme hinein, daß er ihre weiche, volle Gestalt an seinem Herzen fühlte.

Heiß schoß ihm das Blut durch die Adern. Wie im Schwindel schloß er die Augen und trat von ihr weg.

Sie lächelte ihr gefährliches Lächeln und ging mit einem triumphierenden Siegesgefühl, während der Mann wie betäubt über seine heiße Stirn mit der Hand fuhr.

Hatte sie noch immer Macht über ihn? So lieb und heilig ihm Jolantha war, er konnte ihr nicht die Leidenschaft, die Liebe entgegenbringen, auf die sie ein Recht hatte.

In ihren wunderschönen sanften Augen lag manchmal eine scheue, verwunderte Frage, ein ungläubiges Staunen, wenn er ihrer hingebungsvollen Zärtlichkeit leise auswich. Denn sie liebte ihn. Er fühlte, wie jeder Pulsschlag ihres Körpers nach ihm drängte. So viel Glut hatte er niemals in diesem herben, mädchenhaften Geschöpf vermutet, und es schmerzte ihn, daß ihn das so empfindungslos ließ.

Aber niemals durfte sie ahnen, daß sie seine Liebe nicht so besaß, wie sie annehmen mußte! Durch unausgesetzte Aufmerksamkeiten, durch liebevollste Für-

sorge suchte er sie über diesen Mangel hinwegzutäuschen. Noch war ihm das gelungen, doch wie lange noch würde es dauern, und ihr war ihre schöne Ahnungslosigkeit genommen! Die Freundin, die sie sich erwählt hatte, war ihre größte Feindin!

Vergebens hatte er Einspruch gegen die allzu häufige Anwesenheit Leonies erhoben. Sie kam, war da, behauptete ihren Platz an seinem Herd — und er war machtlos, weil er seinem Weibe nicht die Wahrheit sagen konnte.

In ihrer Herzensgüte hatte sie ihm widersprochen. „Lasse sie doch, Heinz! Was hat sie dir denn getan? Gönne ihr den Aufenthalt bei uns, zu Hause hat sie es wahrlich nicht gut! — Vielleicht lernt sie hier jemand kennen, der sie heiratet."

„Ehen stiften ist bekanntlich die Lieblingsbeschäftigung junger Frauen," hatte er ihr mit einem schwachen Versuch zum Scherzen erwidert.

„Junger, glücklicher Frauen!" betonte sie. „Ich wünschte es ihr von Herzen. — Also sei gut, Heini! Sie nimmt dir ja nichts weg!"

Nein, sie nahm ihm nichts — nur den Frieden seiner Seele! — Ach, wenn Jolantha ahnte!

Zwölftes Kapitel.

Voll strömte die frische Morgenluft durch die weit geöffneten Fenster in das große, lichte Zimmer, das Jolantha für ihr Kind gewählt hatte.

Sie hatte das kleine Wesen soeben gebadet, und nun lag es auf dem Tisch und strampelte in Wohlbehagen mit den Beinen. Glückselig neigte sich die junge Mutter über ihr Kind und bedeckte dessen rundliche Glieder mit zärtlichen Küssen. Sie wurde nicht

müde, es zu betrachten, zu liebkosen, und es dauerte lange, bis es wieder in seinem Körbchen lag, gesättigt und schlafbedürftig.

Behutsam wurde die Tür ein wenig geöffnet, und Heinrich schaute durch den Spalt ins Zimmer. „Darf man eintreten?“

Sie legte den Finger an den Mund. „Leise! Bubi ist am Einschlafen.“

Auf den Fußspitzen näherte sich der junge Vater dem weißen, spitzenverhangenen Körbchen, in dem das kleine Wunder lag, die winzigen Fäuste an die Wangen gepreßt, das Näschen krausgezogen. Eine vorwitzige Fliege umkreiste summend das Lager. Jolantha verscheuchte sie.

Er stand neben ihr, legte leicht den Arm um ihre Hüfte; sie lehnte sich gegen seine Schulter, und beide betrachteten in stummem Glück ihr Kind.

Er neigte sich und küßte den blonden Scheitel seines Weibes.

Sie fühlte die Berührung seiner Lippen mit süßem Schauer. „Heinz, hast du mich lieb?“ fragte sie leise.

„Wer sollte dich nicht liebhaben, kleine Jolantha!“ entgegnete er innig.

Ob sie so ganz befriedigt war von dieser Antwort? Ein Schatten flog über ihr zartes Gesicht. Sie hätte die Antwort wohl lieber weniger allgemein gehalten gehabt. Doch Heinz war wohl eine zu tiefe, innerliche Natur; er verstand wohl ihre Frauensehnsucht nach Zärtlichkeit nicht so; er trug sein Herz nicht auf der Zunge. Was sie ihm war, hatte sie ja deutlich gefühlt in der Zeit ihrer Krankheit — und dann nachher, als das Kind geboren wurde, seine Angst und Sorge um sie, seine Freude, sein jubelnder Dank, als alles glücklich vorüber. Das würde ihr unvergeßlich bleiben!

Sie setzten sich zum Frühstück. Der Morgenritt hatte den jungen Offizier hungrig gemacht, und er sprach den guten Dingen, die ihm Jolantha vorlegte, mit vielem Appetit zu.

So recht behaglich fühlte er sich; von niemand anders mehr mochte er bedient sein als von ihr, die mit ihren weißen Händen so anmutig am Tische hantierte.

Staunenerregend hatte sich die junge Frau verändert. Wie eine Rose war sie erblüht. Ihr Gesichtchen war wieder frisch und jung wie ehedem, die Farben zart und rein wie die einer Apfelblüte, und ihre früher so schmächtige Gestalt begann sich zu runden. Ein unbeschreiblicher Reiz, eine holde Anmut umfloß ihre Erscheinung, die förmlich verklärt und gehoben wurde durch das Glück der jungen Mütterlichkeit.

„Tante Cölestine hat auch geschrieben, Heini. Es geht ihr gut. Sie hat sich wieder eingelebt — nur Baby vermißt sie."

„Und sie fehlt mir. Solche Schwiegertanten läßt man sich schon gefallen."

„Weil sie so ausgezeichnet kocht," neckte sie.

„Fast hätte ich vergessen, Jolantha — ich soll dir Grüße sagen. Rate einmal, von wem?"

„Nun, vom Oberst."

„Selbstverständlich. Das rechne ich gar nicht mehr. Also von der Prinzessin. Wir begegneten ihr in der Leonhardtstraße. Sie trug mir auf, dir zu sagen, daß sie möglichst bald eine Wiederholung deines Besuches wünscht. Natürlich, wenn Baby es erlaubt. Heut nachmittag zum Tee erwartet sie dich."

Jolantha wurde rot vor Freude.

„Sie sagte wörtlich: ‚Ihre kleine Frau hab' ich ganz in mein Herz geschlossen! Sie ist — wie soll ich sagen, ich finde nicht gleich das Wort — sie ist

lieb — — goldig — man muß ihr ja gut sein!' Freut dich das, Kleine?"

Sie senkte verschämt den Kopf.

„Ja, glaube es mir nur, das waren die eigenen Worte der Hoheit. Der Oberst wird es dir bestätigen. Kurz, ehe wir ins Manöver gehen, will sie zu einem Gartenfest einladen."

„Da drängen sich die Feste ja förmlich für die Herren. Erst Bubis Taufe in nächster Woche. Absagen sind bis jetzt nicht eingetroffen. Ich dachte es mir, denn jedermann ist doch neugierig auf uns. — Und nachher kommt der Abschied vor dem Manöver —"

Sie seufzte ein wenig.

„Wird es dir so schwer? Es muß doch sein!"

Sie vermeinte einen leisen Vorwurf aus seinen Worten zu hören. „Ja, es wird mir schwer. Ist das nicht begreiflich? Die erste Trennung! Doch die Zeit wird ja auch vergehen. Ich habe mir eine ganze Menge Arbeit vorgenommen, und das Wiedersehen ist auch schön."

Er strich leicht gerührt über ihr blondes Haar. Wie vernünftig sie war! Wie tapfer! Ganz das Gegenteil von der kleinen Helling, die schon seit Wochen weinte und jammerte, wenn von der Trennung die Rede war.

Ihm dagegen war eine Trennung willkommen. Er mußte sich in dem Zwiespalt seiner Empfindungen zurechtfinden. Redlich hatte er sich bemüht, gegen die Leidenschaft für Leonie anzukämpfen, die sich so fest in seinem Hause eingenistet hatte, daß sie durch nichts zu vertreiben war. Er war kurz und kühl, und sie quittierte sein Benehmen mit spöttischem Lächeln. Aber er konnte nicht vergessen, was einst gewesen — und sie hielt Wort: sie blieb in seinem Leben, wie sie gedroht — — und er hatte sich noch nicht von ihr

befreien können, von ihr, deren Unwert er längst erkannt.

Doch er mußte über diese Episode hinwegkommen, wenn er sich nicht selbst verachten wollte.

— — — — — — — — — — — — —

„Gnädige Frau sind ausgegangen."

„Dann richten Sie, bitte, meine schönsten Grüße aus."

Leonie v. Reinach war enttäuscht, als sie vom Diener diesen Bescheid bekam. Als sie sich wieder zum Gehen wandte, huschte gerade das Stubenmädchen über die Diele, auf dem Arm einen Pack Bügelwäsche.

„Ah, Fanni," sagte sie liebenswürdig, „wie geht es Bubi? Kann ich ihn sehen?"

„Wenn Baronesse sich ins Kinderzimmer begeben wollen. Bubi ist gerade von der Ausfahrt zurück. Der Herr Oberleutnant sind auch da."

„Ach, dann schläft Bubi ja nicht, und ich störe nicht!" Sie beachtete die letzte Bemerkung des Mädchens gar nicht, sondern ging die Treppe hinauf direkt ins Kinderzimmer. „Lassen Sie sich in Ihrer Arbeit nicht stören, Fanni," rief sie zurück, „ich weiß den Weg schon."

Die Kinderfrau war mit Bubi beschäftigt, der lustig krähte und mit seiner Klapper spielte. Bei Leonies Nähertreten verzog er den Mund zum Weinen. Der große Hut, den die Baronesse trug, hatte das Kind erschreckt, das schließlich in ein lautes Geschrei ausbrach und sich auch nicht beruhigen ließ. Lachend hielt sich Leonie die Ohren zu.

„Was ist mit dem Kinde?" Altorf hatte das Geschrei gehört und kam ängstlich herbei, um nach dem Grund zu forschen. Als er Leonie sah, war er sichtlich unangenehm überrascht.

„Ich bin die Ursache, Herr v. Altorf. Baby ist durch meinen Anblick erschreckt — ich muß wirklich furchterweckend aussehen!“ lachte sie. „Dann will ich nur schleunigst wieder gehen! Adieu, Frau Hertel! — Adieu, Baby! Auf Wiedersehen morgen bei besserer Laune! Grüße die Mama!“ Sie winkte scherzhaft. „Du wirst dich doch noch an mich gewöhnen müssen, kleiner Eigensinn!“

An Heinrichs Seite schritt sie hinaus.

„Schade, daß Jolantha nicht da ist. Ich wollte mir heute Ganghofers Lebenslauf holen, da ich nichts mehr zu lesen habe.“

„Ich werde Ihnen noch heute das Buch zuschicken, Baronesse. Ich weiß nicht, wo meine Frau es hingelegt hat.“

„Soviel ich mich erinnere, liegt es im Wohnzimmer,“ versetzte sie rasch. „Vielleicht darf ich es mir doch gleich mitnehmen?“

Wohl oder übel mußte Heinrich ihrem Wunsche willfahren.

Während sie nach dem Buche suchte, fragte sie: „Wo ist denn Jolantha heut? Sie geht doch kaum ohne Sie aus und vom Kinde fort?“

„Bei der Prinzessin zum Tee.“

„Ah —“ Leonie wandte sich um und sah ihn erstaunt an. „Schon wieder? Sie war doch erst vorige Woche geladen!“ Neid klang deutlich aus ihrer Stimme.

„Heut morgen sprach mir die Prinzessin den Wunsch aus, meine Frau bei sich zu sehen.“

„Da hat Jolantha es ja schnell verstanden, das Herz der Prinzessin zu erobern.“

„Ist das zu verwundern? Es gibt wohl niemand, der meine Frau nicht gern hat.“

„Sie ausgenommen!“ bemerkte sie keck. Ihre Zigeuneraugen funkelten ihn an.

Bei ihren Worten verfärbte er sich. „Es gibt eine Grenze, Baronesse Reinach, die auch eine Dame nicht überschreiten darf. Sie haben sich erlaubt —“

„Dann strafen Sie mich doch!“ Sie trat einen Schritt zu ihm hin. „Strafe mich doch, Heinrich Altorf! Von dir nehme ich alles hin,“ flüsterte sie und sah ihn weich und lockend an. „Sage mir doch vor allem, daß ich unrecht habe —“

„Ja.“

„Das ist nicht wahr! Ich bin es, die du liebst! Ich weiß es, ich fühle es, daß deine Mannesliebe mir in alle Ewigkeit gehört.“ Sie drängte sich an ihn. Er wich zurück. „Sag es mir doch, Heinz! Ich will mich ja bescheiden! Nur das Bewußtsein deiner Liebe will ich haben — es ist ja das einzige, was mir mein Leben noch wert macht! — Sieh, wenn ich komme, wenn ich dich sehe, dich höre, dann bin ich froh bis zum anderen Tag! — Willst du mir das auch noch nehmen, willst mich zur Bettlerin machen — du, der du mir schon alles genommen hast!“ Ihre Stimme brach in Tränen; sie griff nach seiner Hand und drückte demütig ihre heißen Lippen darauf.

Wie ein Schlag durchzuckte es den Mann. Er atmete schwer.

Sie fühlte seine Erregung. Einige Minuten schwieg sie, sah ihn nur unverwandt an mit ihren glänzenden Augen. Dann legte sie die Hand auf seine Schulter. „Heinz, Liebster — was kann dir deine Frau sein, dieses langweilige Geschöpf —“

Da kam er zu sich. „Ich verbiete Ihnen —“

„Daß ich meine Rechte auf dich geltend mache?“ fiel sie ihm ins Wort.

„Meine Frau hat Ihnen uneigennützige Freundschaft entgegengebracht und es durch die Tat bewiesen, daß —“

„Ah, wirfst du mir Wohltaten vor?“

„Nein. Aber ich erinnere Sie, was Sie Jolantha schuldig sind! Und vor allem wünsche ich, daß Sie mich so anreden wie ich Sie! Fordern Sie es nicht heraus, daß meine Frau mißtrauisch wird!“

„Ah bah — mich kümmert es nicht! Ich habe nichts zu verlieren!“

„Ist Jolanthas Freundschaft und Achtung denn nichts?“

„Nein,“ sagte sie kalt.

„Und bei einer solchen Gesinnung wagen Sie, ihre Gastfreundschaft anzunehmen?“

„Im Kriege sind alle Mittel erlaubt.“

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ rief er außer sich.

Sie sah ihn zwingend an. „Dich — dich will ich! Ich habe es mir fest vorgenommen. Ich denke täglich, stündlich mit ganzer Willenskraft daran. Einmal mußt du zu mir zurückkehren — ich fühle ja deine Sehnsucht, wenn du mich rufst!“ flüsterte sie heiß.

Er preßte die Lippen fest aufeinander. War dieser Rasenden denn gar nicht beizukommen? Konnte er sich so wenig beherrschen, daß das, woran er kaum zu denken wagte, was er weit von sich wies, wenn es sich ihm nahte — daß sie ihm das von der Stirn ablas? Er zwang sich zur Haltung. „Baronesse Reinach, da ich nicht will, daß meine Frau in ihrer Ahnungslosigkeit Ihnen eine Freundschaft entgegenbringt, über die Sie lachen und spotten, muß ich Sie bitten, Ihre Besuche in meinem Hause einzuschränken.“

„Und wenn ich es nicht tue?“ fragte sie lauernd und drehte herausfordernd an dem Ring, den er ihr einst geschenkt,

Er sah es. Eine peinigende Unruhe erfaßte ihn und Reue, daß er ihn damals nicht zurückgenommen. „Dann lasse ich es auf das Äußerste ankommen," sagte er entschlossen. „Ich werde Jolantha die Augen über Ihre wahre Gesinnung öffnen."

„Was Sie bitter bereuen würden," höhnte sie. „Jolantha würde Ihnen niemals verzeihen. Alles verzeiht Jolantha Teschendorf — nur eine Lüge nicht — und am allerwenigsten dem eigenen Mann! — Ich könnte es ja schließlich verwinden. Aber Sie? Ich kenne Ihre Frau besser, als Sie sie kennen!"

„Mit Ihren Worten sprechen Sie sich selbst Ihr Urteil. Denn von dem Tage an bliebe Ihnen unser Haus verschlossen, und Sie wären unmöglich in der Gesellschaft geworden! — Wir haben uns jetzt nichts mehr zu sagen, Baronesse Reinach."

Er tat einige Schritte nach der Tür und blieb dort wartend stehen.

„Also in aller Form 'rausgeworfen! Sehr gut!" Leonie war bleich geworden. „Und doch — ich will dich quälen, Heinrich Altorf, so wie du mich quälst — — und glücklich sollst du auch nicht sein, weil ich es nicht bin — — abschütteln kannst du mich so leicht nicht!" Das rief sie ihm noch von der Türschwelle zu und lachte leise auf. „Und zur Taufe komme ich doch!" —

Der bittere Nachgeschmack dieser Stunde verließ Heinrich den ganzen Tag nicht. Ihm graute förmlich vor den Untiefen in Leonies Charakter. Wenn er sein Weib dagegen verglich — rein und licht wie die Sonne war sie!

— — — — — — — — — — — — —

Jolantha kam sehr befriedigt von ihrem Besuche bei der Prinzessin zurück. Sie erzählte beglückt, wie

huldvoll man gegen sie gewesen war, und daß sie auch den Prinzen kennen gelernt hatte.

„Und der Eindruck, den er auf dich machte?"

Nachdenklich blickte sie vor sich hin. Dann schüttelte sie den Kopf. „Ich weiß noch nicht recht, was ich sagen soll. Auf jeden Fall ist er mir sehr sympathisch. Er scheint noch leidend, hat wenig gesprochen, aber hielt sich doch bis zu meinem Fortgehen bei uns Damen auf. Ich mußte ihm etwas vorsingen. Mit seinen dunklen, melancholischen Augen ist er ein sehr interessant aussehender Mann."

„Schau nur nicht zu tief in diese dunklen, melancholischen Augen!" versuchte er zu scherzen, obwohl es ihm gar nicht danach zumute war.

Da trat sie zu ihm, legte ihre Hände um seinen Kopf und sah ihn innig an. „Wenn diese Sterne mich nicht schon für alle Ewigkeit gefesselt hielten!"

Und leise und zart küßte sie ihn auf die Lider.

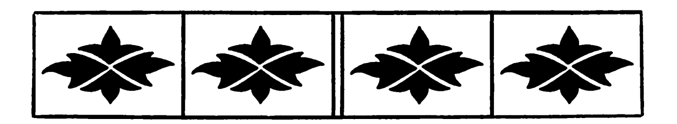
Da nahm er ihre Hand und drückte seine Wange daran.

Er konnte nichts sagen. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Und traurig und fragend sah ihn sein Weib an.

(Fortsetzung folgt.)





Die Negerrepublik Liberia.

Von L. Brenkendorff.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

So oft die westafrikanische Negerrepublik Liberia in älterer oder neuerer Zeit von sich reden gemacht hat, geschah es ausnahmslos in wenig erfreulicher Weise. Entweder war es die Mißwirtschaft ihrer vollständig verlotterten Regierung, die eine tadelnde Kritik herausforderte oder sie bildete einen Gegenstand eifersüchtiger Mißhelligkeiten zwischen den von kaum verhehlten Annexionsgelüsten beseelten Großmächten Frankreich und England auf der einen und den Vereinigten Staaten von Amerika auf der anderen Seite.

Um zu verstehen, worauf sich die vorgeblichen Ansprüche dieser Mächte stützen, muß man die Geschichte der eigenartigen Republik bis zu ihren ersten Anfängen zurückverfolgen. Bei den namentlich in der jüngsten Vergangenheit sehr lebhaft gewordenen staatsrechtlichen Erörterungen pflegte die amerikanische Presse diese Anfänge mit Vorliebe so darzustellen, als ob der kleine Freistaat einzig einer negerfreundlichen Politik der Washingtoner Regierung seine Entstehung zu danken habe. Aber mit der historischen Wahrheit verträgt sich diese Auffassung sehr schlecht. Wohl ist die Begründung Liberias von Amerika aus erfolgt, aber sie entsprang lediglich der Initiative einer rein

privaten humanitären Vereinigung, der 1816 in Washington gebildeten Kolonisationsgesellschaft, die von vornherein viel mehr mit europäischen als mit amerikanischen Geldmitteln zu arbeiten genötigt war. Aus der Antisklavereibewegung hervorgegangen, verfolgte diese Gesellschaft den Zweck, in den Vereinigten Staaten losgekaufte Negersklaven in Afrika, ihrer „ursprünglichen Heimat“, anzusiedeln und ihnen dort, unter der Oberaufsicht der Gesellschaft, alle Rechte freier Staatsbürger einzuräumen.

Mit ziemlich bescheidenen Mitteln, die der Gesellschaft zumeist aus den skandinavischen Ländern zugeflossen waren, wurde im Jahre 1820 ein erster praktischer Versuch mit der Ansiedlung von dreißig Negerfamilien auf der Halbinsel Sierra Leone gemacht. Er endete — vornehmlich infolge feindseligen Verhaltens der Engländer — mit einem vollständigen Mißerfolg. Und nicht viel günstiger schienen die Aussichten für die kleine Kolonie, die im Januar des Jahres 1822 unter der Leitung des Gesellschaftsdelegierten Dr. Ayres an einem geeignet erscheinenden Punkte der Pfefferküste Oberguineas, bei dem Kap Mesurado, gegründet wurde. Zwar hatte man von den Eingeborenen durch regelrechte Kaufverträge das zur Besiedlung bestimmte Land erworben; aber die eingesessenen Küstenstämme bereiteten den aus Amerika kommenden Einwanderern trotz der Rassengemeinschaft eine nichts weniger als freundliche und gastliche Aufnahme. Das Leben, das die ehemaligen Sklaven auf den Plantagen der amerikanischen Südstaaten geführt hatten, war ein beneidenswert ruhiges und sorgloses gewesen im Vergleich mit den Unbilden, die sie als freie Männer hier in ihrem Ursprungslande zu erdulden hatten.

Gesamtansicht von Monrovia.

Namentlich die Stämme der Deh und der Gola gingen von den kleinen Schikanen sehr bald zu offenen Feindseligkeiten gegen die unwillkommenen Eindringlinge über. In der Nacht des 11. November 1822 überfielen sie die Ansiedler, töteten oder verwundeten eine erhebliche Anzahl von ihnen und schleppten sieben Kinder, darunter den späteren Präsidenten Benson, als Sklaven mit sich fort.

Ein zweites, noch gründlicheres Massaker war für die Nacht zum 2. Dezember desselben Jahres geplant. Und wenn der Überfall diesmal mit einer kläglichen, lange nachwirkenden Niederlage der Angreifer endete, so scheint der Zufall dabei eine viel größere Rolle gespielt zu haben als die Wachsamkeit und Tapferkeit der Bedrohten. Man feiert in Liberia den 2. Dezember noch heute als Nationalfest unter dem Namen des „Newporttages", und die Persönlichkeit, deren ehrenvolles Gedächtnis durch diese Benennung der Nachwelt erhalten geblieben ist, wird alljährlich in schwungvollen Reden gefeiert.

Man wird überrascht sein zu hören, daß sie weiblichen Geschlechtes und an dem kritischen Tage schon recht hoch bei Jahren war. Über die von ihr verrichteten Heldentaten gibt es zwei Lesarten, eine sehr erhebende offizielle und eine drastisch komische, die nach der privaten Meinung der meisten Liberianer die bei weitem größere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Die geschichtliche Legende erzählt, die unter dem Schutze der Nacht heranschleichenden Feinde seien von den Angegriffenen so spät bemerkt worden, daß den Männern nicht Zeit geblieben sei, die beiden vorhandenen Kanonen zu ihrem Empfange bereitzumachen, und während alle waffenfähigen Krieger davongestürzt seien, um jene Donnerbüchsen zur Stelle zu schaffen,

hätten sich die Weiber und Kinder schutzlos dem ersten Ansturm preisgegeben gesehen. Sie wären allesamt verloren gewesen, wenn nicht eine alte Frau namens Newport eine Hacke ergriffen und damit so wild auf



Eine Straße in Monrovia.

die Feinde eingehauen hätte, daß sie im Schach gehalten wurden, bis sie durch die ersten wohlgezielten Kanonenschüsse in die Flucht getrieben werden konnten.

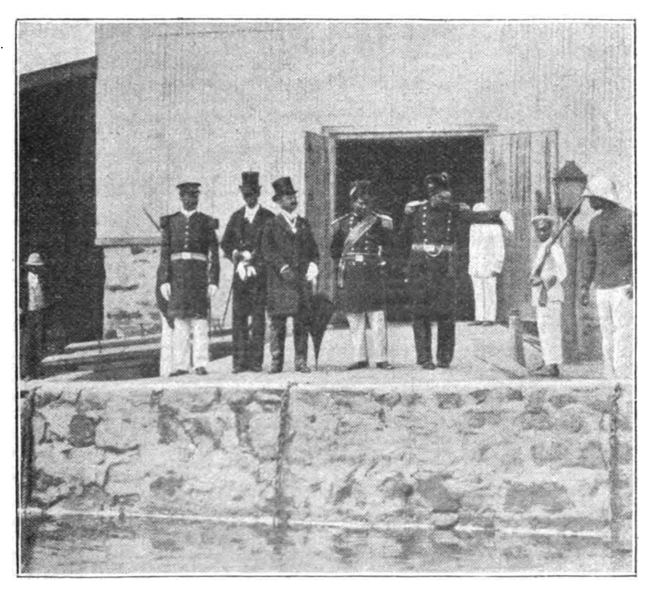
Die zweite Version lautet, wie gesagt, wesentlich anders. Danach lag in der neugegründeten Siedlung, die man zu Ehren des amerikanischen Präsidenten Monroe „Monrovia“ getauft hatte, alles im friedlichsten Schlummer. Nur die besagte Madame Newport, die bei ihrem hohen Alter des Schlafes weniger be-

dürfen mochte, schmauchte noch in Behagen ihr Abendpfeifchen, wobei sie sich als bequemsten oder kühlsten Sitzplatz eine der beiden vor der Siedlung aufgefahrenen Kanonen auserſehen hatte. Davon, daß dies Mordinstrument geladen sei, hatte sie keine Ahnung, da sie sonst sicherlich Bedenken getragen hätte, ihre Pfeife gerade über dem Zündloch auszuklopfen. Sie soll vor Schreck platt auf den Rücken gefallen und lange Zeit sprachlos geblieben sein, als ein in das Pulver geratener Funke das Geschütz zur Entladung brachte. Noch größer aber war der Schrecken der eben bis auf geringe Entfernung herangekrochenen Feinde, die ihre Annäherung entdeckt glauben mußten und in rasender Eile entflohen. Die alte Negerdame wäre danach also gleich manchem anderen Heros der Weltgeschichte ohne viel eigenes Verdienst zu unsterblichem Ruhme gelangt.

Trotz der glorreichen Waffentat vom 2. Dezember würden die amerikanischen Neger wahrscheinlich bald unter den Feindseligkeiten der Eingeborenen erlegen sein, wenn ihnen nicht eine sehr wirksame und nachhaltige moralische Unterstützung dadurch zuteil geworden wäre, daß das englische Schiff „Prinzregent“ einen Schiffsoffizier und elf Mann zu ihrem Schutze an Land setzte. Zwar erlagen alle zwölf binnen kurzer Zeit dem mörderischen Sumpfklima; aber die Erkenntnis, daß eine gefürchtete europäische Macht bereit sei, sich der Einwanderer anzunehmen, flößte den feindlich gesinnten Eingeborenen doch so viel Scheu ein, daß es wenigstens zu größeren kriegerischen Zusammenstößen fortan nur noch ganz vereinzelt kam.

Unter dem sehr energischen und umsichtigen weißen Agenten Jehudi Ashmun, den die Kolonisationsgesellschaft als Nachfolger des Dr. Ayres entsandt hatte,

blühte das neue Gemeinwesen mit überraschender Schnelligkeit auf, und es würde um die Republik Liberia heute wesentlich besser bestellt sein, wenn man nicht die meisten der von Ashmun geschaffenen oder angeregten Einrichtungen in echtem Negerschlendrian später wieder hätte verfallen und verwahrlosen lassen. Die Einwanderung aus den Vereinigten Staaten wurde bald eine ziemlich lebhafte und mit ihrer Kopf-



Offizielle Persönlichkeiten der Republik in Erwartung eines hohen Besuches.

zahl wuchs auch der Ehrgeiz der aus Sklaven zu freien Männern gewordenen Republikaner. Sie begannen sich als „Macht“ zu fühlen und in dem Nachäffungstrieb, der eine der hervorstechendsten Eigenschaften der

schwarzen Rasse bildet, hatten sie es sehr eilig, sich nach dem Muster anderer Mächte zu organisieren. Durch eine Art von Staatsstreich machten sie sich im Jahre 1847 von jeder „Bevormundung“ durch Weiße frei und proklamierten den unabhängigen republikanischen Staat Liberia mit einer nach berühmten Vorbildern zurechtgeschnittenen Verfassung, in der bezeichnenderweise das Wort „Neger“ nicht ein einziges Mal vorkommt.

An der Spitze der Republik steht danach ein auf zwei Jahre gewählter Präsident, der in der schweren Arbeit des Regierens durch sechs Ressortminister unterstützt wird, während neun auf vier Jahre gewählte Senatoren und vierzehn Deputierte mit zweijähriger Mandatsdauer die parlamentarischen Körperschaften darstellen. Eine allgemeine Wehrpflicht besteht im Kriegsfall für alle Liberianer vom sechzehnten bis zum fünfzigsten Lebensjahre. In Friedenszeiten wird die Militärmacht durch eine aus etwa fünfhundert Mann bestehende Miliz, eingeteilt in zwei Brigaden mit fünf Regimentern, repräsentiert.

Davon, wie es um diese Soldateska bestellt ist, gewähren unsere bei einem feierlichen Anlaß aufgenommenen Abbildungen vielleicht eine etwas zu günstige Vorstellung. Der äußere Aufputz der Miniaturarmee, bei dessen Farbenzusammenstellung ein wunderschönes Himmelblau die Hauptrolle spielt, wäre nämlich gar so übel nicht, wenn nur die Bewaffnung etwas weniger zu wünschen übrig ließe. Aber die Regierung von Liberia hat niemals Geld, und ihre Freunde unter den Großmächten, die zu anderen Zwecken wohl hie und da ein wenig aushelfen, haben an einer besseren Ausrüstung der Streitkräfte offenbar kein sonderliches Interesse. So kommt es, daß die Armee mit Gewehren versehen ist, die für den Schützen bei-



Das feierliche Geleit des Generalgouverneurs von Französisch-Westafrika.

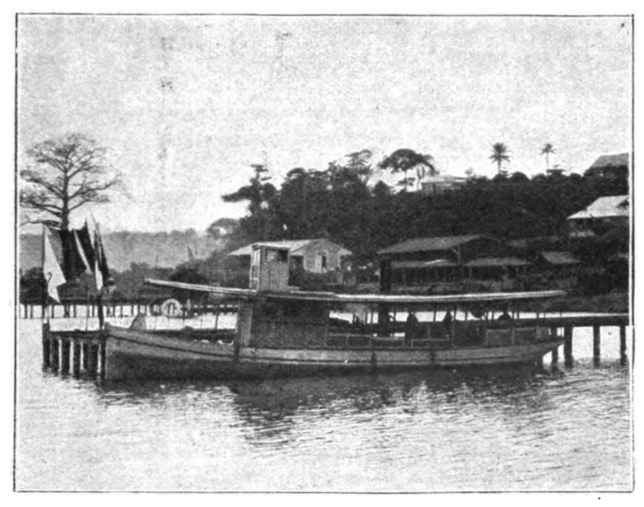
nahe gefährlicher sind als für den Beschossenen, und daß nicht einmal alle Offiziere sich an dem Luxus eines Säbels erfreuen dürfen.

Die liberianische Marine besteht aus dem am Landungsplatze von Monrovia stationierten Regierungsdampfer (siehe die Abbildung auf Seite 93), der mit einer uralten und selbstverständlich äußerst harmlosen Kanone armiert ist.

Standen die ehemaligen Sklaven und ihre Abkömmlinge an persönlicher Tapferkeit und kriegerischem Geist von Anfang an weit hinter den Eingeborenenstämmen zurück, in deren Mitte sie sich angesiedelt hatten, so waren sie ihnen doch an Intelligenz um ein erhebliches überlegen, und es konnte darum nicht ausbleiben, daß sie sich innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit zu Herren ihrer ehemaligen Widersacher machten. Die im Jahre 1860 erfolgte Verschmelzung mit der 1834 gegründeten Negerrepublik Maryland brachte einen sehr beträchtlichen Gebietszuwachs, so daß der Freistaat bis zum Jahre 1892 wenigstens nominell ein sehr großes, sich weit in das Innere des dunkeln Erdteils erstreckendes Territorium beherrschte. Unter wirklicher Verwaltung aber hatte immer nur ein ziemlich schmaler Küstenstreifen gestanden, und es bedeutete darum keine tatsächliche Schmälerung bestehender Besitzverhältnisse, als in dem genannten Jahre durch ein Übereinkommen mit Frankreich das Gebiet von Liberia auf die Küstentäler beschränkt wurde, während das Hinterland an Frankreich fiel.

So nimmt die Republik gegenwärtig ein ungefähr 600 Kilometer langes und durchschnittlich 250 Kilometer breites Gebiet ein, das sich von der Mündung des Flusses Mannah bis zu der des Cavally River erstreckt. Es wird von zahlreichen Flußläufen durch-

zogen, deren größter der St. Pauls River ist, und die teilweise bis zu 120 Kilometer von der Mündung aufwärts für Barken schiffbar sind. Zwischen ihnen ziehen sich niedere Hügelketten in das Innere hinein, um dort ihren Abschluß in einem plateaureichen, sehr



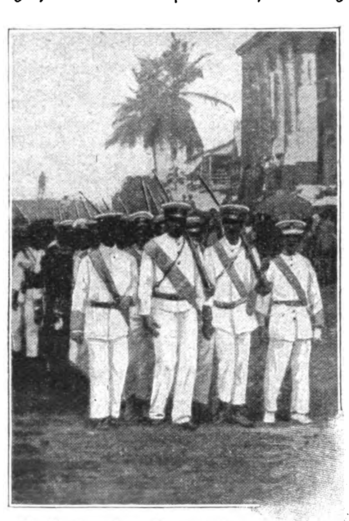
Der Regierungsdampfer von Liberia.

fruchtbaren, wildreichen und gesunden Gebirgslande zu finden. Unmittelbar an der im allgemeinen schwer zugänglichen Küste ist das Land großenteils sumpfig und darum für Europäer wie für Eingeborene äußerst ungesund. Weiter nach dem Innern zu wird die Vegetation sehr üppig (Piassave-, Öl- und Weinpalmen, Mahagoni- und zweiundzwanzig Arten von Gummibäumen, Bau- und Farbhölzer der verschiedensten Gattungen, Heilpflanzen usw.), und große Strecken sind von den herrlichsten Urwäldern bedeckt. Die

wild wachsenden Kaffeepflanzen erreichen vielfach eine Höhe bis zu 12 Meter, und die Erträgnisse des Ackerbaus (Reis, Hirse, Tabak, Baumwolle) könnten bei rationellerem Betriebe außerordentlich günstige sein.

Die für den meist in deutschen Händen liegenden Handel wichtigsten Ausfuhrartikel sind Piassavefasern, Palmkerne, Kautschuk, Palmöl, Kaffee, Ingwer und Elfenbein.

Das Land ist in vier Grafschaften, Bassa, Maryland, Monserrado und Sinu, eingeteilt, und die Einwohnerzahl wird auf annähernd zwei Millionen geschätzt, von denen die Neger amerikanischen Ursprungs, die eigentlich herrschende Kaste, mit etwa achtzehntausend Köpfen nur einen verschwindend geringfügigen Bruchteil bilden. Sie stellen eine Aristokratie dar, die mit unbeschreiblicher Geringschätzung auf die von ihnen unterjochten Ureinwohner herabsieht. Wie der Neger überall, wo er zur Macht gelangt, sofort den brutalen Despoten und rücksichtslosen Tyrannen herauskehrt, so machen die Nachkommen der amerikanischen Sklaven auch hier von ihrer Überlegenheit den denkbar übelsten Gebrauch, und es mutet den Kenner der Verhältnisse sehr sonderbar an, wenn er hört, daß das von den



Soldaten der Republik.



Parademarsch des liberianischen Militärs.

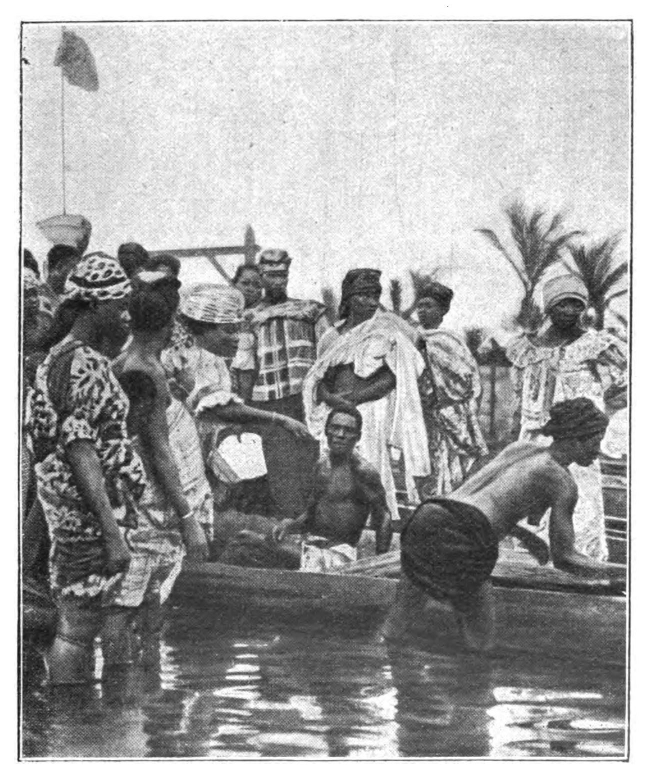
„oberen Zehntausend“ am häufigsten im Munde geführte Wort das Wort „Freiheit“ ist.

Und doch gehören gerade die Eingeborenenstämme der Pfefferküste zu den schönsten, tapfersten und arbeitsamsten des ganzen afrikanischen Kontinents. Man faßt sie gewöhnlich unter dem Namen der Kru zusammen, und die Unterscheidung zwischen diesen und den gleichfalls vertretenen Stämmen der (großenteils mohammedanischen) Vey, Gola, Bussi, Deh, Pessie, Grebo, Gallina und Bassa fällt dem Europäer in der Tat sehr schwer. Die Männer sind durchweg breitschultrige, herkulische Gestalten von erstaunlicher körperlicher Leistungsfähigkeit, und unter den Frauen finden sich recht viele, die man auch nach unseren Schönheitsbegriffen als hübsch und wohlgebaut bezeichnen könnte.

Schon unsere Momentaufnahme einiger vom Fischfang heimkehrender und von ihren Weibern empfangener Kru läßt erkennen, wie sehr ein Vergleich zwischen ihnen und den äffisch herausgeputzten Sklavenenkeln zugunsten dieser halbnackten oder in malerischer Ungezwungenheit mit den leichtesten Gewändern drapierten „Wilden“ ausfallen muß.

Überall in Afrika, wo man der Arbeitskraft des Eingeborenen bedarf, erfreut sich denn auch der „Kruboy“ besonderer Beliebtheit, und es war kein schlechter Einfall der liberianischen Regierung, sich für jeden zu Arbeitszwecken angeworbenen und außer Landes gehenden Eingeborenen eine Kopfsteuer zahlen zu lassen. Nicht weniger als neunzehn Prozent der gesamten Staatseinkünfte entfließen dieser Abgabe, während die restlichen einundachtzig den mit großer Gewissenhaftigkeit erhobenen Einfuhrzöllen zu danken sind. Allerdings wollen Einnahme und Geldbedürfnis niemals in das rechte Verhältnis zueinander gelangen.

Die Zinsen für eine im Jahre 1871 aufgenommene Staatsschuld von zwei Millionen Mark sind schon seit dem Jahre 1874 nicht mehr bezahlt worden, und



Vom Fischfang zurückkehrende Eingeborene (Kru).

eines schönen Tages wird sich die Großmacht, die seinerzeit das Darlehen gewährte, darum wohl veranlaßt sehen, ihre Deckung in der Aneignung gewisser Hoheitsrechte zu suchen — eine Schadloshaltung, die

möglicherweise von vornherein ins Auge gefaßt war.

Die Hauptstadt der Republik ist das am Ostfuß des Kap Mesurado gelegene Monrovia, von dessen Anlage und baulicher Beschaffenheit unsere Bilder auf Seite 85 und 87 eine bessere Vorstellung gewähren, als sie durch die Schilderung in Worten gegeben werden könnte. Der Bauplan, der durchweg gerade und regelmäßige Straßen vorsieht, stammt von dem oben erwähnten Agenten Jehudi Ashmun, und der Eindruck, den der Besucher erhält, ist denn auch ganz der eines recht hübschen, wenn auch arg verwahrlosten amerikanischen Landstädtchens. Das vornehmste Viertel ist natürlich das der fremden Konsulate. Eines von ihnen, das der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ist auf unserer Abbildung sichtbar, die den feierlichen Einzug eines „hohen“ Besuchers in die Hauptstadt auf der photographischen Platte festgehalten hat.

Dieser Besucher — er marschiert an der Spitze des Zuges im weißen Tropenhelm zwischen einem liberianischen „General“ und dem mit Gehrock und Zylinderhut ausstaffierten Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Johnson — war der Generalgouverneur von Französisch-Westafrika, also ein einflußreicher Nachbar der Republik, an dessen wohlwollender Gesinnung den maßgebenden Persönlichkeiten von Liberia naturgemäß recht viel gelegen sein mußte. Mit den Engländern stand man sich in Monrovia neuerdings nicht ganz so gut, und infolge eines von dem Präsidenten Barclay heraufbeschworenen Konflikts war die Stimmung zuzeiten sogar eine so britenfeindliche, daß es zu regelrechten Demonstrationen in den Straßen der Hauptstadt kam — selbstverständlich zu Demonstrationen von ausgeprägt niggerhaftem, das heißt lächerlichem Charakter.

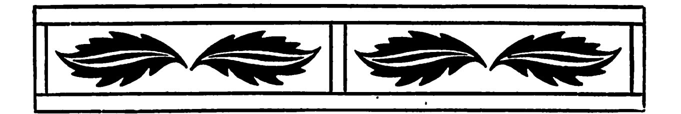


Eine englandfeindliche Kundgebung in Monrovia.

Ein Artikel der liberianischen Verfassung bestimmt, daß ein Landerwerb durch Weiße im Prinzip verboten ist und nur ausnahmsweise durch Regierungsbeschluß genehmigt werden darf. Aber diese mit Strenge durchgeführte Gesetzesvorschrift bildet sicherlich nicht die einzige Erklärung dafür, daß nur ungefähr siebzig Weiße in Liberia leben. Denn ganz abgesehen von den widerwärtigen Zuständen der Negerrepublik müssen auch die klimatischen Verhältnisse in hohem Maße abschreckend wirken. Gilt doch die Pfefferküste mit ihrer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 27,5 Grad Celsius für das heißeste Land der Erde, und fordern doch Fieber, Ruhr, Elefantiasis und die abscheulichsten Hautkrankheiten ständig eine unheimlich große Zahl von Opfern.

Wie die Liberianer selbst über die Reize und Vorzüge ihrer Republik denken, erhellt vielleicht am besten aus der allgemein üblichen Hinzufügung zu dem stolz klingenden Spruch im liberianischen Wappen: „Die Liebe zur Freiheit brachte uns hierher.“ Denn diese wenig patriotisch anmutende Hinzufügung lautet: „Und der Mangel an Geld nötigt uns dazubleiben.“





Der Flieger.

Novelle von H. Reinhardt.

(Nachdruck verboten.)

Den weiten Flugplatz bei Johannistal umsäumte eine vieltausendköpfige Menschenmenge. Aller Augen waren nach Westen gerichtet. Jede Minute mußten die Überlandflieger von Bork zurückkehren. Wer würde den Preis dieses Wettbewerbs gewinnen? Kapitän Friedrich Eisenkolb? Oder Wheeler, der Amerikaner? Oder der Franzose Messonier? Oder Miller, der Engländer? Oder der Österreicher Valentini?

Wenn doch Eisenkolb den deutschen Farben zum Siege verhülfe! Wenn er doch! Das war aller Wunsch.

Immer unruhiger wurde man. Plötzlich erschallte es von den obersten Reihen der großen Tribüne her: „Sie kommen! Sie kommen!“ Mit Windeseile pflanzte sich die Kunde von Mund zu Mund fort. Die Erwartung der hin und her wogenden Menge wurde aufs höchste gespannt. Wer über ein Fernglas verfügte, brachte es nicht von den Augen.

Mit einem Male rief es an vielen Stellen zugleich: „Eisenkolb ist voran!“

Ein vieltausendstimmiges „Hurra!“ donnerte in die Lüfte.

Bei der großen Geschwindigkeit, die die Flugzeuge einhielten, gerieten sie bald in den Gesichtskreis, und nicht viel später konnte jedermann auch die Farben der

an den Flugzeugen angebrachten, lebhaft flatternden seidenen Flaggen unterscheiden. In der Tat, Friedrich Eisenkolb war voran! Hart bedrängte ihn aber der Engländer, dem seinerseits, in einer Front vereinigt, die drei anderen dichtauf folgten. Am rechten Flügel der Amerikaner, am linken der Österreicher, in der Mitte der Franzose.

Genau wie vorgeschrieben hielt der Deutsche die Richtung auf das nordwestlich vom Richterhaus stehende Richtgerüst inne und schwenkte dort in die Flugbahn des weiten grünen Planes ein. Einen Kilometer voraus in der Tiefe erglänzte die breite, weiße, von der Mitte des Richterhauses nach der Westecke der großen Tribüne zu verlaufende Ziellinie.

Unter dem Jubelgeschrei der Zuschauer überflog Eisenkolb als Erster die Linie. Der Preis war aber damit noch nicht gewonnen, vielmehr mußte die, von Richtgerüst zu Richtgerüst gemessen, zweitausendfünfhundert Meter lange Flugbahn in ihrer ganzen Ausdehnung erst noch einmal umkreist werden.

Beim Umfliegen des nordöstlichen Richtgerüsts unternahm der Engländer einen seitlichen Vorstoß. Sichtlich rückte er vor. Nach dem Umfliegen des südöstlichen Richtgerüsts befand er sich fast in gleicher Front mit dem Deutschen. Die Front der drei anderen Flieger blieb ihm immer dichtauf, so daß die drei ihrerseits Eisenkolb jetzt nahezu eingeholt hatten. Die Menge fing an zu schreien: „Eisenkolb, nicht werfen lassen! Vorwärts, Fritze!"

Der Flieger da oben konnte natürlich nichts verstehen, da das Geknatter und Gefauche, das Surren, Brausen und Rauschen der Motore, Luftschrauben und Flügel seines Flugzeugs sowie die der vier anderen, in Verbindung mit dem Gesinge und Gepfeife der

pfeilschnell durchschnittenen Luft, alle Laute unter ihm verschlangen. Aber er setzte auch so alles daran. Am nächsten, dem südwestlichen Richtgerüst, zog er los. So verzweifelte Anstrengungen der Engländer auch machte, um nicht zurückzufallen, verlor er doch einen der gewonnenen Meter nach dem anderen wieder. Die Front der ihm dichtauf befindlichen drei fiel mit ihm zurück.

Das nordwestliche Richtgerüst, das letzte, wurde erreicht. Mit einer kühnen Schwenkung umflog es der Deutsche. Als Erster schoß er in der Zielgeraden dahin. Nachdem auch seine Wettbewerber eingeschwenkt, war das Bild dasselbe wie vorhin, als man bei der Rückkehr vom Überlandflug hier in die Flugbahn eingebogen war: Eisenkolb voran, dichtauf Miller und dem wieder dichtauf in einer Front vereinigt Wheeler, Messonier und Valentini.

Die breite, weiße Ziellinie voraus in der Tiefe rückte näher und näher. Wer sie jetzt als Erster überflog, trug den Sieg davon. Die Menge geriet rein aus dem Häuschen: „Er gewinnt! Hurra! Er gewinnt!“ Aber wie auf einen Befehl hin schwiegen mit einem Male alle Stimmen. Jedoch nur eine Sekunde lang. Dann brach man in ein um so lauteres Geschrei aus.

Was war geschehen?

Knapp hundert Meter vor der Ziellinie hatte Eisenkolbs Motor unvermittelt mit Arbeiten aufgehört. Und im nächsten Moment schon, ehe der Lenker auch nur daran hatte denken können, die Flügel zum Gleitfluge einzustellen, sauste sein Flugzeug schräg voraus zur Erde nieder.

Miller entwickelte eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit. Sowie er das dicht vor ihm befindliche Flugzeug sich senken sah, riß er sein Höhensteuer herum, und sein Flugzeug stieß schräg in die Höhe. Hätte er

das nicht getan, oder auch nur den Bruchteil einer Sekunde später, würde er auf das Flugzeug seines Vordermanns aufgeprallt und von ihm mit in die Tiefe gerissen worden sein. Auch so streiften die Räder seines Flugzeugs noch das Schwanzstück des stürzenden, was ihn jedoch nicht weiter behinderte.

Durch seine Kaltblütigkeit rettete der Engländer aber auch zwei seiner Hintermänner, die anderenfalls unfehlbar gleichfalls mit hinabgerissen worden wären — und zwar Wheeler und Messonier. Sie schossen hart unter ihm weg. Indessen, beirrt sowohl durch das urplötzliche Schrägnachobenschnellen ihres Vordermanns, als auch durch das Stürzensehen von Eisenkolbs Flugzeug, rückten sie, was jeder andere umsichtige und geistesgegenwärtige Flugzeuglenker in ihrer Lage ebenfalls getan hätte, an ihren Kurzschlußhebeln, wodurch ihre Flugzeuge sofort an Geschwindigkeit verloren und sich auch scharf senkten. Im nächsten Augenblicke zwar überschauten sie, daß sie das nicht nötig gehabt hätten, und rückten die Hebel zurück, aber der linke Flügelmann ihrer Front, Valentini, war ihnen bereits ein ganzes Stück davongeflogen. Nur er, der bei der Bahnumkreisung den schlechtesten Platz innegehabt, da er beim Umfliegen der Richtgerüste stets den weitesten Bogen hatte holen müssen, war durch den Unfall nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Keine Armeslänge ließ er sich von dem gewonnenen Vorsprunge wieder abringen. In schöner Fahrt überflog er als Erster das nahe Ziel.

Österreichs Farben stiegen am Flaggenmast des Richterhauses auf. Den zweiten Preis holte sich der Franzose mit einem Meter Vorsprung vor dem Amerikaner. Dreißig Meter höher überflog kurz darauf Miller als Vierter das weiße Band.

Mit verminderter Geschwindigkeit steuerten die Flugzeuge nach dem Landungsplatze. Ärzte, Sanitätspersonal, Vorstandsmitglieder, Bahnwarte, Polizei und an die tausend Unberufene aber eilten zu der Unfallstelle. Man rechnete damit, einen Toten unter dem beim Aufstoßen auf den Erdboden vorn völlig zusammengestauchten Flugzeuge vorzuziehen und war überrascht, als man sah, daß der Verunglückte noch auf seinem Sitze saß. Wie durch ein Wunder war er bei seinem Sturze bewahrt geblieben. Nur Schrammen und kleine Schürfungen wies er auf, und matt fühlte er sich infolge des Schrecks und der Erschütterung beim Aufprall. Von allen Seiten beglückwünschte man ihn, daß er so glimpflich davongekommen war. Auf seine Bitte hin führten ihn zwei Freunde nach dem Klubgebäude. Dort regnete es wieder Beglückwünschungen. Er aber murmelte in sich hinein: „Hätte ich mir doch, wie mein Flugzeug, das Genick gebrochen! Wäre ich doch tot! Warum wollte der Graue mich nur nicht haben?“

Unterdessen stiegen vom Startplatze bereits andere Flugzeuge auf. Es galt jetzt eine Runde so langsam als möglich zurückzulegen. Der, der zuletzt das weiße Band überflog, erhielt den ersten Preis.

Dieser Wettbewerb war nur für deutsche Flieger offen. Vom großen Publikum wurde er als eine humoristische Einlage betrachtet. Komisch war es ja auch anzusehen, wie die Wettbewerber sich mühten, so langsam als möglich zu fliegen, um einer hinter dem anderen zurückzubleiben. Aber die Manöver erforderten die Anspannung aller Kräfte und eine außerordentliche Geschicklichkeit. Mehr Geschicklichkeit noch als Schnellfliegen im allgemeinen. Manch einer gab bald das Spiel verloren und flog davon. Nur wer durchaus Herr

seines Flugzeugs in allen Lagen war, kam für einen Sieg ernstlich in Frage. Zu zeigen, daß man sein Flugzeug in allen Lagen unbedingt beherrschte, war der Zweck dieses Wettbewerbs.

Friedrich Eisenkolb, der inzwischen die Schwäche, die ihn angewandelt, so ziemlich wieder überwunden hatte, trat auf die Veranda des Klubgebäudes. Wheeler war auch anwesend. Sofort eilte er auf ihn zu und beglückwünschte ihn zu dem glücklichen Verlauf seines bösen Sturzes. In der Gesellschaft des amerikanischen Fliegers befanden sich verschiedene amerikanische Herrschaften, unter anderen auch entfernte Verwandte von ihm, der schwerreiche kalifornische Plantagenbesitzer Everett Wentworth nebst Tochter Mary. Wheeler stellte ihnen seinen deutschen Sportkameraden vor und meinte scherzend: „Um Haaresbreite ist er unserem Freund, dem Grauen, entwischt."

Fräulein Mary musterte den blonden Deutschen durch ihre Stiellorgnette ungeniert vom Kopf bis zu den Füßen. „Der Graue?" nahm sie das Wort auf. „Wer sein das?"

„Ein unangenehmer Bursche, der uns Luftpiloten ständig umlauert, Miß," antwortete ihr Eisenkolb.

„Aber ich durchaus nicht verstehen."

„Die Sache verhält sich so: Den Rennreiter auf dem grünen Rasen umlauert der grüne Tod, den Gipfelbezwinger und Wintersportmann der weiße Tod, den Wassersportmann der blaue Tod, den Duellanten der rote Tod, den Automobilisten der schwarze Tod und den Luftsportmann der graue Tod. Der graue ist der schlimmste, Miß, das können Sie mir glauben. Er zeigt sich gewöhnlich dem, den er sich als Opfer auserkoren, kurz vorher in Gestalt eines grauen Vogels. Zum Beispiel vertraute Chavez,

der Simplonüberflieger, auf seinem Sterbebette einem Freunde an, daß er, als ihn beim Schweben über der Paßhöhe ein grauer Vogel umflattert, sofort gewußt habe, daß er nimmermehr glücklich landen, sich vielmehr unfehlbar zu Tode stürzen würde."

„Serr gut. Und haben Sie Bangen vor der Graue?"

„Furcht?" Eisenkolb lachte herb auf. „Dieser Begriff ist mir fremd, Miß."

„Serr gut. Eine Mann darf haben keinen Furcht. Sie werden also steigen morgen und übermorgen wieder auf. Nicht wahr?"

Eisenkolb nickte. Aber dann furchte er die Stirn, denn die schlimme Lage, in der er sich befand, kam ihm wieder voll zum Bewußtsein. Sein Flugzeug, mit dem er sich heute den Überlandflugpreis und übermorgen den großen Geschwindigkeitspreis hatte holen wollen, war bei dem Sturz in einer Weise beschädigt worden, daß seine Wiederherstellung mehrere Wochen beanspruchte. Und über ein zweites derartiges verfügte er nicht. Nur noch über ein kleines, mit dem er sich nur an den verschiedenen mit geringen Preisen ausgestatteten kleinen Wettbewerben, die tagtäglich während der Flugwoche zum Austrag gebracht wurden, beteiligen konnte. Diese geringen Preise, von denen keiner höher war als zweitausend Mark, konnten ihn nicht retten. Es gab keinen Ausweg mehr für ihn.

Miß Mary deutete sich sein Stirnrunzeln dahin, daß ihn das Entgehen des heutigen Überlandflugpreises, den er gewissermaßen schon in der Tasche gehabt, schmerzte. „Übermorgen Sie werden siegen in die große Schnellpreis, Mister Eis—senkolb," suchte sie ihn aufzumuntern. „Ich werden halten das Daumen für Sie. Sie sollen sehen, Sie werden gewinnen."

„Den rechten oder den linken, liebe Mary?“ mischte sich Wheeler ein. „Denn den, welchen Sie nicht für Mister Eisenkolb halten, möchte ich Sie bitten für mich zu halten.“

„Welches Daumen bringen die meiste Glück?“

„Immer der, der dem Herzen am nächsten ist — also der linke.“

„Ich werde halten also für Mister Eis—senkolb mein linkes Daumen und für Sie, Vetter, mein rechtes Daumen.“

Laut lachte der amerikanische Flieger auf und klopfte seinem deutschen Kameraden kräftig auf die Schulter. „Wenn Sie da nicht gewinnen, Eisenkolb, liegt es nur an Ihnen!“

Friedrich Eisenkolb unterließ es, sie aufzuklären, daß er überhaupt nicht in der Lage war, sich um den großen Geschwindigkeitspreis mitzubewerben. Er lächelte nur wehmütig.

Nach einer Weile gedachte er sich zurückzuziehen. Aber Miß Mary gab ihn nicht frei. Er kam mit ihr in eine eifrige Unterhaltung, in die auch Wentworth mit verstrickt wurde, und schließlich vergaß er seine trüben Gedanken und wurde ganz der bestechende Gesellschafter, als der er berühmt war.

Genau wie seine Tochter fand auch Wentworth bald besonderes Gefallen an ihm und bat ihn, mit ihnen in seinem Hotel zu Abend zu speisen. Er konnte nicht gut ablehnen, blieb auch während des ganzen Abends ein außerordentlich unterhaltender Gesellschafter, aber eines der verschiedenen versteckten Lächeln Marys, ihr in gleicher Weise zurückzugeben, oder einen der ihm von ihr heimlich zugeworfenen vielsagenden Augenblitze mit ebensolchen zu erwidern, fiel ihm nicht ein. Bei aller Liebenswürdigkeit blieb er

ihr gegenüber doch von einer absoluten Unnahbarkeit.

Ein solches Verhalten war ihr etwas Neues. Alle heiratsfähigen Herren, die sie kennen gelernt, hatten sämtlich schnell den Nacken vor ihr, beziehungsweise vor ihrer Mitgift, gebeugt. Der selbstbewußte Deutsche imponierte ihr.

Friedrich Eisenkolb saß in dem Wohnzimmer seiner kleinen Berliner Wohnung und blickte finster vor sich nieder. Seine Gedanken beschäftigten sich mit seiner schlimmen Lage. „Warum wollte der Graue mich gestern nur nicht haben?“ flüsterte er. „Hätte ich mir doch das Genick gebrochen! Kein anderer Ausweg bleibt mir nun als der Revolver. Denn als ein von seinen Gläubigern Gehetzter, der niemals wieder zur Ruhe oder gar in die Höhe kommen kann; als ein Deklassierter, der für seine bisherigen Freunde nicht mehr vorhanden ist, mag ich nicht weiterleben.“

Er erhob sich. „Niemand wird mich betrauern,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „als Marie. — Oh, meine liebe, gute Marie, wie wirst du dir die Augen ausweinen daheim in Kiel! Aber es muß sein. Ich habe alles gewagt, um dich zu erringen. Und nun habe ich alles verloren!“

Die, an welche Friedrich Eisenkolb dachte, war Lehrerin in Kiel. Als junger Steuermann hatte er das Mädchen kennen und lieben gelernt. Jahr um Jahr blieb sie ihm in unwandelbarer Treue zugetan, obgleich nicht die geringste Aussicht vorhanden war, daß man sich würde heiraten können. War sie doch arm, und Friedrich Eisenkolb verfügte nur über ein Kapital von zehntausend Mark, das zur Erwerbung eines Schiffes natürlich nicht ausreichte. Endlich ge-

lang es ihm, die selbständige Führung eines Passagierdampfers zwischen Kiel und Christiania übertragen zu erhalten, und nach Erledigung der ersten Fahrt hoffte er seine Braut heimführen zu können. Ein wütender Sturm im Kattegat, der sein Schiff auf den Strand trieb, vereitelte sein Hoffen. Ein Schiff wollte ihm kein Reeder mehr anvertrauen, und beeinflußt von der nach irgendwelcher außergewöhnlichen Betätigung schreienden Verfassung, in der sich der feurige junge Mann befand, wurde er von der Leidenschaft für den Flugsport angesteckt.

So erwarb er sich in Berlin das Zeugnis eines Flugzeugführers. Durch Zufall errang er bald darauf einige kleine Preise. Nun gab es keinen Halt mehr für ihn. Mit den Gewinnsten und dem Reste seiner zehntausend Mark erstand er sich ein größeres Flugzeug. Er dachte nicht mehr daran, nach Kiel zurückzukehren. Vollständig war er dem Sport, der den, der sich ihm einmal gewidmet hat, nicht wieder freiläßt, verfallen. Auf dem neuen Felde seiner Betätigung hoffte er nicht nur Ruhm und Geld, sondern auch seine Marie erobern zu können. Durch diese Vorstellung, die ihn blendete und entzückte, setzte er sich über alle Bedenken hinweg.

Aber das wiederholt notwendig werdende Anschaffen neuer Flugmaschinen hatte ihn bald in Schulden gestürzt. Das Angebot einer Flugzeugfabrik, gegen festes Gehalt ihre Erzeugnisse bei Wettbewerben zu steuern, lehnte er ab. Die Annahme dieses Postens, und wenn er noch so gut bezahlt war, hätte ihm, der schon zu tief in Schulden steckte, ja auch nicht helfen können. Er mußte auf eigene Rechnung in der laufenden Saison unbedingt noch einige große Preise erringen. Unbedingt!

Unausgesetzt hatte er über Neuerungen nachgegrübelt und seinen Gedanken in einem großen Flugzeuge, das er sich bauen ließ, Form und Gestalt gegeben. Wie ein Pfeil schoß der große stählerne Vogel durch die Lüfte. Auf den leisesten Hebeldruck gehorchte er unverzüglich. Aber er hatte die Verpflichtungen seines Besitzers wieder bedeutend vermehrt. Und nun hatte er bei der Rückkehr vom Überlandfluge, im Angesicht des Zieles, den Sieg gleichsam schon in der Hand, durch irgendwelchen unglücklichen Zufall versagt, stürzte nieder und wurde unbrauchbar, womit gleichzeitig auch alle die kühnen Hoffnungen seines Lenkers jäh vernichtet wurden.

„Hätte ich mir doch nur bei dem Sturze das Genick gebrochen!" murmelte Friedrich Eisenkolb wieder finster vor sich hin. „Warum wollte mich der Graue nur nicht haben? — In zwei Tagen ist die erste Hälfte meiner Wechsel fällig. Es gibt keine Rettung mehr für mich. Übermorgen spätestens — Schluß!"

Er stützte den Kopf in die Hände und starrte trüb vor sich hin.

So fand ihn ein älterer Herr, der nach kurzem Anklopfen das Zimmer betrat.

„Sie sind's, Herr Schubert!" rief Eisenkolb, der schnell aufsprang und ihm einen Stuhl anbot.

„Was mich zu Ihnen führt, Herr Kapitän, können Sie sich wohl denken."

„Vielleicht."

„Ich will mich kurz fassen. Gestern wurde Ihr großes Flugzeug außer Gefecht gesetzt. Da Sie über kein zweites verfügen, können Sie sich demnach mit einem eigenen Flugzeug morgen an dem Wettbewerb um den großen Geschwindigkeitspreis nicht beteiligen. Das veranlaßt mich, Sie zu bitten, das neueste Flug-

zeug meiner jungen Fabrik in bezeichnetem Wettbewerb zu steuern. Ich biete Ihnen eine feste Startvergütung von tausend Mark. Bringen Sie den ersten Preis heim, verpflichte ich mich zur Zahlung von weiteren zweitausend Mark. Ich setze auf das Flugzeug große Hoffnungen. Das, was die anderen, die sich hier befinden, leisten, leistet es sicher auch. Wird es von einem kühnen Führer gelenkt, wird er, wenn sich keine außergewöhnlichen Zwischenfälle ereignen, mit ihm den Sieg erringen. Nur das Ihrige, das ja nun ausgeschieden ist, hätte es zu fürchten gehabt. Der ganze heutige Tag steht Ihnen noch zu Probeflügen zur Verfügung. Sie können sich also mit dem Flugzeug noch ganz gut vertraut machen. Schlagen Sie ein, Herr Kapitän!“

Eisenkolb nagte an der Unterlippe. Was nützten ihm bei seinen großen Wechselschulden dreitausend Mark, die er günstigstenfalls gewinnen konnte? Gar nichts! Aber mit den tausend Mark feste Startvergütung, die er erhielt, auch wenn er nicht siegte, konnte er wenigstens einige hundert Mark Läpperschulden, die, weil sie kleine Leute zu fordern hatten, ihm mehr auf der Seele brannten als seine großen, bezahlen.

Ein grimmiges Lächeln umspielte seine Lippen.

„Es gilt!“ rief er und schlug in die dargebotene Hand ein.

Ehe die heutigen Wettbewerbflüge, die sämtlich solche zweiten Ranges waren, ihren Anfang nahmen, stieg Friedrich Eisenkolb mit dem Schubertschen Flugzeug zu einem ersten Probeflug auf. Es war in der Tat ein ausgezeichnetes Modell, das er steuerte. In verschiedenen Einzelheiten ähnelte es seinem verunglückten Flugzeuge. Deshalb fand er sich auch bald

völlig mit ihm zurecht und ließ es schließlich so schnell fliegen, als es zu fliegen vermochte. Die rasende Geschwindigkeit, die es entwickelte, verblüffte ihn. „Ganz ausgezeichnet!“ dachte er. „Es ist ein in jeder Beziehung meinem verunglückten ebenbürtiges Flugzeug.“

Als er kurz vor Beginn des ersten öffentlichen Schauflugs wieder landete, spendeten Freunde ihm und dem neuen Flugzeuge reichlich Lob. Der Besitzer, Leberecht Schubert, strahlte über das ganze Gesicht. Einige ausländische Sportleute aber betrachteten das schöne Flugzeug mit scheelen Augen und tauschten flüsternd Bemerkungen aus.

Wheeler, der auch in der Nähe weilte, gehörte indessen nicht zu letzteren. Dafür war er viel zu vornehmer Gesinnung. Wie gestern befand er sich in der Gesellschaft von Mister Wentworth nebst Tochter.

Nach einer allgemeinen Begrüßung erkundigte sich der amerikanische Flieger bei seinem deutschen Kameraden, welchen Namen er seinem prächtigen neuen Flugzeuge, von dem er als selbstverständlich annahm, daß es dessen Eigentum sei, gegeben habe.

„Es führt noch keinen Namen.“

„Wie? Noch namenlos? Dann ergreifen Sie aber schleunigst die Gelegenheit der Anwesenheit einer jungen Dame, Kapitän, und bitten Sie sie, die Namengebung zu vollziehen.“

Fräulein Mary wartete keine Aufforderung Eisenkolbs ab, sondern fragte ungeniert: „Was ich also haben zu tun, Kap'tän?“

„Weiter nichts,“ antwortete ihr Wheeler, „als in feierlicher Weise zu sprechen: ‚Fliege glücklich, stürze nie!‘ — und den Namen, den Ihnen Mister Eisenkolb nennen wird, auf das Schwanzstück des Flugzeugs

hier mit einer Bleifeder oder einem Füllfederhalter recht hübsch deutlich niederzuschreiben."

Sie ließ sich von ihrem Vater seinen Füllfederhalter geben und wandte sich darauf an Eisenkolb: „Was sollen also ich schreiben?"

Daß sie als Antwort „Mary" erwartete, lag klar auf der Hand. Aber ihre Art und Weise ärgerte ihn. Er nagte an der Unterlippe und schwieg.

Sie aber meinte, daß er es wohl nicht wage, sie um die Aufzeichnung ihres Namens zu bitten. „Warum Sie zögern, Kap'tän? Sie können sprechen ruhig vor mir aus Ihre geheimste Wunsch."

Da sagte er: „Schreiben Sie bitte: Marie. Aber bitte gut deutsch Ma—rie."

Beglückt strahlte sie ihn mit ihren hellblauen Augen an und machte sich ans Werk.

Während Wheeler dann noch je ein vierblättriges Kleeblatt rechts und links von dem Namen hinmalte, fragte sie: „Und Sie werden gewinnen mit die Ma—rie morgen die große Geschwindigkeitspreis, Kap'tän?"

„Ich hoffe es."

„Oh, wie wir werden feiern die Sieg! Ich mich freuen schon serr darauf, Kap'tän — serr!"

Ehe man sich trennte, fand Wheeler noch Gelegenheit, seinem deutschen Kameraden zuzuflüstern: „Sie haben es der Miß angetan, Kapitän. Vorhin hat sie mir offen gestanden, daß sie Sie gern hätte. Greifen Sie fest zu. Die Gelegenheit zu einer Partie mit wenigstens einer halben Million Mitgift bietet sich nicht alle Tage."

Friedrich Eisenkolb sagte nichts. Aber in seinem Innern kämpfte es gewaltig.

Seine Gedanken machten Sprünge. Wenn er sich mit der Amerikanerin verlobte, würde sich sein

Hauptgläubiger Kurzmann fraglos zu einer nochmaligen Prolongation der übermorgen, am Sonnabend, fällig werdenden Wechsel von fünfzigtausend Mark bestimmen lassen. Und die dann eine Woche später fällig werdenden anderen Wechsel von fünfzigtausend Mark würde er mit dem üblichen Zinsenzuschlag gleichfalls prolongieren. Er, Friedrich Eisenkolb, würde sich also übermorgen oder morgen nach Beendigung des übernommenen Fluges keine Kugel in den Kopf zu jagen brauchen. Aber mit was würde er sein Weiterleben erkaufen? Mit einem Verrat an seiner geliebten Marie, einem Verrat, wie er schmählicher nicht auszudenken wäre. Nur als ein Schurke vor ihr und vor sich selbst würde er weiterleben können.

Nein, solch ein elender Wicht war er nicht. Nie würde er das zuwege bringen. Er mußte sich schämen, daß er diese schändlichen Gedanken überhaupt an sich herangelassen hatte. Übermorgen vormittag oder besser gleich morgen abend nach Beendigung des übernommenen Fluges — Schluß!

Unabänderlich blieb es so.

Zwischen zweien der heutigen kleinen Wettbewerbe stieg Friedrich Eisenkolb zu einem zweiten Probefluge auf. Da er sich jetzt mit seinem Flugzeuge vollständig vertraut fühlte, ließ er es sogleich eine scharfe Geschwindigkeit anschlagen und steigerte sie nach der ersten Runde noch ganz bedeutend.

Auf dem Platze unten folgte man mit ständig sich steigerndem Interesse diesem Fluge. Mit Zeitmessern in der Hand stellten verschiedene Sportleute die Geschwindigkeit fest, und bald wußte man es in engeren Sportkreisen überall: Von der vierten Runde ab gerechnet war die Fünfminutenweltzeit verbessert worden.

Und von da ab gerechnet wurde nach zehn Minuten auch der Geschwindigkeitsweltrekord von zehn Minuten gebrochen. Schade, daß der Flug ohne vorherige Anmeldung und daher ohne offizielle Kontrolle stattfand, weshalb die Zeiten auch nicht als offizielle anerkannt werden durften. Welche Aussichten boten sich aber für morgen zum internationalen Wettbewerb um den großen Geschwindigkeitspreis! Deutschland würde den Sieg davontragen!

Nach der Landung wurde der kühne Luftpilot von zahlreichen aufgeregten Sportleuten umringt, die ihm alle die schönen Zeiten, die er geflogen, zuerst mitteilen wollten. Der Besitzer des Flugzeugs, Lebrecht Schubert, wäre ihm vor Freude beinahe um den Hals gefallen. Er besprach mit ihm alle Einzelheiten des Fluges. Auch machte er ihn auf einen kleinen Hebel aufmerksam, nahm ihn darauf beiseite und vertraute ihm scheinbar ein wichtiges Geheimnis an.

Nachdem das Flugzeug dann unter beider Aufsicht sorgfältig in seinem Schuppen geborgen worden war, henkelte sich der Fabrikant bei Eisenkolb ein. „Herr Kapitän,“ frohlockte er, „wir gewinnen morgen den ersten Preis. Wie gern würde ich Ihnen einen größeren Anteil versprechen. Aber ich kann das beim besten Willen nicht. Meine gesamten flüssigen Mittel habe ich in das Modell und die Patente gesteckt. Ich muß verfügbare Gelder wieder reichlich in die Finger bekommen, oder ich kann nicht weiterarbeiten. Damit Sie aber sehen, wie gut ich es mit Ihnen meine, sollen alle die Preise, die Sie nach dem Fluge morgen mit dem Fahrzeuge während der Flugwoche noch erringen, Ihnen ungeschmälert zufallen. Keine Mark soll mir davon zustehen. Hier meine Hand darauf.“

Kräftig schüttelte man sich die Hände. Friedrich

Eisenkolb überlegte sich aber dabei, daß dieses Versprechen keine Bedeutung für ihn habe. Denn nach dem großen Geschwindigkeitspreise waren an Geldpreisen nur noch wenige tausend Mark zu erringen.

Nach einem nochmaligen Händeschütteln ging Eisenkolb nach dem Klubgebäude und begab sich auf die Veranda. Hier wurde er wegen seiner schönen Flugzeiten neuerdings von vielen Seiten beglückwünscht.

„Sie sollten sich mit dem Flugzeug um den Lenz-Weißröder-Preis bewerben, Herr Kapitän," suchte ihn ein älterer Herr aufzumuntern.

„Leider nicht möglich, Herr Baron," erwiderte Eisenkolb. „Das Flugzeug ist ein ausgeprägter Renner und kein Höhenflieger. Höher als fünfhundert Meter möchte ich mich mit ihm nicht wagen."

Der bezeichnete Preis betrug hundertzwanzigtausend Mark. Er war von einem süddeutschen Großindustriellen in Gemeinschaft mit einem Berliner Großfinancier dem deutschen Flieger ausgesetzt worden, der während der internationalen Flugwoche mit einem deutschen Flugzeuge den Welthöhenrekord, 3725 Meter, brach.

Auch von Fräulein Mary wurde Eisenkolb lebhaft beglückwünscht. Mister Wentworth aber führte ihn nach der anderen Seite der Veranda, zeigte auf einen korpulenten Herrn, der unweit des Klubgebäudes stand, und fragte: „Kennen Sie das Mann dort?"

Friedrich Eisenkolb entfärbte sich. Der Betreffende war nämlich Linus Kurzmann, derselbe, dem er zweimal fünfzigtausend Mark schuldete. Sollte die Spürnase — und Wentworth hätte auf Veranlassung seiner Tochter —? Er mochte nicht weiterdenken.

„Das Mann da ich meine," wiederholte Wentworth.

„Ja, ich kenne ihn," brachte Eisenkolb endlich mühsam hervor.

„Ist das Mann vertrauungswürdig?"

Was sollte die Fragerei nur? „Vertrauenswürdig? Je nun, er ist ein Geschäftsmann —"

„Das sich nicht entzieht eingegangene Verpflichtungen?"

Eisenkolb verwunderte sich immer mehr. „Er ist vermögend, sehr vermögend sogar."

„Well. Wird es also auch zahlen, das Mann. Daß Sie nur wissen es, Kapitän, habe gewettet bei ihm fünftausend Dollar."

Das war's also! Erleichtert atmete Friedrich Eisenkolb auf, wobei es ihm durch den Sinn fuhr, daß er sogleich darauf hätte kommen können. Denn daß der vielseitige Linus Kurzmann auch in verbotenen Buchmachergeschäften machte, pfiffen doch in Berlin die Spatzen auf den Dächern.

„Buchmachergeschäfte sind aber in Deutschland verboten, Mister Wentworth," ließ er verlauten.

„Weißen ich. Doch in Amerika nicht. Wir Amerikaner wetten bei jeder Gelegenheit, wo sich bietet uns. Meine Landsleute hier haben gemacht bei das Gentleman soeben alle eine große Buch. Für die große Schnellflieg morgen. Und alle haben gesetzt auf Sie, der Sie brachen soeben die Geschwindigkeitsrekords von fünf und von zehn Minute von die Welt."

„Auf mich?"

„Yes. Darauf, daß Sie gewinnen morgen das erste Preis in die große Geschwindigkeitsflieg."

Eine Einladung Mister Wentworths zum Souper hatte Friedrich Eisenkolb höflich, aber bestimmt abgelehnt mit der Begründung, daß er wegen des großen Fliegens morgen heute strenge Diät halten und sich zeitig zur Ruhe begeben müsse.

Mit verschränkten Armen saß er am Abend in dem Wohnzimmer seiner Berliner Wohnung. Hinter den Häusern gegenüber versank die Sonne.

„Das letzte Mal, daß ich sie dort verschwinden sehe,“ dachte er. „Morgen um diese Zeit werde ich nicht mehr —“

Durch ein Klopfen an der Tür wurde er aus seinen trüben Gedanken gerüttelt. Auf sein „Herein“ erschien ein eleganter Herr im Zimmer, der ihm völlig fremd war. Trotzdem unterließ es jener, ihm seinen Namen zu nennen, fing aber nach einem höflichen Gruße sogleich an in einem Kauderwelsch von Deutsch darauf los zu parlieren. Der Herr Kapitän möge ihm ein verschwiegenes Wort unter Männern gestatten. Fliege er morgen so wie heute, würde er den Geschwindigkeitspreis an sich reißen. Die zwei Flugzeuge einer ausländischen Flugzeugbaugesellschaft, die bisher Favoriten gewesen wären, würden geschlagen werden. Er sei der Manager dieser Gesellschaft. Auf den Preis selbst käme es der Gesellschaft, die über gewaltige Kapitalien verfüge, weniger an. Nur auf die Ehre des Sieges und die Reklame für ihre Fabrikate. Gewinnbringende Aufträge seien ihr ja dann auch in Menge sicher. Man würde also gern den Preis selbst opfern, wenn man nur den Sieg davontrüge. Er habe nun in Erfahrung gebracht, daß der Herr Kapitän das Flugzeug für einen anderen steuere. Siege der Herr Kapitän, würde folglich auch der Preis in der Hauptsache dem anderen zufallen. Er schlage dem Herrn Kapitän ein besseres Geschäft vor. Der Preis selbst solle in der Hauptsache dem Herrn Kapitän zufallen, aber der Herr Kapitän dürfe nicht siegen. Keine Menschenseele würde davon erfahren, insbesondere auch nicht die Lenker seiner Flugzeuge, die von seinem

Besuche hier nichts wüßten. Die Sache würde vollständig unter dem Herrn Kapitän und ihm bleiben, die sie beide das größte Interesse daran haben würden, niemals ein Sterbenswörtchen darüber verlauten zu lassen.

Friedrich Eisenkolb hatte, ohne seine verschränkten Arme zu lösen, den Versucher angehört. Keine Miene hatte bisher in seinem Gesicht gezuckt, nur tiefer und tiefer gerötet hatte es sich. Länger konnte er aber nun nicht mehr an sich halten. Wie eine Feder schnellte er vom Stuhle auf, packte den geschniegelten Herrn, der ihm zu entwischen trachtete, im Genick, schüttelte ihn ab wie einen Hund, den man straft, und warf ihn zur Tür hinaus. „Das ist meine Antwort, du Lump!" rief er dabei in heller Empörung aus.

Wütend schmetterte er die Tür ins Schloß.

Allmählich nur ebbte seine Erregung ab. „O Gott," stöhnte er, „welchen Gewissensmartern bin ich doch ausgesetzt! Kaum daß ich der Versuchung mit der Millionenerbin widerstanden, bietet sich mir abermals eine rettende Hand. Hätte ich eingeschlagen, würde ich nichts gewagt haben. Denn bei einem Wettbewerb wie morgen den Sieg nicht zu erringen, dies, ohne irgendwie Verdacht zu erregen, zu bewerkstelligen würde die leichteste Sache von der Welt sein. Ganz abgesehen davon, daß es doch sehr, sehr fraglich ist, ob ich ihn überhaupt davontragen werde. Das Flugzeug schießt dahin wie ein Pfeil, gewiß, aber welche Zufälle können sich während des langen Fluges ereignen. Selbst dann noch, wenn man den Sieg sicher schon in der Hand zu haben glaubt. Das habe ich doch gestern schwer genug erfahren müssen. Ein Elender wäre ich aber gewesen, wenn ich auf das Angebot eingegangen wäre. Ein Schurke, der die Luft, die er

atmet, nicht wert ist. Nein, lieber in Ehren tot, als ein Weiterleben als Verräter! Es ist und bleibt unabänderlich so: Morgen nach dem Fluge — Schluß!"

Er versank wieder in schweigendes Vorsichhinbrüten. Im Zimmer begann es zu dunkeln. Da klopfte es neuerdings, und Linus Kurzmann tauchte im Rahmen der Tür auf.

Der beleibte Herr, der in seinen Kreisen den Beinamen „Krawattenmänne" führte, schnaufte bedenklich. „Wird mir das Treppensteigen sauer, Herr Kapitän! Übrigens, guten Abend auch. Sie sollten lieber zu ebener Erde wohnen, Herr Kapitän." Umständlich wischte er sich mit einem großen buntseidenen Tuche die Stirn ab. „Ich darf mich wohl setzen, Herr Kapitän?" fuhr er fort. — „Was mich zu Ihnen führt? Nun, Sie daran erinnern zu wollen, daß übermorgen, Sonnabend, die ersten fünfzig Mille und eine Woche später die anderen fünfzig Mille fällig werden, fällt mir nicht ein. Das habe ich nicht nötig. Sie werden die Wechsel pünktlich einlösen. Davon bin ich überzeugt. Nicht wahr, Herr Kapitän, Sie werden das tun? Ich verlasse mich fest darauf. Eine nochmalige Prolongation wäre mir auch rein unmöglich. Oder macht Ihnen die Sache doch Schwierigkeiten, da Ihr schönes Flugzeug, mit dem Sie hofften, die zwei großen Preise der Flugwoche zu holen, zum Teufel ging? Ja, ja, die Luft hat keine Balken. Fast hätte mich der Schlag gerührt, als ich Sie stürzen sah. Wie freute ich mich dann, als ich hörte, daß Sie mit einem blauen Auge davongekommen waren. Eifrig bat ich im stillen das arme zerstauchte Flugzeug, das ich in meiner Aufregung ein Fluchzeug geschimpft, um Entschuldigung. — Doch, um auf die Schwierigkeiten zurückzukommen, der Gedanke ging mir nur so durch

den Kopf, weil Sie keinen Versuch unternommen haben, sich sofort ein neues Flugzeug, das man sich gegen gutes Geld jetzt ja jederzeit verschaffen kann, zu erwerben, sondern um irgendwelche geringfügige Vergütung morgen das Flugzeug eines anderen steuern wollen. Ein schneller Flieger ist das. Potz Kuckuck! Die Herren Sportleute waren heute ganz begeistert, als sie Sie dahinflitzen sahen. Ich kam einem fühlbaren Bedürfnisse nach, als ich ihnen anbot, Wetten bei mir abzuschließen. Nun ja, ich habe ein schönes Buch gemacht. Die Amerikaner zumal waren wie verrückt. Ich konnte gar nicht schnell genug schreiben. Tausend Dollar, zweitausend Dollar, dreitausend Dollar, fünftausend Dollar Eisenkolb Sieg, hieß es da in einem fort. An Dollars allein sind reichlich fünfundzwanzigtausend zusammengekommen. Und ein Dollar rechnet vier Mark zwanzig! Mir ist inzwischen wegen des hohen Risikos, das ich eingegangen bin, angst und bange geworden. Siegen Sie, bin ich ruiniert. Doch, warum sollen Sie mit aller Gewalt siegen? Für einen Fremden! Und ich, der ich Ihnen bisher geholfen, soll untergehen?! Das werden Sie nicht wollen, Herr Kapitän. Ganz gewiß werden Sie das nicht wollen. Aber ich verlange keine uneigennützige Freundschaft. Nein, nein, eine Hand muß die andere waschen. Ich denke, wir machen es so: Die fünfzig Mille, die übermorgen fällig werden, löse ich selbst ein, und wir schreiben die Summe in die Esse. Die anderen fünfzig Mille prolongiere ich Ihnen auf zwei Monate. Und den Betrag, den Sie für Anschaffung eines eigenen neuen Flugzeugs brauchen, schieße ich Ihnen aufs neue vor. Aber siegen dürfen Sie morgen nicht, Herr Kapitän!“

Da es im Zimmer schon dunkel geworden war,

hatte der brave Mann die Gestalt und die Gesichtszüge des ein Stück von ihm entfernt Sitzenden nicht mehr recht unterscheiden können. Anderenfalls hätte er wohl seine Rede nicht so ruhig zu Ende geführt.

Mit verzerrter Miene und mit geballten Händen saß Friedrich Eisenkolb da. Er hätte mögen aufschreien vor innerer Qual. Schmerzhaft krampfte sich sein Herz zusammen. Eine dritte Versuchung! Abermals bot sich ihm eine rettende Hand! Ergriff er sie, brauchte er morgen nicht den Revolver gegen sich zu richten. Aber von Stund ab würde er ein Schurke sein. Nicht vor der Welt. Denn daß er es unter Umständen unterließ, nicht als Erster das weiße Band zu überfliegen, würde, wie er sich dies vorhin erst schon einmal vorgehalten, kein Mensch merken, und Kurzmann würde ewig schweigen. Aber vor sich selbst würde er ein Schurke sein. Nein, lieber tot in Ehren als ein Weiterleben, als ein ehrloser Lump vor sich selbst! Unabänderlich blieb es so: Morgen nach dem Fluge — Schluß!

Mit einer raschen Bewegung erhob er sich, ging zur Tür, stieß sie auf, wies gebieterisch mit dem Arme hinaus und bedeutete dem Versucher mit wutbebender Stimme: „Verlassen Sie auf der Stelle das Zimmer! Keine Silbe mehr, oder ich vergreife mich an Ihnen!"

Kurzmann zog den Kopf ein und drückte sich schleunigst hinaus. Auf dem Vorplatze bekam er aber wieder Mut und rief zurück: „Überlegen Sie sich meinen Vorschlag nur noch einmal, Herr Kapitän. Beschlafen Sie die Sache. Morgen früh werden Sie anders darüber denken. Was unsere Angelegenheit betrifft, könnte ich mich sonst auf nichts einlassen. Verstehen Sie, aber auch auf gar nichts!"

Friedrich Eisenkolb schmetterte die Tür ins Schloß.

Jetzt hatte er wohl endgültig Ruhe. Alle Brücken waren hinter ihm abgebrochen.

Er machte Licht, setzte sich an seinen Schreibtisch und betrachtete lange eine Photographie seiner Marie. Das Wasser stieg ihm dabei in die Augen. „Wie wirst du um mich trauern, du Liebe und Gute!" flüsterte er. „Aber du wirst einen Geliebten betrauern, der als ein Ehrenmann starb."

Ein stahlblauer Himmel, über den, von einem leichten Winde bewegt, nur wenige weiße Federwolken langsam dahinsegelten, wölbte sich über dem Flugplatze Johannistal. In einer Höhe von dreihundert Meter war, genau über der Mitte des Innenraumes, heute ein Fesselballon festgemacht. Hell schimmerte die große Kugel in der Sonne.

Wie vorgestern bei der Entscheidung des Überlandflugs, dem zweitwichtigsten Ereignis der internationalen Flugwoche, umsäumten auch heute, wo das wichtigste Ereignis der Woche zum Austrag kommen sollte, das Wettfliegen um den großen Geschwindigkeitspreis, an die zwanzigtausend Menschen das weite grüne Feld. Auf den Tribünen war ein vornehmes internationales Publikum vertreten. War doch das heutige Ereignis nicht nur das wichtigste der Berliner internationalen Flugwoche, sondern das wichtigste internationale aviatische Ereignis des ganzen Jahres überhaupt. Es war an Stelle des alljährlich bei den großen internationalen Automobilrundfahrten mit zum Austrag gebrachten Schnelligkeitswettbewerbs der Automobile getreten.

Wie bei diesem alle Nationen ihre erlesensten Fabrikate und ihre unerschrockensten Lenker aufgeboten hatten, so schickten sie jetzt auch für das große Luft-

rennen ihre bewährtesten Erzeugnisse und ihre waghalsigsten Luftzeugführer ins Treffen. Denn es galt nicht nur die hunderttausend Mark zu erringen, mit denen das Rennfliegen in barem Gelde ausgestattet war, sondern auch noch den goldenen Pokal zu erobern, einen Wanderpreis, der dreimal gewonnen werden mußte, ehe er in endgültigen Besitz überging. Ganz wie bei dem verflossenen Kraftwagenwettbewerb war das Gewinnen dieses Luftwettbewerbs ferner auch jedesmal dafür maßgebend, in welchem Lande das nächstjährige Rennen stattzufinden hatte. Die Industrie des ganzen Landes des Siegers erstrahlte durch das Gewinnen des Preises in hellem Glanze. Der ganzen betreffenden Nation gereichte der Sieg ihres Landsmannes zur Ehre. In Spannung lauschte deshalb die ganze Sportwelt der Entscheidung.

Achtundzwanzig Wettbewerber stellten sich der Startkommission. Diese vielen Teilnehmer in breiter Front nebeneinander abfliegen zu lassen, war unmöglich, ganz abgesehen davon, daß die am äußersten Flügel Fliegenden gegenüber den am weitesten nach innen zu Fliegenden von vornherein so im Nachteil gewesen wären, daß ein Gewinnen für sie nahezu ausgeschlossen gewesen wäre. Deshalb war ein Staffelstart beschlossen worden. Ein Flugzeug startete in gerader Linie über dem anderen. Um aber die Kontrolle über die Flugzeuge nicht zu verlieren, durfte sich keines mehr als dreihundert Meter hoch erheben. Dasjenige, welches während des Wettbewerbs dennoch höher stieg, schied für einen Sieg aus. Eine genaue Beobachtung der Einhaltung dieser Vorschrift erfolgte von dem Fesselballon aus, dessen Korb mit mehreren Unparteiischen bemannt war. Gleichzeitig diente der Ballon den Fliegern als Höhenmerkzeichen. Um in

der Lage zu sein, über etwa dennoch auftretende Meinungsverschiedenheiten wegen der erreichten Höhe zweifelsfrei entscheiden zu können, mußte jedes Flugzeug außerdem einen von der Startkommission gelieferten, selbsttätig registrierenden Höhenmesser mitnehmen, der im Gesichtskreise des Flugzeugführers am Gestänge befestigt und mit einer bis dahin geheimgehaltenen Plombierung vor jedem etwaigen willkürlichen Eingriffe gesichert wurde.

Die Startnummern wurden ausgelost. Eisenkolb zog die Nummer 10. Er hatte also vom Erdboden her als Zehnter zu fliegen. Über ihm befanden sich noch achtzehn Wettbewerber. Der Platz war einerseits ein guter zu nennen, da er nicht zu weit vom Erdboden entfernt war, anderseits aber auch ein schlechter, weil, wenn ihn über ihm fliegende Flugzeuge überholten, er sich dann nicht unter ihnen, sondern nur über ihnen wieder ansetzen durfte. Überholte nämlich ein Flugzeug ein unter ihm fliegendes vollständig, durfte es, so lautete eine fernere Vorschrift dieses Wettbewerbs, nicht in seiner bisherigen Höhe bleiben, sondern mußte heruntergehen. Bis auf das niedrigst unter ihm fliegende herab. Überholte es sämtliche Flugzeuge, mußte es sich bis auf etwa fünf Meter über den Erdboden herablassen, die Höhe, in der das unterste Flugzeug, die Nummer 1, beim Start abflog. Der eigentliche Kampf, insbesondere aber der Entscheidungskampf, mußte sich demnach unbedingt in der Nähe des Erdbodens abspielen. Ein seitliches Überholen war bei diesem Wettbewerb strengstens verboten. Alles das hatte man wohlweislich erwogen.

Die Flugzeuge Nummer 1 bis 9 waren von der Startkommission entlassen worden. Jetzt umstanden die Herren derselben und verschiedene sonstige

Sportleute Friedrich Eisenkolbs „Marie“. Angehörige des Aeroklubs mit ihren Gästen, unter ihnen auch Mister Wentworth und Fräulein Mary, weilten ebenfalls in nächster Nähe. Letztere winkte Eisenkolb mit ihrem Taschentuche einen letzten Gruß zu. Wurde doch auch schon der Höhenmesser befestigt und verbleit. Jede Sekunde konnte der Startmaster den Aufstieg anbefehlen. Da drängte sich plötzlich ein korpulenter Herr, dem der helle Schweiß über das Gesicht rann, durch die Umstehenden und beugte sich so nahe als möglich zu Eisenkolb hin.

„Herr — Kapitän! Herr — Kapitän!“ stieß er erregt und mit den Händen in der Luft herumfuchtelnd hervor.

Friedrich Eisenkolb wandte den Kopf. Eine jähe Blutwelle überflutete sein Antlitz. „Scheren Sie sich fort!“ knirschte er.

Der korpulente Herr war natürlich Kurzmann. Es war ihm anzumerken, wie ihm wegen der hohen Wetten, die er auf „Eisenkolbs Sieg“ angenommen, angst und bange war. Die Furcht, die Summen, die ein ansehnliches Kapital repräsentierten, zu verlieren, schnürte ihm fast die Kehle zu und ließ ihn auch alle Vorsicht und Zurückhaltung, die ihm sonst eigen waren, vergessen. „Den—ken, den—ken Sie daran, Herr Kapitän!“ keuchte er.

„Zurücktreten!“ gebot der Startmaster mit lauter Stimme. „Nummer 10 aufsteigen!“

In Friedrich Eisenkolb kochte es vor Wut. Er wollte dem nichtswürdigen Versucher noch etwas zurufen, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Denn er sah, wie die Augen Mister Wentworths und anderer amerikanischer, sowie sonstiger ausländischer und deutscher Herren verwundert von ihm

auf jenen und von jenem auf ihn blickten. Mußte ihnen nicht der Gedanke einer abgekarteten Sache zwischen ihm und jenem, bei dem sie hohe Summen auf seinen Sieg gewettet, kommen?! Unbedingt! Und wenn er nun nicht gewann? Ein heißer Schauer überlief seinen Körper.

„Los, Herr Kapitän, los!“ drängte der Startmaster.

Mechanisch riß Eisenkolb die Kurbel herum. Der Motor gluckste, knatterte und raste in kurzen Übergängen. Das Flugzeug schnellte an, viel geschwinder als üblich. Nach einigen Metern bereits schwebte es über dem Erdboden.

„Welch ein prächtiger Anflug!“ lobte man ringsum.

In scharfer Fahrt steuerte Eisenkolb zum eigentlichen Start, wo schon neun Flugzeuge in der Art, wie sich große Vögel im Äther zu halten wissen, übereinander in der Luft flatterten. Das Warten war für sie und die folgenden eine bedeutende Leistung. Dauerte es doch noch eine ganze Weile, ehe sich alle achtundzwanzig Flugzeuge übereinander gestaffelt hatten.

Die Menschenmenge, die das weite grüne Feld umsäumte, war entzückt über den einzigartigen Anblick dieser lebendigen Riesensäule. Man konnte sich nicht satt sehen an dem Bilde. Aller Herzen pochten in innerer Erregung. Was würde man in der nächsten Stunde alles erleben!

Die Augen der achtundzwanzig Flugzeugführer aber richteten sich nach einem hohen, auf dem Dache der großen Tribüne aufgebauten Gerüst, auf dem ein Ball, ähnlich einem Zeitball, hing. Wenn er fiel, begann das Wettfliegen. Und würde er nach einer Stunde wieder steigen, war es beendet.

Plötzlich senkte sich der Ball, und ein Geräusch erfüllte im nächsten Atemzuge die Luft, als ob ein Unwetter daherbrause. Denn im selben Momente hatten die achtundzwanzig Flugzeugführer die Kurbeln ihrer Maschinen herumgerissen, und ihre Flugzeuge schossen wie abgebrannte Raketen davon.

Der Start verlief hervorragend gut.

Keines der Flugzeuge ließ sich zunächst von den anderen den Rang ablaufen.

Erst nach der ersten Runde blieb Nummer 7 ein wenig zurück. Bald wurde es um seine volle Länge von den übrigen überholt, und die über ihm befindlichen begannen eines nach dem anderen je einige Meter zu sinken. Der Anblick begeisterte die Menschenmenge. Sie brach aber in ein tosendes Geschrei aus, als das überholte Flugzeug wie ein Adler aufstieg und mit aller ihm zu Gebote stehenden Maschinenkraft sich anschickte, die Höhe über dem obersten Flugzeug, der Nummer 28, zu gewinnen. Nur so durfte es sich ja wieder in Front bringen. Ehe ihm das Manöver glückte, blieb unten Nummer 3 zurück, und die über ihm befindlichen begannen sich eines nach dem anderen wieder je einige Meter zu senken. Aber auch Nummer 3 gab deswegen noch nicht den Kampf auf, sondern führte dasselbe schöne Manöver wie Nummer 7 aus. Noch hatte es sich nicht wieder herangearbeitet, blieb Nummer 13 zurück, gleich darauf auch Nummer 11. In stärkerem Maße erfolgte ein Sinken der höher fliegenden. Die daherbrausende lebendige Riesensäule schmolz gleichsam zusammen. Nummer 13 stieg hoch und erstrebte den Anschluß. Nummer 11 dagegen gab das Rennen auf. Es bog ab und steuerte dem Landungsplatze zu.

Plötzlich schoß oben die Nummer 20, der Franzose

Messonier, vor. Im Nu hatte er der Säule drei Flugzeuglängen Vorsprung abgewonnen und begann sich schräg voraus herabzulassen. Alle über ihm befindlichen, die Nummern 21 bis 28, 7, 3 und 13, gaben ihm aber nichts nach und folgten ihm, dabei ein Bild bietend ähnlich einer Treppe, mit bewunderungswürdigem Schneid in seiner Bewegung. Die, welche sich unter dem Franzosen befanden, die Nummern 19 bis 14, 12, 10 bis 8, 6 bis 4, 2 und 1, waren damit überholt. Durch ihre Vielzahl behinderten sie sich gegenseitig. Um Ellbogenfreiheit zu erlangen, mußten sie noch ein Stück weiter zurückbleiben. Dann aber trachtete natürlich jeder der Riesenvögel am schnellsten aufzusteigen und die davongeeilte Säule einzuholen, um sich möglichst als einer der ersten auf ihr anzusetzen.

Welch ein Schauspiel war das!

Eisenkolb, der Nummer 10 hatte, war unter den Überholten. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht. Wie ein Wirbelwind schoß er nach oben und ließ nun seine Maschine laufen, was sie konnte. Als Erster erreichte er die Säule und setzte sich oben über Nummer 13 an. Aber er verschmähte es nun, sich in Front zu halten. Vielmehr ließ er seine Maschine weiterrasen und bohrte sich über Nummer 13 zwei Flugzeuglängen weit hinweg. Darauf ließ er sich schräg voraus sinken. Die Nummern 20 bis 28, 7, 3 und 13, die soeben heimlich gejubelt haben mochten, waren somit überholt und geschlagen. Sie mußten jetzt ihrerseits schleunigst noch ein wenig mehr zurückbleiben, um, wenn dies die Lage angebracht erscheinen ließ oder erforderte, sich so schnell als möglich wieder von oben her in Front zu bringen. Da die übrigen soeben erst von ihnen außer Front gebrachten Flugzeuge noch nicht die Höhe über ihnen, beziehungsweise

über Eisenkolbs Flugzeug, wieder richtig hatten gewinnen können, war für einige Minuten scheinbar jede Ordnung gelöst. Wie ein aufgescheuchter Taubenschwarm flatterten die sechsundzwanzig Riesenvögel durcheinander.

Für Eisenkolb mit seiner „Marie“ war dieser Umstand von großem Vorteil. Er flog der ganzen Gesellschaft eine halbe Runde davon, als Erster folgte ihm dann Nummer 20, Messonier, diesem dichtauf Nummer 27, ein zweiter Franzose namens Fleury, dem wieder dichtauf Nummer 23, Wheeler, und dem wieder dicht auf den Fersen Nummer 24, Miller. Alle also hintereinander in ein und derselben Höhe, etwa fünf Meter über dem Erdboden, was erlaubt war. Nur wenn einer seinen Vordermann überholen wollte, mußte er aufsteigen.

Von den übrigen zweiundzwanzig Wettbewerbern gaben 4, 6, 9 und 14 das Rennen auf. Die verbleibenden achtzehn staffelten sich allmählich wieder in einer Säule übereinander, die sich aber wie der schiefe Turm von Pisa stark schräg nach rückwärts neigte. In der Weise zog sie auch weiter dahin und strebte nach Kräften den fünf Entflohenen nach.

Indessen, die große Siebung, wie sie im Verlaufe jedes Rennens mit zahlreichen Teilnehmern, welcher Gattung oder Art es auch sei, früher oder später, aber in der Regel unvermutet, einzutreten pflegt, hatte sich bereits unzweifelhaft vollzogen. Das merkte man während der nächsten Runden mehr und mehr. Nur bei dem Deutschen vorn, den beiden Franzosen, dem Amerikaner und dem Engländer lag, wenn sich keine außergewöhnlichen Zwischenfälle ereigneten, der Sieg. Ihre Geschwindigkeit steigerte sich fortgesetzt.

Nach der fünften Runde hatte Eisenkolb die schräg

nach rückwärts aufsteigende Säule, welche sich, wenn auch nicht in der Reihenfolge, zusammensetzte aus den Nummern 1 bis 3, 5, 7 und 8, 12 und 13, 15 bis 19, 21 und 22, 25, 26 und 28, bis auf zweihundert Meter eingeholt. Mit einer knappen halben Bahnlänge Abstand folgten ihm in unveränderter Weise die beiden Franzosen, der Amerikaner und der Engländer. Der Deutsche mußte sich nun entscheiden, was er weiter unternehmen sollte. Näherte er sich noch mehr der schräg nach rückwärts geneigten Säule vor ihm, geriet er in deren spitzen Winkel und war dann nicht in der Lage, sie zu überfliegen. Anders konnte und durfte er sie aber nicht überholen. Seine Hintermänner würden das indessen sicherlich versuchen. Gelang das Überfliegen einem von ihnen, hatte er, Eisenkolb, wohl endgültig den Sieg aus der Hand gegeben.

Den Sieg! Wo er siegen mußte! Denn in dem Augenblicke, wo er unterlag, würde sein Name mit einem Feuermal behaftet sein, mit einem unverlöschlichen Makel. Das war nach der widerlichen Szene beim Aufstieg unzweifelhaft. Und welchen Versuchungen hatte er widerstanden, um heute abend als Ehrenmann sterben zu können! Seine Augen quollen hinter der Schutzbrille, an seinem völlig in schmiegsames Leder gekleideten Körper rann heißer Schweiß herab. Seine linke Hand, die das Höhensteuer umspannte, zuckte, und im gleichen Augenblicke schoß die brave „Marie“ schräg hoch in die Lüfte.

Die Menschenmassen brachen in einen einzigen Jubelschrei aus. Jedermann merkte, was der kühne Luftpilot beabsichtigte. Er wollte die gewaltige, aus achtzehn Flugzeugen bestehende Säule, die ihn am Weiterstürmen hinderte, überfliegen, überrunden.

Messonier hinter ihm erspähte natürlich sein Vor-

haben ebenfalls und nützte die Lage nach Kräften für sich aus, insofern, als er sofort gleichfalls aufzusteigen begann. Da er wesentlich weiter entfernt war, brauchte er also auch wesentlich weniger steil als sein Vordermann die Höhe zu nehmen. Sein Flugzeug konnte nahezu die bisherige Schnelligkeit weiter einhalten, während das Eisenkolbs, eben weil es die Höhe bedeutend steiler nehmen mußte, wodurch ein viel heftigerer Luftwiderstand zu überwinden war, dies nicht vermochte, vielmehr stark an Geschwindigkeit einbüßte. Außerdem hatte, von dem Aufstiegpunkte des Franzosen aus gerechnet, dieser, alles in allem genommen, auch weniger weit zu fliegen als sein Vordermann. Mußte Eisenkolb doch, immer von dem erwähnten Punkte aus gerechnet, den Weg bis zu dem Kopfe der Säule in einem Winkel schaffen, während ihn der Franzose gerade zurücklegte.

Als Eisenkolb unter donnerndem Beifall der Zuschauer die achtzehn Flugzeuge glücklich überflog, war ihm der Franzose richtig ein ganzes Stück näher gerückt.

Fleury hatte das Manöver seines Landsmannes sklavisch nachgeahmt. Dichtauf folgte er ihm. Aber auch Wheeler und Miller hatten sich die Chance nicht verscherzt. Dichtauf folgte der Amerikaner seinerseits seinem Vordermann und der Engländer wieder dem Amerikaner.

Am liebsten wäre Eisenkolb in der gewonnenen großen Höhe weitergeflogen. Da er aber eine Überholung bewirkt, geboten ihm die Vorschriften sofort wieder niederzugehen. In jähem Gleitflug stieß er hinab. In einer Kette zogen jetzt auch Messonier, Fleury, Wheeler und Miller über die Säule hinweg und sausten ebenfalls zu Tal. Als man wieder nahe dem Erdboden hinflog, fiel es erst so recht ins Auge,

was die Verfolger eingeholt. Ihr Spitzenmann war von seinem Vordermanne nur noch eine knappe viertel Bahnlänge entfernt.

Auf dem Dache der zweiten Tribüne wurde eine schräg zur Flugbahn gekehrte große, weiße Scheibe sichtbar. Das hieß: Die erste Viertelstunde ist vorüber!

Aus der Säule schied ein Flugzeug nach dem anderen aus und wandte sich dem Landungsplatze zu. Nach zwölf Bahnumflügen hatte Eisenkolb die jetzt nur noch aus zehn Flugzeugen bestehende Säule wieder vor sich. Ohne erst lange zu überlegen, stieg er schräg auf. Wieder überflog er die Säule unter donnerndem Beifall der begeisterten Menschenmenge. Aber seine Verfolger waren ihm inzwischen noch näher gerückt. Als auch sie über die Säule gezogen und man unten wieder dahinraste, war Messonier keine dreißig Meter mehr von ihm entfernt.

In der Kurve erspähte Eisenkolb dies. Er nahm alle Vorteile wahr, um den Abstand nicht noch kleiner werden zu lassen. Aber der Franzose raste dahin wie ein Sturmwind, und seine Hintermänner, für die er den Luftwiderstand brach, konnten ihm anstandslos folgen.

Fünfzehnmal wurde die Bahn umkreist, wobei die Säule, die inzwischen auf sechs Flugzeuge zusammengeschrumpft war, zweimal überflogen worden war, da hatte sich der Franzose an Eisenkolb herangearbeitet. In einer einzigen Kette sausten jetzt die fünf Favoriten dahin, Runde um Runde.

Auf dem Dache der zweiten Tribüne wurde eine zweite große, weiße Scheibe sichtbar. Die zweite Viertelstunde war vorüber. Eine halbe Stunde dauerte das Rennen noch.

Die Menschenmenge rief und schrie: „Vorwärts, Eisenkolb! Vorwärts!“ Aber sie gebärdete sich gleich

darauf wie toll, als sich der Franzose plötzlich anschickte, seinen Vordermann zu überfliegen. Bis zu einer halben Flugzeuglänge rückte er über ihn vor. So ging es — ein die Nerven erzittern machendes Schauspiel — eine ganze Bahnlänge herum, eine zweite, eine dritte. Keine Handbreit vermochte der Franzose dabei weiter zu erzwingen. Aber bei dem vierten Umkreisen bohrte sich Eisenkolb langsam, ganz langsam, wieder unter ihm vor, was er durfte, da ihn sein Wettbewerber noch nicht völlig überholt.

Die Stimmen ringsum waren nach und nach verstummt. Mit fiebernden Augen, heißen Wangen und fliegendem Atem verfolgte man diesen Kampf auf Tod und Leben.

Mit einem Male donnerte ein Hurra aus zwanzigtausend Kehlen in die Lüfte. Eisenkolb hatte den Franzosen völlig unterflogen. Nochmals setzte der hartnäckige Gallier an, fiel aber schließlich doch auf seinen alten Platz, den ihm sein Landsmann Fleury reichlich weit offen gehalten, zurück. Die Kette war in der alten Weise wiederhergestellt.

Die Säule der sechs Flugzeuge wurde abermals nahezu wieder eingeholt. Eisenkolb stieg schräg an. Wie ein Gewitter zog die Kette der fünf Favoriten über die Säule hinweg. Drüben sauste sie zu Tal und raste weiter. Runde um Runde blieb es so.

Auf dem Dache der zweiten Tribüne erschien eine dritte große, weiße Scheibe. Die dritte Viertelstunde war vorüber. In fünfzehn Minuten fiel die Entscheidung.

Bald war Eisenkolb der Säule der sechs Flugzeuge wieder einmal nahe. Er stieg wieder schräg an. Schon hatte er die halbe Höhe gewonnen, da steuerte plötzlich das, von unten gezählt, vierte Flugzeug der Säule scharf zurück und flatterte wie ein flügellahmer Vogel

auf ihn zu. Ein Zurücksteuern war streng verboten. Der betreffende Flugzeuglenker glaubte trotzdem so handeln zu müssen. An einem Flügel seines Flugzeugs war nämlich eine Schwinge gebrochen, er drohte abzustürzen und befürchtete die drei unter ihm befindlichen Flugzeuge mit ins Verderben zu reißen. Schnell zurück! war sein einziger Gedanke. Er schnellte sein Steuer herum, flatterte aber so, ohne eine Ahnung davon zu haben, direkt auf Eisenkolb zu.

Der Vorgang spielte sich dermaßen unvermutet und geschwind ab, daß der Deutsche mit seinem Flugzeuge nicht mehr ausweichen konnte, obgleich er sofort steiler aufzustreben trachtete. Ein Zusammenprall erschien allen in der nächsten halben Sekunde unabwendbar. Ein solcher wäre auch unbedingt erfolgt, wenn nicht im entscheidenden Momente das inzwischen völlig flügellahm gewordene Flugzeug niedergestürzt wäre wie ein vom Himmel niederzischendes Meteor. Es streifte nur noch das Kopfstück von Eisenkolbs Flugzeug, das hierdurch ins Wanken geriet, von seinem Lenker aber alsbald wieder ins Gleichgewicht gebracht werden konnte.

Das unbegreiflichste bei dem Vorgange aber war, daß der dicht hinter dem Deutschen fliegende Franzose Messonier nicht auf ihn auffuhr. Jedem anderen wäre das wohl auch geschehen. Aber der berühmte französische Flieger hatte Augen wie ein Falke. Die vielen Wettflüge, an denen er sich beteiligt, hatten seine Sinne geschärft in einer Weise, daß er jede Gefahr gewissermaßen vorauswitterte. Sowie sich das flügellahme Flugzeug aus der Säule zu lösen begann, riß er, einen Augenblick früher noch als sein Vordermann, sein Höhensteuer voll herum und stieg steil auf, steiler noch als Eisenkolb.

Fleury schoß wohl eine halbe Flugzeuglänge unter seinem Landsmann hin, stieg dann aber ebenfalls sehr steil auf. Wheeler und Miller verhielten sich in gleicher Weise.

Die auf fünf Flugzeuge zusammengeschrumpfte Säule zog davon. Unten am Erdboden explodierte der Benzinbehälter des abgestürzten Flugzeugs. Darüber in der Höhe flatterten die fünf Favoriten. Am höchsten Messonier.

Wie ein Blitz schoß er als Erster herab, als Ziel den Kopf der sich entfernenden Säule im Auge. Als Zweiter folgte ihm sein Landsmann Fleury. Eisenkolb wurde Dritter, Miller Vierter und Wheeler Fünfter. Die Höhe über der Säule erreichend, sauste die Kette der fünf Favoriten in der neuen Reihenfolge zu Tal und raste weiter. Eine Runde in unveränderter Weise, zwei Runden. In sieben Minuten war die Stunde um. Die fünf Flugzeuglenker wußten das. Sie führten, wie jeder richtige Flugzeuglenker, in einem ledernen Armband am linken Handgelenk eine Uhr mit sich, von der sie die Zeit bequem ablesen konnten, ohne einen Hebel aus den Fingern zu lassen.

In sieben Minuten fiel also die Entscheidung. Jetzt galt es, alles daran zu setzen, das Äußerste zu wagen! Die rasende Geschwindigkeit, die die Kette einhielt, steigerte sich noch. Plötzlich bemerkte Eisenkolb einen Schatten über sich. Wheeler, der Letzte der Kette, hatte sich erhoben, Miller bereits überflogen und zog nun auch über ihn hin. Schnell erreichte der Amerikaner weiter die Höhe über Fleury und befand sich kurz darauf über Messonier. Eine viertel Minute schien es, als ob er nun nicht weiterkommen könnte, dann zuckte er aber geradezu vor und setzte sich an die Spitze der Kette. Amerika war voran!



Einen Augenblick später bemerkte Eisenkolb neuerdings einen Schatten über sich. Miller hatte sich erhoben, zog über ihn hinweg, über Fleury, über Messonier und auch über Wheeler. Jetzt war England an der Spitze! Aber nur für eine knappe halbe Minute. Dann schon erhob sich Messonier. Sein Landsmann Fleury wollte ihm folgen, vermochte aber die unheimliche Geschwindigkeit nicht zu entwickeln. Deshalb flog Messonier allein davon, über Wheeler und Miller hinweg und eroberte sich wieder den ersten Platz. Frankreich war wieder voran!

Die Reihenfolge war jetzt also Messonier, Miller, Wheeler, Fleury, Eisenkolb. Deutschland im Hintertreffen! Und in zweieinhalb Minuten war die Stunde um!

Die zwanzigtausend Menschen ringsum verhielten sich teils wie hypnotisiert, teils gebärdeten sie sich wie Tolle. Unverständliche Laute rangen sich aus ihren Kehlen, jede Fiber zitterte in ihnen.

Aber auch Eisenkolbs Brust entrang sich ein Ächzen. Als Letzter sollte er das weiße Band überfliegen! Wo er siegen mußte, wenn nicht sein Name mit einem unauslöschlichen Makel behaftet werden sollte! Nach dem, was er während des bisherigen Verlaufs des Fliegens geleistet, mußte sich denen, die der widerlichen Szene bei dem Aufstieg beigewohnt, unbedingt die Überzeugung aufdrängen, er wolle nicht siegen, sein Zurückbleiben jetzt sei ein abgekartetes Spiel. Obgleich er allen Versuchungen, die an ihn herantraten, tapfer widerstanden, um als ein Ehrenmann zu sterben, würde er in den Augen der Welt also doch nicht als ein solcher untergehen! Sicherlich würde man ihm nach Beendigung des Flugs Mißachtung zu erkennen geben, womöglich würde man ihn einem hochnotpeinlichen

Verhör unterwerfen. Und wenn er dann einige Stunden darauf Schluß machte, würde es heißen: Er mußte das tun, denn er sah, daß er seine Ehre verloren hatte!

Blitzschnell waren Eisenkolb diese Gedanken durch den Sinn gehuscht. Gleichzeitig hörte er aber auch im Geiste den Besitzer des Flugzeugs, Leberecht Schubert, das wieder sagen, was er ihm gestern nach dem zweiten Probefluge geheimnisvoll anvertraut: Herr Kapitän, hier befindet sich ein kleiner Hebel. Legen Sie den aus, wird das Flugzeug seine Geschwindigkeit sofort nahezu verdoppeln. Aber ich kann nicht dafür einstehen, ob im nächsten Augenblicke der Motor explodiert. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das eintreten. Benützen Sie also den Hebel nur im allerhöchsten Notfalle, etwa wenn es gilt, beim Endspurt noch einige Meter vorzuschießen. Aber legen Sie den Hebel ja nicht länger als zehn Sekunden aus, Herr Kapitän. Zählen Sie schnell von eins bis zehn, und reißen Sie dann den Hebel wieder zurück. Versprechen Sie mir das, denn ich möchte Ihr Leben nicht auf dem Gewissen haben.

„Mein Leben!" ächzte Eisenkolb. „Was gilt mir mein Leben! Um meine Ehre geht's! Die will ich nicht verlieren!"

Anderthalb Minuten waren noch Frist. Ein Ruck am Höhensteuer, ein anderer Ruck an dem kleinen Hebel, und „Marie" erhob sich über Fleurys Flugzeug, schoß darüber hin und weiter über diejenigen Wheelers, Millers und Messoniers. Dreiviertel Minute hatte das Überholen in Anspruch genommen, also fünfundvierzig Sekunden. Eisenkolb fiel es aber nicht ein, den kleinen Hebel, den er, wie ihm Leberecht Schubert eindringlich ans Herz gelegt, höchstens zehn Sekunden

ausgelegt lassen sollte, nun schleunigst wieder zurückzustellen. Er wollte die ungeheuerliche Geschwindigkeit weiter beibehalten und so unbedingt siegen und dann sterben. Oder sogleich sterben! Würde das überhaupt nicht schöner sein, sogleich hier im Angesichte von zwanzigtausend Menschen eines braven Fliegertodes zu sterben, als erst am Abend daheim im stillen Zimmer durch eine Kugel?

In wenigen Sekunden mußte der Ball steigen. Hielt der Motor nicht noch so lange stand und riß ihn bei einer Explosion in Stücke, würde, auch wenn er dann also den Sieg nicht errungen, keine Menschenseele an seiner Ehrenhaftigkeit zu zweifeln wagen. In aller Augen war er als ein Ehrenmann gestorben.

Aber was war das? Ein Schatten schob sich über ihn hin. Trotz der ungeheuerlichen Geschwindigkeit, welche „Marie“ einhielt, hatte sich Messonier dennoch über sie hingearbeitet. Gelang es dem Franzosen, sie völlig zu überfliegen, war der Sieg unfehlbar sein.

Eisenkolb überlief es kalt. Instinktiv fuhr seine Hand nach dem kleinen Hebel, um zu versuchen, ob er sich noch ein wenig mehr auslegen lasse. Mit aller Gewalt drückte er ihn herum. Eine Kleinigkeit gab der Hebel noch nach. Sie genügte. Bevor dem Franzosen ein völliges Überfliegen geglückt, schoß „Marie“ unter ihm vor. Eine volle Flugzeuglänge weit. In dem Momente stieg der Ball. Die Stunde war um.

Deutschland hatte gesiegt!

Am Flaggenmaste des Richterhauses stiegen die deutschen Farben empor.

Die fieberhafte Spannung, in der die Zuschauer verharrt, löste sich. Ein Hurra aus zwanzigtausend Kehlen brauste hin über den weiten grünen Plan. Musikkapellen fielen mit der Nationalhymne ein. Wie

aufgestörte Ameisen in einem Ameisenhaufen begannen die in höchste Erregung versetzten Menschen in der weiten Runde durcheinander zu wimmeln. Viele wußten vor Freude und Entzücken gar nicht, was sie tun und lassen sollten. Wildfremde schüttelten sich die Hände und riefen sich mit von Begeisterung glänzenden Augen gegenseitig zu: „Er hat gesiegt! Er!“ Ein jeder war stolz auf den Sieger. War er doch ein Deutscher, wie man selbst ein Deutscher war. Einen Nationalhelden erblickte in den Minuten die Menge in ihm und feierte ihn demgemäß.

Sowie sich Eisenkolb klar geworden, daß er gewonnen, legte er aufatmend den kleinen Hebel zurück. Seine Ehre ist gerettet. Als ein Ehrenmann konnte er nun heute abend sterben.

Seine brave „Marie“ verlangsamte alsbald ihre ungeheuerliche Geschwindigkeit. Dann stellte er auch die regelmäßige Fahrtkurbel etwas zurück und flog unter dem unendlichen Jubel der Menschenmassen in ruhiger Fahrt eine Ehrenrunde.

Wehmütig schaute er herab. „Wenn ihr wüßtet, wie es in mir aussieht!“ flüsterte er. „Keiner von euch, die ihr mir zujauchzt wie einem Helden, die ihr glaubt, mein Herz sei geschwellt vor Freude und meine Zukunft erschimmere mir im rosigsten Lichte, die ihr die Verkörperung eurer heißesten Wünsche jetzt darin erblicken mögt, der zu sein, der ich bin, würde, wenn er die Wahrheit erführe, mit mir tauschen wollen. Keiner! — Wäre doch der Motor explodiert und hätte mich in Stücke gerissen, oder hätte ich mich tot gestürzt! Alles wäre vorüber. Aber der Graue wollte mich nicht haben.“

Plötzlich fingen des Grübelnden Augen an zu schillern, zu glänzen, zu funkeln wie die eines hoch-

gradig Fieberkranken. „Er soll mich aber haben, der Graue!“ stieß er hervor. „Ich will ihn dazu zwingen! Jawohl! Ade, mein fernes Lieb! Ade, Welt!“

Mit einem Griff war das Höhensteuer herumgerissen und mit einem zweiten die regelmäßige Fahrtkurbel wieder voll angedreht. Sicher und leicht wie ein Habicht stieg „Marie“ empor. Aber nicht in gerader Linie, sondern spiralenförmig. Im Nu war die Höhe des Fesselballons erreicht. Ohne Unterlaß schraubte sich das vortreffliche Flugzeug höher und höher in das Firmament hinauf. Die Menge unten verfolgte das glänzende Manöver mit Bewunderung und jauchzte immer heller hinaus.

Der Himmel, über dem bei Beginn der Stunde nur einzelne weiße Federwolken langsam dahingesegelt waren, hatte sich, obgleich die Luft ruhig geblieben war, nach und nach vollständig mit solchen überzogen. Nach kurzer Zeit tauchte der kühne Pilot in das weißliche Gewoge und entschwand den Blicken der ihm nachschauenden zwanzigtausend Menschen.

Bestürzt sah man sich nun gegenseitig an. Was sollte das? Niemand konnte eine rechte Antwort geben.

Friedrich Eisenkolb war wie von einem Taumel ergriffen. Nicht durch eine Revolverkugel wollte er enden, einen echten und rechten Fliegertod wollte er sterben! Der Graue sollte ihn haben, ob er wollte oder nicht!

Also höher hinauf! Immer höher! So hoch, bis das nicht für Höhenflüge gebaute Flugzeug von einem der in den höheren Luftbreiten in der Regel herrschenden böigen Winde gepackt und zum Kippen gebracht würde, oder bis der Motor versagte. Dann würde es sausend hinabgehen, immer rasender, die

Sinne würden ihm schwinden und sein Körper beim Aufschlagen auf den Erdboden zerschmettert werden.

Dieser Gedanke hatte sich in sein Hirn gekrallt.

Seine Pulse flogen, sein Körper badete im Schweiß. So merkte er kaum, wie es kälter und kälter um ihn wurde. All sein Sinnen und Trachten war einzig darauf gerichtet, höher und höher zu steigen.

Die Wolkenschichten wurden durchfahren. Über ihnen blaute der Himmel.

Eisenkolbs Ungeduld wuchs. Riß ihn denn noch immer kein aufspringender Wirbelwind in die Tiefe? Versagte denn der Motor immer noch nicht? Es lüstete ihn, den kleinen Hebel ein wenig auszulegen. Vielleicht explodierte daraufhin der infolge der vorangegangenen Überanstrengung jetzt sicher nicht mehr voll widerstandsfähige Motor. Auf alle Fälle würde aber dadurch der Benzinvorrat schneller aufgebraucht werden.

Bald konnte er das Verlangen, seinen Absturz auf diese Weise zu beschleunigen, nicht länger bekämpfen und legte den kleinen Hebel aus. Sofort verdoppelte das Flugzeug seine Geschwindigkeit. Mit erschreckender Schnelle kreiste es weiter und weiter hinauf in die Unendlichkeit.

Friedrich Eisenkolb war das so recht. Plötzlich lauschte er. Der Motor begann erst leise, dann schußartig zu knattern, setzte also mit Zündungen aus. Gleich mußte er völlig versagen.

Der Todeskandidat blickte in die Tiefe. Dort wogte ein weißes, gespenstisches Wolkenmeer. Von der Erde war nichts zu erspähen. Wie hoch mochte er sich eigentlich befinden? Er beugte sich zu dem von der Startkommission am Gestänge befestigten und verbleiten, die höchste erreichte Höhe selbsttätig registrieren-

den Höhenmesser hin und merkte scharf auf. Sah er denn recht? 3750 Meter meldete der Apparat!

Der Betroffene wischte mit der Hand über die Gläser seiner Schutzbrille und beugte sich noch weiter hin. Bis nahe an die Linie mit der Bezeichnung 3775 Meter hatte, da das Flugzeug inzwischen noch höher gestiegen war, die Quecksilbersäule die Marke emporgehoben, diese Marke, welche von selbst nicht wieder fiel, auch wenn die Quecksilbersäule zusammensank, wodurch eben nach der Landung eines Flugzeugs einwandfrei festgestellt werden konnte, welche höchste Höhe es erreicht.

„3775 Meter!" keuchte Friedrich Eisenkolb. Den 3725 Meter betragenden Welthöhenrekord hatte er glänzend gebrochen! Also den Lenz-Weißröder-Preis, hundertzwanzigtausend Mark, gewonnen! Ganz allein für sich gewonnen!

Sein fernes Lieb fiel ihm ein. Marie! Oh! Wenn er jetzt nicht abzustürzen brauchte, sondern niederfliegen und wohlbehalten landen könnte! Die hundertzwanzigtausend Mark wären sein. Alle seine Schulden könnte er bezahlen und behielte mit den dreitausend Mark, die Schubert zu zahlen hatte, noch dreiundzwanzigtausend Mark übrig. In Zukunft würde er in der Hauptsache nur Fluglehrer sein. Nach seinen heutigen Erfolgen würde er mehr Schüler bekommen, als er brauchen könnte. Und die höchsten Honorare könnte er fordern. Seine Einkünfte würden beträchtliche sein. Die Zukunft wäre ihm gesichert mit Marie, seiner heißgeliebten Marie!

Mit einem Male spürte Friedrich Eisenkolb, da er nun wußte, in welcher Höhe er sich befand, auch die eisige Kälte um sich. Sie drang durch das Leder seiner Kleidung und ließ ihn bis ins Mark erschauern. Infolge

der dünnen Luft begann es auch in seinen Ohren zu rauschen, trotzdem sie von der ledernen Kopfhaube bedeckt waren. Bohrer schienen in seinen Schläfen zu wühlen. Die Augen schmerzten ihm. Die trockenen Lippen brannten wie Feuer. Eine eiserne Faust wollte ihm die Kehle zudrücken.

Mit dem Aufgebot aller Willenskraft kämpfte er gegen eine Ohnmacht, die er vor einer Minute noch heiß ersehnt, an. „Ich darf nicht schwach werden!" zischte er durch die aufeinandergebissenen Zähne.

Mit allen Fibern und Fasern hing er wieder am Leben. Seine Hand fuhr nach dem gefährlichen kleinen Hebel und legte vor allen Dingen den zurück. Mit verminderter Geschwindigkeit kreiste das Flugzeug aufwärts.

Die Möglichkeit, mit einem Flugzeuge ohne motorische Kraft aus der Höhe langsam niederzuschweben, war ihm genau bekannt. Der Lehrer, der ihm seinerzeit das Fliegen beigebracht, hatte ihn auch darin unterrichtet. Später hatte er manchen Vorteil noch den großen Vögeln abgespäht. Wenn diese sich langsam aus großer Höhe herablassen, geschieht das stets in Schrauben. Ihre steil gerichteten Flügel verharren dabei in vollständiger Bewegungslosigkeit. Handelt es sich darum, ganz enge Schrauben zu ziehen, werden die Flügel nahezu senkrecht eingestellt. Ein Flugkünstler wie der Storch geht manchmal sogar ein ganzes Stück ohne den geringsten Flügelschlag höher.

Die Möglichkeit also, mit einem Flugzeug ohne motorische Kraft aus der Höhe langsam niederzuschweben, war Friedrich Eisenkolb nicht fremd. Er war in solchen Gleitflügen bewandert. Aber ob ihm ein Niederschweben mit dem Rennflugzeug, auf dem er sich befand, glücken würde, war höchst unwahrschein-

lich. Erhob sich nur ein stärkerer Luftzug, der noch lange kein Wind zu sein brauchte, war er rettungslos verloren.

Doch was überlegte er noch! Die Fehlzündungen des Motors häuften sich. Keine Sekunde durfte er mehr zaudern!

Mit einem Ruck riß er nun auch den Kurzschlußhebel herum. Der Motor schwieg. Im selben Moment wurden aber auch schon die Flügel des Flugzeugs gerichtet. Der rechte sehr steil, der linke etwas weniger. Sofort legte sich das Flugzeug etwas nach rechts. Mit Anspannung aller Kräfte umklammerte der kühne Pilot die Steuerhebel. Sein Herzschlag stockte. Jetzt entschied es sich, ob die Fahrt rasend hinabgehen würde oder nicht!

Doch das brave Flugzeug schwebte. Ganz ohne Eile beschrieb es nach rechts hinunter eine schraubenartige Windung. Das Manöver glückte also! Wild begann Eisenkolbs Herz zu pochen. Trotzdem zuckten seine Hände nicht. In Schraubenwindungen ging es langsam tiefer und tiefer hinab.

Unter ihm tauchte das brauende weiße Wolkenmeer auf. Wie würden jetzt darin die Luftverhältnisse sein? Würde dort der Graue mit seiner starken Faust nach ihm greifen?

Der Graue? Er schreckte zusammen. War das dort nicht ein großer grauer Vogel?!

„Unsinn!“ knirschte er sogleich. „Ein über dem Wolkenmeer gesondert dahinsegelndes Wölkchen ist's!“

Er sank in die brauenden Schwaden hinein. Im Handumdrehen konnte er nichts mehr um sich her erkennen. Von feuchten Geisterhänden meinte er sein Gesicht betastet. Schwebte er eigentlich noch hinab? Doch wohl kaum. Ein feiner Luftzug schien ihn davonzutragen. Wohin? Ja, wohin? Wurde der Luftzug nicht stärker? Er meinte es. Also würde er doch über

kurz oder lang abstürzen! Aber wenn ihm dies Schicksal einmal beschieden war, dann mochte es nur gleich über ihn hereinbrechen! Die Marter, hier im Ungewissen zu schweben, ging auf die Dauer über menschliches Ertragen! Unwillkürlich lösten sich seine, die Steuerhebel umklammernden Finger etwas. Sogleich begann das Flugzeug zu schlingern und zu kippen.

Erschreckt faßte Eisenkolb wieder fest zu und wendete das drohende Unheil ab. Wo mochte er sich jetzt nur befinden? Konnte er denn nicht wenigstens feststellen, ob er fiel oder stieg? So sehr er aber auch neuerdings seine Sinne anstrengte, er vermochte darüber, und auch ob er, in gleicher Höhe bleibend, dahintrieb, keinen Anhalt zu gewinnen. Gespenstisch umwallten und umwogten ihn die feuchten, undurchsichtigen Wolkenschwaden.

Um nicht von Verzweiflung gepackt zu werden, fing er an laut zu zählen, hielt aber schnell wieder ein. Denn seine Stimme klang in der geisterhaften Stille hohl wie die Stimme aus einem Grabe.

Nun spähte er fortgesetzt nach unten. Plötzlich löste sich ein Ächzen aus seiner Brust. In den Wolkenschwaden zu seinen Füßen wurde es licht. Er konnte erkennen, wie sein Flugzeug schraubenartig hinabschwebte.

Heller und heller wurde es unter ihm. Bald schwebte er vollständig aus den Wolkenschleiern heraus, und die Ebene der Mark bot sich seinen Blicken dar, kam ihm entgegen. Steigt nämlich ein Luftschiffer auf, hat er nicht das Gefühl des Emporsteigens, sondern er meint, die Erde strebe von ihm weg, und schwebt er hinab, hat er nicht das Gefühl des Hinabsinkens, sondern er glaubt, die Erde komme zu ihm herauf.

Welch eine Befreiung! Lang und tief füllte der Beglückte seine Lungen. „Hinein in den Kessel!

Hinein!" Auch die flachste Ebene, über der er sich befindet, erscheint dem Luftschiffer wie ein Kessel.

Stolz und sicher schwebte das Flugzeug in Schraubenwindungen weiter und weiter hinab. Schärfer lugte Eisenkolb aus. Dort, am dunstigen Nordwestrande des Kessels, baute sich die Riesenstadt Berlin auf. Er würde also südöstlich von ihr landen, unweit seines Aufstiegortes. Das Flugzeug war folglich in den Wolken nicht vorwärts oder seitwärts getrieben worden, sondern hatte sich gleichmäßig hinabgewunden.

Der blinkende Fleck da direkt unter ihm war der Müggelsee und das blinkende Band die Spree. Und dort, wo die große Kugel in den Lüften hing, der Fesselballon, das war der Flugplatz Johannisthal. Was da kribbelte wie Ameisen, waren Tausende von Menschen, die ihn noch umsäumten.

Man harrte also seiner Rückkehr! Welch einen Empfang würde man ihm bereiten! Wenn es ihm nur gelänge, auf dem Flugplatz selbst zu landen! Ob der Motor noch ein wenig zuwege bringen würde? Sein Anstellen konnte ja mit ausgeschaltetem Antrieb einmal versucht werden. Die Verursachung eines Schadens war ausgeschlossen.

In etwa vierhundert Meter Höhe schaltete Friedrich Eisenkolb dann richtig den Antrieb aus und drehte die Fahrkurbel ein wenig an. Puffend und laut knatternd, gewissermaßen widerwillig, fing der Motor an sich in Gang zu setzen. Viel leisten würde er nicht mehr, das war zu hören. Aber wenn er nur noch einen halben Kilometer Weg schaffte, dann würde sich das Flugzeug über dem Fesselballon, also mitten über dem Flugplatze befinden.

Entschlossen schaltete der unerschrockene Luftpilot den Antrieb ein und gab die Flügel frei. Langsam begann

das Flugzeug in gerader Richtung dahinzuziehen. Als nahezu die Höhe über dem Fesselballon erreicht war, stellte der Wagemutige den Motor wieder ab und die Flügel sogleich wieder zum Gleitfluge ein. In einer von unten gesehen wunderbar sich ausnehmenden Schraube schwebte das Flugzeug neuerdings wieder bedächtig nieder.

Hurras und Hochs drangen zu dem Verwegenen herauf. Er konnte nicht anders, „Hurra!“ und „Hoch!“ rief er mit. Immer lauter schlugen die Jubelrufe von unten her an sein Ohr. Auch Musik drang herauf.

Und dann kam der große Augenblick. Die Landung mitten auf dem grünen Plan. Zwar ein wenig hart, aber ohne daß das schöne Flugzeug litt und sein kühner Lenker einen Schaden davontrug.

Die jubelnden Menschenmassen ringsum ließen sich jetzt nicht mehr halten. Wie die Wogen eines Meeres stürmten sie von allen Seiten auf den Helden des Tages zu. Polizei, Bahnwarte, Herren der Startkommission und des Aeroklubs bildeten um das Flugzeug schleunigst einen festen Ring, sie wurden aber bei dem ersten Ansturme dennoch heftig dagegengedrängt und konnten es nur mit Mühe und Not vor einer ernsten Beschädigung schützen.

„Warum stiegen Sie nach Ihrem Siege nur noch auf, Herr Kapitän?“ erkundigte sich der Startmaster erregt bei dem Gelandeten.

„Um mir auch gleich noch den Lenz-Weißröder-Preis zu holen, Herr Graf.“

„Was? Sie hätten?“

„Überzeugen Sie sich — bitte!“

Ein Blick genügte. Der vornehme Sportmann geriet völlig außer Fassung. Er schwenkte seinen Hut und rief der Menge mit vor Freude bebender Stimme zu: „Der Herr Kapitän hat den Welthöhenrekord gebrochen! Hurra!“

Ein tosendes Geschrei antwortete ihm. Mit Windeseile pflanzte sich die Kunde von Mund zu Mund fort. Ein Tumult entstand, ein unbeschreibliches Durcheinander. Eisenkolb wußte nicht, wie ihm geschah. Unter brausenden Hochrufen trug man ihn im Triumph davon. Erst vor der großen Tribüne kam er wieder auf die Füße zu stehen. Mit Schleiern und Tüchern winkte man ihm von ihr zu.

Ein Herr aber suchte sich mit aller Gewalt zu ihm hinzuarbeiten. „Herr Kapitän! Herr Kapitän!"

Eisenkolb wurde endlich auf ihn aufmerksam. „Sie, Herr Meinert?"

„Jawohl. Und meine Schwägerin ist auch hier. Oben auf der Tribüne. Sie weilt seit gestern, da in Kiel die Ferien begannen, bei uns in Pankow auf Besuch, und wir sind heute mit ihr zu dem Wettfliegen gefahren."

„Marie hier?!"

„Ja, da oben. Sehen Sie, wie sie Ihnen zuwinkt."

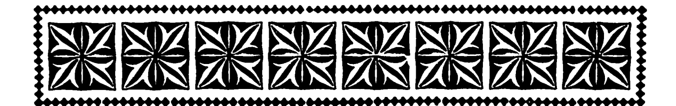
Nach wenigen Minuten stand Eisenkolb der Geliebten, in der die Angst, die sie um ihn ausgestanden, noch nachzitterte, gegenüber.

„Marie!" flüsterte er. „Nun ist alles gut. In wenigen Wochen feiern wir Hochzeit!"

Fest umschloß er ihre kleine Hand. Innig gab sie den Druck zurück.

Miß Mary aber, die im Aeroklubgebäude wartete und sich vorgenommen hatte, dem Sieger direkt um den Hals zu fallen, rümpfte, als ihr geschäftige Zungen zutrugen, daß Eisenkolb auf der großen Tribüne soeben seine Braut begrüße, in sehr unschöner Weise ihr Näschen und zischte ein empörtes: „Shocking!" durch die aufeinandergebissenen Perlenzähne.





Todesstrafen in früheren Zeiten.

Von Wilhelm Fischer.

Mit 12 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

So verschieden geartet die älteren und ältesten Völker unter sich auch gewesen sein mögen, der Idee der Wiedervergeltung gaben sie alle in ihrer Strafgesetzgebung fast denselben scharfen Ausdruck. Wie Moses am Berge Sinai verkündet: „Und wer seinen Nächsten verletzt, dem soll man tun, wie er getan. Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ lehrt Manu, daß der Sünder an dem Gliede gestraft werden soll, mit dem er gesündigt hat. Ähnlich die Perser, die Ägypter, die alten Griechen und Römer. Mohammed predigt: „Oh, ihr Gläubigen, euch ist bei Totschlag das Vergeltungsrecht vorgeschrieben. Ein Freier für einen Freien, ein Sklave für einen Sklaven und Weib für Weib!“ Der Schwabenspiegel bestimmt: „Man sol alſo richten: ougen umbe ougen, hant für hant, zan umb zan, fuz umb fuz!“

Und daß dieser Grundsatz auch buchstäblich erfüllt wurde und Geltung bekam, dafür sorgten die Richter in Israel so „von Rechts wegen“, wie die Richter am Ganges, am Nil, in Rom und Athen, in Arabien und in Schwaben, und dies gleich unerbittlich und gleich grausam. Denn in der Kunst, die Hinrichtung in der verschiedensten und zum Zweck der Abschreckung grausamsten

Weise zu vollziehen, waren die Orientalen so geübt und beflissen, wie die Römer und deren Rechtsnachfolger.

Die alte Strafjustiz bestrafte bis zur großen französischen Revolution nach den Auffassungen und Grundsätzen der Wiedervergeltung überall nur die Tat an sich durch eine ihr entsprechende Strafe, die nach dem ciceronischen Grundsatz zwar niemals größer als die Schuld sein sollte, aber doch an barbarischer Grausamkeit mit den oft ungeheuerlichen Taten gleichen Schritt hielt. Der Rechtsgrundsatz, daß die Strafe der Tat gleich sein solle, führte im Verein mit der Tendenz, durch die Bestrafung der Missetäter auch abzuschrecken, bald dazu, die Strafjustiz zu einer erfindungsreichen Marterkunst auszugestalten, die an Grausamkeit schließlich die scheußlichste Tat in den Schatten stellen mußte.

Die Abschreckung und nicht die Wiedervergeltung gab nur zu bald Veranlassung, auf Straftaten ganz geringfügiger Art die scheußlichsten Todesstrafen zu setzen. Wir haben hier wohl den besten Beweis dafür, daß als Ursache der sadistischen Grausamkeiten der alten Strafjustiz auch noch andere Faktoren in Betracht kommen als das alte Talionsprinzip der römischen Strafgesetzgebung allein.

Von der Strafjustiz der alten Ägypter rühmt Diodor Siculus, daß trotz grausamer Todesstrafen und Verstümmelungen die Strafgesetze in mancher Beziehung milde gewesen seien. Unter der Regierung der Könige Aktisanes und Sabakon kam die Todesstrafe einmal sogar gänzlich in Wegfall. Ersterer ließ den zum Tod verurteilten Verbrechern die Nase abschneiden, letzterer verwendete sie gefesselt zu öffentlichen Arbeiten. Auch der 226 vor Christo gestorbene König Açoka von Indien schaffte alle von seinen Vorgängern eingeführten Arten der Todesstrafe ab, was ihn aber nicht

hinderte, eine seiner Frauen wegen Untreue in einem großen Mörser zerstampfen zu lassen. Seine Nach-



Der Tod des römischen Feldherrn Marcus Atilius Regulus.
Nach einem Kupferstich von Georg Pencz.

folger schwangen indes wieder das Schwert der Obrigkeit mit solcher Wut, daß sie nicht selten sämtliche Be-

wohner einer Stadt wegen eines Vergehens, das ein einziger aus ihrer Mitte begangen hatte, auf die grausamste Weise hinrichten ließen.

An Vielseitigkeit und Grausamkeit der Strafen stehen die alten Perser und die alten Israeliten an der „Spitze der Zivilisation“. Die persischen Despoten und Satrapen waren trotz der von Zarathustra gepredigten Achtung vor Gut und Leben des Nächsten die ausgesucht grausamsten Wüteriche aller Zeiten, die ihren Feinden und ihren Verbrechern das Leben in der qualvollsten Weise raubten. Gewöhnlich erfolgte die Hinrichtung durch Abschneiden des Kopfes oder durch die Steinigung; in schweren Fällen durch Lebendigbegraben, Kreuzigung und Abschinden der Haut. Vereinzelt wurde der Verurteilte zwischen Mühlsteinen zerquetscht oder mit seinen Füßen an zwei zusammengebogene Bäume gebunden, die man dann schnellen ließ, wodurch der Körper auseinandergerissen wurde. Diese Strafe ließ auch Nena Sahib im letzten indischen Aufstand mehrere gefangene Engländer erleiden.

Auch die grausame chinesische Strafe des Zersägens war den Persern bekannt, die ihre Gefangenen oft ein Jahr lang vorher marterten. Unter dem im dritten Jahrhundert nach Christo regierenden König Varanes I. wurde der Sektierer Mani bei lebendigem Leibe abgehäutet und seine ausgestopfte Haut an die Tore der Königsburg gehängt. Zur Abschreckung wurde mit dem Schuldigen auch seine ganze Familie hingerichtet.

Das mosaische Gesetz war mit Blut geschrieben. Die alten Israeliten kannten und übten fast alle persischen Hinrichtungsgreuel, die Steinigung, die Kreuzigung, das Lebendigbegraben („Wer eine Grube macht,

der wird darein fallen." Sprüche Salomos XXVI, 27), den Feuertod, das Rädern. Tötung durch Keulen-



Die Kreuzigung des Apostels Andreas.
Nach einem Kupferstich von Lukas Cranach.

schläge und das Schinden („Sie zogen ihm Haut und Haare ab." Zweites Buch der Makkabäer 7, 7). Böhmer ist also im Recht, wenn er die Meinung, daß das Rädern eine germanische Erfindung sei, mit dem

Hinweis auf das Morgenland und die Juden bekämpfte, „welche sich dieses barbarischen Hinrichtungsmittels besonders gegen überwundene Feinde mit einer Grausamkeit bedienten, die unglaublich scheinen könnte, wenn sie nicht durch die eigenen Nationalschriftsteller bestätigt würde“. Diese Begründung ändert nicht das geringste an der ebenso traurigen als beschämenden Tatsache, daß die Deutschen im Mittelalter fast ebenso gefühllos räderten, pfählten, verbrannten und vierteilten wie die Perser und Juden auch. Man hatte sich hierin gegenseitig nichts vorzuwerfen, und das um so weniger, als wir bei allen das Prinzip der Bestrafung des sündigen Gliedes und die verschiedenartigsten Körperverstümmelungen finden.

In der Strafgesetzgebung der alten Griechen ist der orientalische Einfluß unverkennbar. Die Todesstrafe wurde bei ihnen durch die Kreuzigung, die Steinigung, Vergiftung, Zerschmettern der Glieder durch Schläge mit der Keule, Abstürzen von Felsen, Werfen in die Stachelgrube, durch Enthauptung, Hängen und Baumschnellen vollstreckt. Am schimpflichsten galt der Tod am Galgen. Zaleukos bestrafte mit dem Tode, die ungemischten Wein tranken. Drakon belegte überhaupt die geringsten Vergehen wie „sträflichen Müßiggang“ mit dem Tod. Er bestimmte sogar, daß der Felddieb wie der Tempelschänder und Mörder gestraft werden solle.

Seine Gesetze waren jedoch ihrer barbarischen Strenge wegen auf die Dauer nicht durchführbar und wurden durch Solon „bereinigt“. Mit der Todesstrafe bedrohten Solons Gesetze: Mord, Giftmord, Brandstiftung, Landesverrat, Tempelraub, Diebstahl öffentlicher Gelder, Aufruhr und Volksverführung, Verrückung der Marksteine, Schändung, Verkauf eines

Bürgers in die Sklaverei und anderes mehr. Auch Verstümmelung des Körpers, Blendung und so weiter



Die Strafe des Zersägens.
Nach einem Kupferstich von Lukas Cranach.

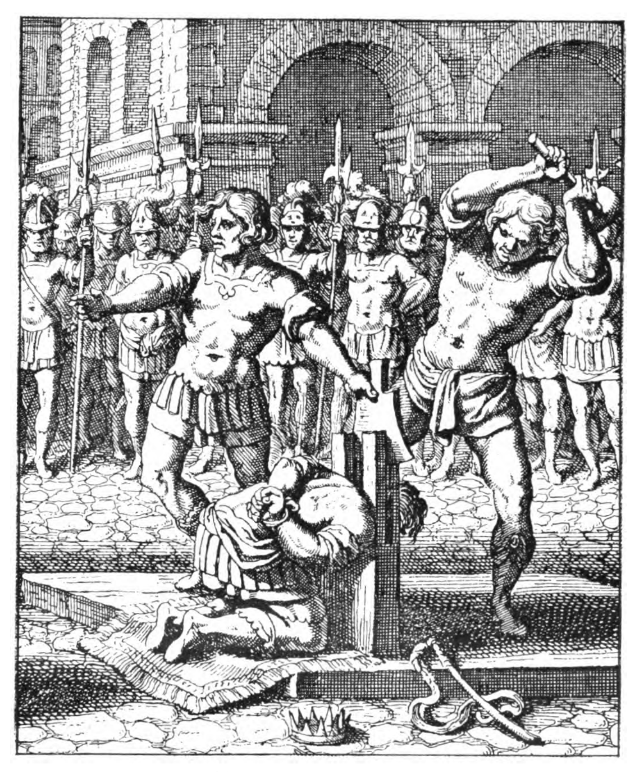
kannte die griechische Strafjustiz. So bestimmte Solon, „daß dem, welcher jemanden ein Auge ausgeschlagen hatte, beide ausgegraben werden sollten“. In diesem Sinne lehrte auch Plutarch noch: „Die

Strafen haben allein die Wiedervergeltung zum Zweck," während, allerdings ohne Erfolg, Aristoteles den Pythagoreern, denen die Wiedervergeltung das Recht schlechthin zu sein schien, gegenüber betonte, daß sie weder zu „dem ausgleichenden, noch zu dem bessernden Recht paßt". Auch Plato hat mit dem Prinzip der rohen Wiedervergeltung gebrochen.

Die Todesstrafen sind bei den Römern stets ebenso barbarisch als zahlreich gewesen. Nach dem alten Königsrecht wurde der Vatermörder in einem Sacke ertränkt, der Brandstifter verbrannt, der Meineidige den Tarpejischen Felsen hinabgestürzt, die sündige vestalische Jungfrau lebendig begraben, der Felddieb gehängt, andere Missetäter gekreuzigt, erwürgt, geköpft oder zu Tod gestäupt. Das Gesetz der zwölf Tafeln gewährte dem Gläubiger das Recht, seinen zahlungsunfähigen Schuldner zu töten oder zu verstümmeln. Aber die Todesstrafe setzten sie nur auf das Verbrechen des Mordes, des schweren Diebstahls, den ein Sklave begangen hatte, der Brandstiftung, des Meineids, der Bestechlichkeit eines Richters, des nächtlichen Abmähens fremden Getreides und des Aufruhrs und Landesverrats.

In der Blütezeit der römischen Republik wurden alle das Staatsinteresse gefährdenden Handlungen mit dem Tode bestraft. So ließ 340 vor Christo der Konsul L. Manlius Torquatus den eigenen Sohn enthaupten, weil er ein bei Todesstrafe verbotenes Einzelgefecht, wenn auch siegreich, bestanden hatte. Hinrichtungen sollen schon damals vielfach durch das sogenannte „Keilmesser", den ältesten Vorläufer der Guillotine, stattgefunden haben. Der berühmte Stich Matthäus Merians († 1688), den wir nebenstehend wiedergeben, stammt zwar aus dem Jahre 1642, und es ist

nicht ausgeschlossen, daß noch damals in Italien vereinzelte Hinrichtungen mit dem „Keilmesser“ stattgefunden haben, wenn auch Nachrichten darüber fehlen.



Hinrichtung mit dem Keilmesser.
Nach einem Merianschen Stich.

Durch die Porcischen Gesetze wurde die Todesstrafe für den „römischen Bürger“, das heißt für die freien Römer, aufgehoben. Sulla führte sie durch das Cornelische Gesetz gegen Mörder und Giftmischer wiederum

ein und schuf damit die Grundlage des späteren peinlichen Rechts. Den Rest der alten Porcischen Gesetze stieß Cicero über den Haufen, als auf sein Betreiben die Mitglieder der Verschwörung Catilinas hingerichtet wurden, und wenige Jahrzehnte später war Rom der Schauplatz der greuelreichen Henkerstätigkeit des mörderischen Cäsarenwahnsinns eines Caligula und Nero. Die Opfer dieser Tyrannen wurden aufs unmenschlichste hingerichtet, indem man sie ans Kreuz schlug, oder sie in Felle nähte und den Hunden vorwarf, oder mit Pech überzog und als nächtliche Lichter brennen ließ, oder ihnen das Rad zuerkannte. Andere wurden an große Räder nackt gebunden und die Felsen hinuntergerollt, oder in mit Dolchen und Messern gespickte Fässer gesteckt, wie es unser, nach einem Stich des Nürnberger Malers und Kupferstechers Georg Pencz (1500—1550), eines Schülers Dürers und Raffaels, reproduziertes Bild, den Tod des Regulus darstellend, veranschaulicht (Seite 153).

Eine besonders grausame Art der Kreuzigung war die des Apostels Andreas, der um 70 nach Christo an einem Kreuz mit schräggestellten Balken, daher der Name Andreaskreuz, den Märtyrertod erlitt. Altmeister Lukas Cranach (1472—1553), einer der berühmtesten deutschen Maler und Kupferstecher, hat den Märtyrertod zum Gegenstand eines seiner bedeutendsten und seltensten Stiche gemacht (Seite 155).

Der heilige Bassus wurde in zwei Stücke gesägt. Wir verdeutlichen diese ungeheuerliche Hinrichtungsart nach einem zweiten Stiche Cranachs aus der „Märtyrerserie“ desselben (S. 157). Viele Märtyrer wurden mit den Füßen an zwei Baumwipfel gebunden und in zwei Stücke geschnellt. Die meisten Märtyrinnen wurden nach der Legende den Schweinen zur Fütte-



Die Hinrichtung der Königin Maria Stuart am 8. Februar 1587.

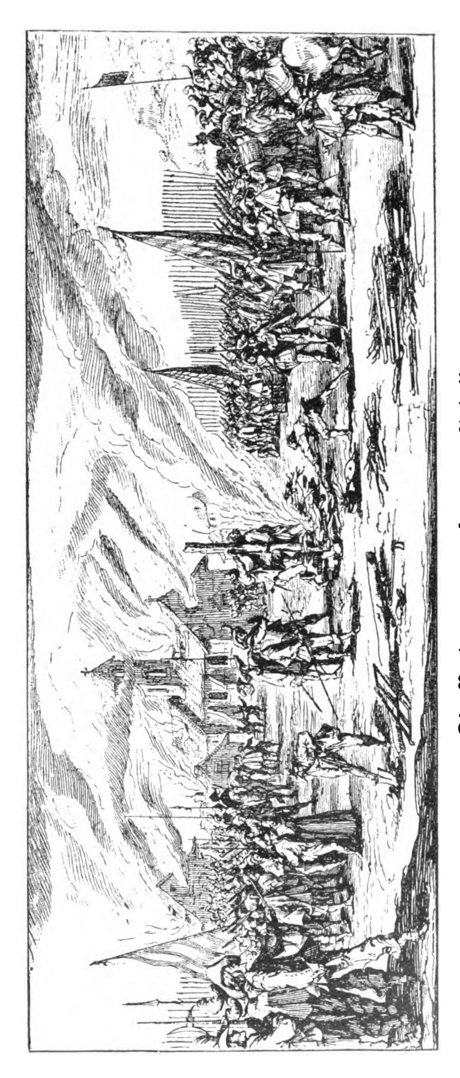
Nach dem Gemälde eines gleichzeitigen englischen Meisters.

rung vorgeworfen. Die heilige Blandina wurde den Stieren in der Arena preisgegeben, andere in Öl gesotten, wieder andere mit eisernen Kämmen und Scherben zu Tode geschunden. Wer die Geschichte der Märtyrer liest, muß sich nur über den Eifer der Justizbehörden des Mittelalters wundern, mit dem Zivilrecht auch den durch Greuel und Verbrechen aller Art geschändeten römischen Strafkodex nur deshalb nach Deutschland zu verpflanzen, weil das römische Kaiserreich deutscher Nation eine Fortsetzung des Kaiserreichs des julischen und römischen Wahlkaiserreiches sei. Es lag auf der Hand, daß uns mit dem „römischen Recht“ doch nur sein unheilvoller, zu Mißbräuchen anreizender Geist eingeimpft wurde.

Freilich war nicht mehr viel zu verderben. Denn die Caligula, Nero, Caracalla wuchsen auch auf anderem als römischem Boden! Während die Kapitularien Karls des Großen die Todesstrafe, die nur in Hängen und Enthaupten bestand, auf wenige Verbrechen beschränkten; während Alfred der Große und Wilhelm der Eroberer die Todesstrafe auf den Hochverrat begrenzten und König Robert von Frankreich, der sogar alle Foltergeräte und Galgen in seinem Lande zerstören ließ, „damit die Unmenschlichkeit der Richter nicht überhandnehme“, sie sogar aufhob, blieben in dem traurig zersplitterten Deutschland die greuelreichsten Blutgerichte eifersüchtig als souveränes Recht gewahrt und behütet. Bei uns wurden — und zwar noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht selten Todesurteile nur deshalb gefällt, um nicht auf die durch das Gesetz angedrohte, aber kostspieligere Gefängnisstrafe zu erkennen. In den kleinen Reichsherrschaften kam es zuweilen sogar vor, daß ohne jeden Grund irgend ein „Dorflump“ nur deshalb gehängt wurde, um das

Galgenrecht nicht verjähren zu lassen. Das freiherrliche Recht des Blutbannes verjährte nämlich, sobald der Galgen über die gesetzmäßige Frist leer blieb, denn, wie Zwingli lehrte, hat sich „der Oberkeit um die Consciencen der Menschen nicht zu kümmern“.

Auf diese Weise wurde der Boden, in dem die römische Grausamkeit nur zu üppig gedieh, reichlich gedüngt. Das von Schwarzenberg geschaffene „Bamberger Stadtrecht“, dem sich die „Hals- oder peinliche Gerichtsordnung



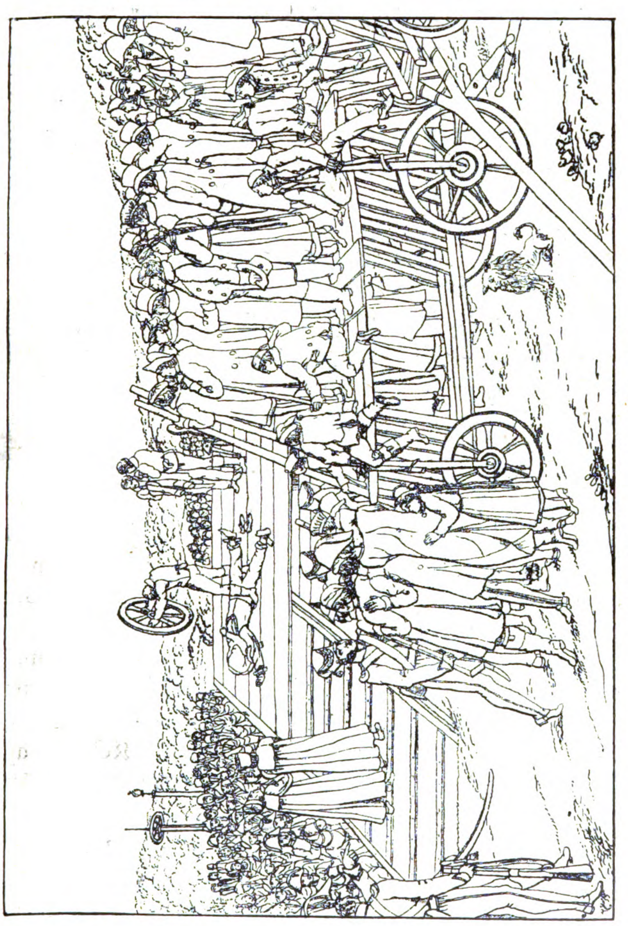
Die Verbrennung gefangener Rebellen.
Nach einer Radierung von J. Callot (1592–1635).

Kaiser Karls V." anpaßte, ist gegen den blutigen Hohn der früheren „Weisthümer und Stadtrechte" eine befreiende Tat. Aber die Blutbannherren achteten ihrer nicht, sondern straften weiter nach ihrer Fasson. Außerdem sorgte die Barbarei der Zeit und die Unmenschlichkeit der Richter schon dafür, daß der schwache Hauch der Menschlichkeit, den die „Carolina" atmete, bald verwehte, und so wurden, wie Frau v. Sévigné sagte, „die Bauern nicht müde, sich hängen zu lassen".

Die „Carolina" setzte als Todesstrafe fest: den Feuertod, die Vierteilung, das Rädern, das Ertränken, das Lebendigbegraben, die Enthauptung und das Pfählen der Kindsmörderinnen. Als Verschärfung galt das „schleyffen der übelthäter an die richtstatt" und das „reissen mit glüenden zangen". Ferner enthält sie Bestimmungen über die „abschneidung der zungen", die „abhawung der finger", das „oren abschneiden" und das „mit rütten aushawen".

Verurteilt wurden zum „feuertodt" Zauberer, „Müntzfälscher item die boßhafftigen überwunden brenner" (Mordbrenner). Als historisch führe ich hier die Hinrichtung Nonnenmachers, des Pfeifers an, der dem Grafen von Helfenstein, als ihn die Bauern durch die Spieße jagten, mit den Worten: „Ich will dir jetzt den rechten Tanz pfeifen!" lustig die Zinke blasend bis zur Gasse voranhüpfte. Truchseß Georg von Waldburg ließ ihn mit einer eisernen Kette so an einem Apfelbaum im Lager anbinden, daß der Pfeifer zwei Schritte um denselben laufen konnte, befahl, trockenes Holz herbeizubringen, das er anderthalb Klafter vom Baume herumlegen ließ. Er selbst, Graf Friedrich von Fürstenberg und die anderen Edlen schleppten Scheiter herbei, die angezündet wurden. „Es war Nacht; die Sterne gingen herauf am Himmel,"

schreibt W. Zimmermann in seiner Geschichte des Bauernkriegs, „seitab, weithin übers Feld zerstreut,



Die „Böblinger Hinrichtung."
Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt.

standen und lagen verlassene Wagen, Karren, Geschütze, Zelte, Waffen, Gerät aller Art, und dazwischen

hinein lagen die Toten still, röchelten die Sterbenden und Verwundeten; im weiten Lager lärmte das Zechgelage der Sieger. Um den gebundenen Pfeifer im Ring frohlockten die Edlen, und der Holzstoß schlug in Flammen auf, in dessen Feuer der Unglückliche, den Herren zum Gelächter, schnell und schneller umlief, ‚fein langsam gebraten‘. Lange lebte er, schwitzend und brüllend vor Qualen; Bilder des Entsetzens, weiß wie Stein, standen die anderen Gefangenen. Endlich schwieg er und sank zusammen.“

Noch grausamer war die Hinrichtung Dosas, des Anführers der ungarischen Rebellen, der den Bischof Csaky hatte pfählen lassen. Er wurde auf einen glühenden eisernen Thron gesetzt, und seine ausgehungerten Genossen wurden auf ihn angetrieben und ihnen ihr Leben versprochen, wenn „sie von seinem Fleische fräßen“.

„Hunde!“ rief Dosa den sechs Genossen zu, die ihre Zähne in sein Fleisch schlugen; kein Schmerzenslaut aber kam über seine Lippen.

Die Vierteilung erfolgte bei „boshafftiger verreterey“. Darunter waren auch die Verbrechen gegen die Majestät verstanden. Als der unzurechnungsfähige Robert François Damiens 1757 den König Ludwig XV. mit einem Federmesser geritzt hatte, wurde er nach furchtbaren Martern zur Vierteilung verurteilt, die verschärft mit den fürchterlichsten Nebenstrafen war. Als man ihn eine halbe Stunde mit „Zangen gerissen“, mit kochendem Öl und Pech begossen hatte, befestigte man seine Arme und Beine an vier kräftige Pferde, die die Glieder des Unglücklichen in stundenlangem Mühen wohl zu einer unglaublichen Länge ausdehnen, aber nicht auseinanderreißen konnten. Die Ärzte halfen nach, indem sie die Sehnen unter den

Armen und an den Hüften zerschnitten. Wer Casanovas Schilderung dieser Hinrichtung gelesen hat, weiß



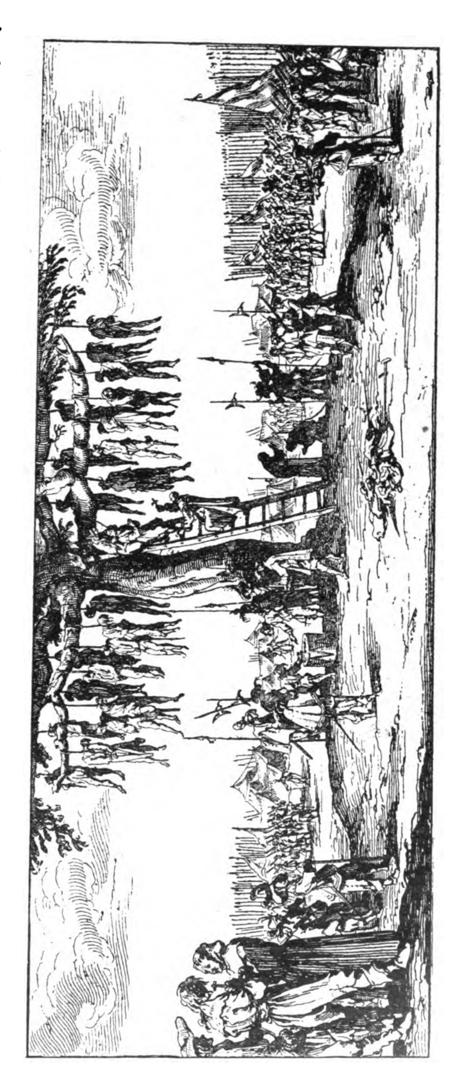
Die „Diehle", die deutsche Vorläuferin der Guillotine.
Nach einem Kupferstich von Lukas Cranach.

auch, welche Instinkte die Greuel einer solchen Abschreckungstheorie beinahe naturgemäß auslösen mußten. Ovid sagt nicht umsonst: „Und der die Wunden geschaut, fühlt die Wund' in der Brust!"

Daß auch bei der einfachen Enthauptung schreckliche Martern vorkommen konnten, zeigt die Hinrichtung der Königin Maria Stuart, bei der der Henker in seiner Erregung zweimal daneben geschlagen hat. Unser Bild auf Seite 161, nach einem Originalgemälde aus jener Zeit stammend, veranschaulicht die Hinrichtungsszene. Die Inschrift lautet verdeutscht: „Saal zu Fotheringhay. Die hochedle Königin Maria, Tochter, Gemahlin und Mutter von Königen, wurde im Beisein von Kommissarien und Ministern der Königin Elisabeth mit dem Beile durch den Henker hingerichtet. Mit dem ersten und zweiten Hieb verwundete er sie in empörender Weise, erst mit dem dritten fiel das Haupt.“ Interessant ist, daß unser Bild einen die Arme einklammernden und damit den ganzen Körper der Delinquentin fesselnden Hinrichtungsblock zeigt.

Eine der gebräuchlichsten, aber der abscheulichsten Hinrichtungsarten war das Rädern, das gegen Staatsverbrecher, Räuber, Mörder, Vergifter und Holzdiebe angeordnet war. Wer sich über die Barbarei dieser Hinrichtungsart informieren will, lese das Protokoll vom 23. Oktober 1770 über die Hinrichtung der vierfachen Raubmörderin Dorothea Götterich in Neubrandenburg, die nach ungefähr vierzig Radstößen auf den ganzen Körper und in den Nacken noch lebte und erst durch einen in ihr Gehirn getriebenen Nagel nach mehrstündiger Qual starb. Carpzow hat die leichtfertige Behauptung aufgestellt, daß diese, ihm ans Herz gewachsene, sehr verdienstliche Strafe eine germanische sei. Döpler protestiert in seinem „Theatrum poenarum“ dagegen, indem er durch sehr reiches Material beweist, „daß solche schon von Alters bey den Römern in üblichem Gebrauch gewesen“. Aber alt ist sie bei uns geworden, wie aus der sogenannten

„Böblinger Hinrichtung“ des Vatermörders August Hahn hervorgeht, der am 12. August 1819 gerädert worden ist. Es ist dies eine der drei mit dem „Rad von oben herab“ und den „äusseren Schärfungen“ in Württemberg unter der Regierung König Wilhelms I. noch vollzogenen Hinrichtungen dieser Art (Seite 165). Aus dem Protokoll dieser entsetzlichen Hinrichtung geht hervor, daß offiziell die „sämtliche Bürgerschaft“ an ihr bei fünf Taler Strafe teilnehmen mußte. Üblich war, daß



Massenhinrichtungen im Bauernkriege.
Nach einer Radierung von J. Callot.

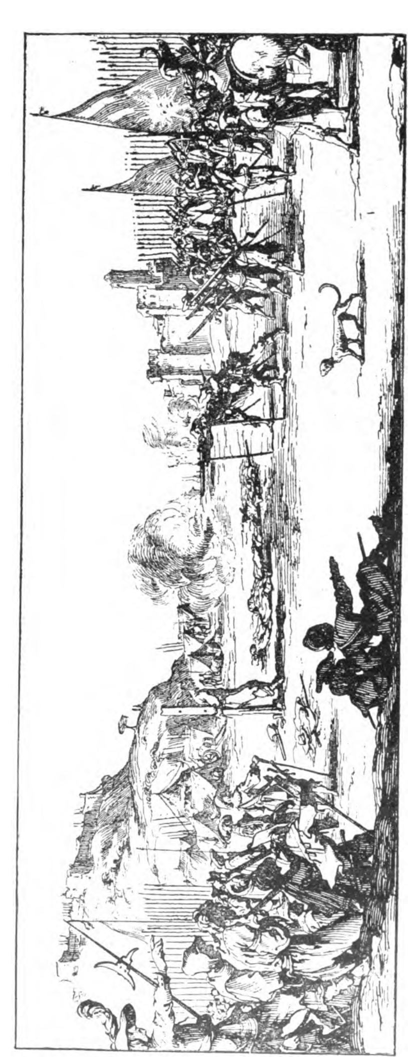
an solchen Gerichtstagen auch die Schuljugend freibekam — der Abschreckung wegen. Dabei erreichte man alles andere als den beabsichtigten Zweck, denn der durch den Anblick so grausamen Blutvergießens abgestumpfte Pöbel erblickte, wie Hertz sehr richtig betont, sowohl in der öffentlichen Vollziehung der Todes- wie auch anderer Strafurteile eine Volksbelustigung, wie sie das alte Rom etwa in den Zirkusspielen besaß. Und die Herren Spitzbuben benützten, wie aus den bezüglichen Geständnissen der Mitglieder verschiedener Räuberbanden hervorgeht, die willkommene Gelegenheit, um die verlassenen Häuser gehörig zu plündern.

„Mit dem wasser vom leben zum todt gestrafft" wurden nach der „Carolina" Einbrecherinnen, Giftmischerinnen, Kindsmörderinnen, „so die bequemlichkeyt des wassers darzu vorhanden" war, erstere konnten vorher nach „ermessung des richters mit ausstechung der augen oder abhawung eyner handt" bestraft werden. Kindsmörderinnen wurden „gewonlich lebendig begraben vnnd gepfelt". Beim Manne wurde der schwere Diebstahl mit dem schimpflichen Tod am Galgen bestraft. Gepfählt wurden auch die Mordbrenner. So wurde 1575 der dreißigfache Mörder Buschpeter zu Sagan mit Abschlagung der rechten Hand bestraft, mit Zangen gerissen und gepfählt. 1603 wurde zu Labau einer Kindsmörderin ein Pfahl durchs Herz getrieben. Wie Abegg verbürgt, war es Meister Diepold, der Henker von Nürnberg, der bereits im Jahre 1513 dem Rat erklärte, daß er die Strafe des Pfählens nicht mehr vollziehen werde, „da er den Anblick der Qualen des unglücklichen Schlachtopfers nicht mehr ertragen könne"!

Die „Carolina" kennt zwar nur die Enthauptung

durch das Schwert. Üblich war aber auch in Oberdeutschland die Enthauptung mit der „Diehle", der deutschen Vorläuferin der Guillotine, und zwar, wie Döpler betont, seit dem dreizehnten Jahrhundert. Tenzel beschreibt sie in seinen „monatlichen Unterredungen" vom Jahre 1697 ausdrücklich als Köpfmaschine. Lukas Cranach hat sie, wie unser Bild auf Seite 167 beweist, durch seine Meisterhand verewigt.

Eine vielleicht noch interessantere Hinrichtungsmaschine war die „eiserne Jungfrau", die ziemlich überall vorhanden gewesen ist, aber wie die Diehle kein offizielles Hinrich-

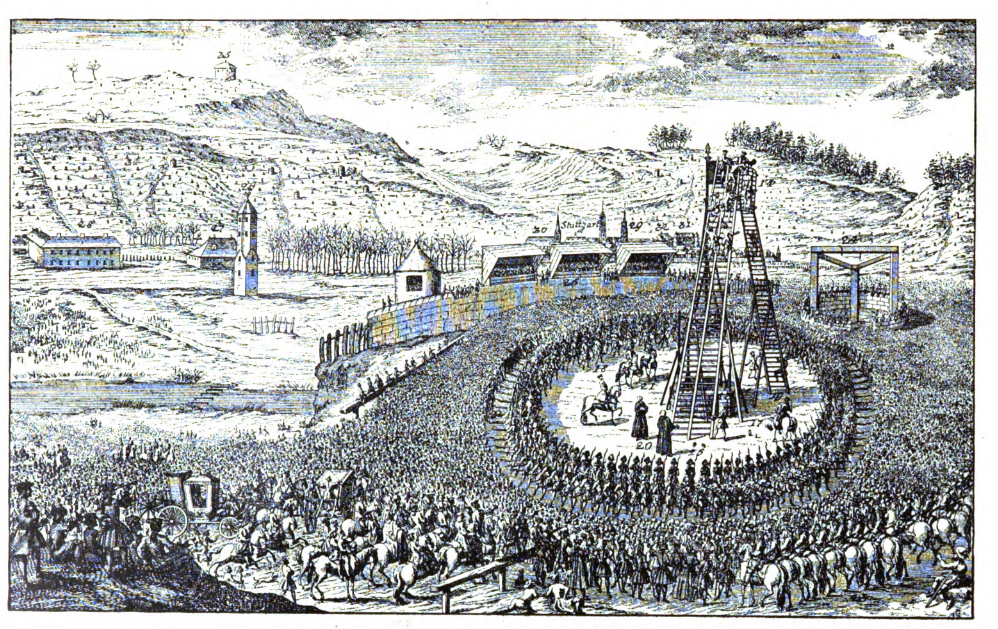


„Scheibenschießen" nach Gefangenen.
Nach einer Radierung von J. Callot (1592—1635).

tungswerkzeug war und nur zu geheimer Justifizierung diente. In Dresden soll sie nur zur Hinrichtung vornehmer Staatsverbrecher benützt worden sein. Daher auch das alte Sprichwort: „Es ist nit alleweg gut, die Jungfrau zu küssen!“

Aber damit ist das Schuldbuch der alten deutschen Strafjustiz noch nicht erledigt. Man kannte neben der Todesstrafe des Schindens auch die des Siedens in heißem Öl oder Wasser. Dem Politianus, der den König Heinrich VI. vergiften wollte, wurde die vorher mit Salz eingeriebene Haut vom lebenden Leibe abgezogen. In den Bauernkriegen, in denen auch sonst, wie unsere nach Callot reproduzierten Bilder auf Seite 169 und 171 beweisen, „summarisch gehenckt“ oder auf die hervorragenden Führer ein regelrechtes Preisschießen veranstaltet wurde, ist diese fürchterliche Strafe öfters vollzogen worden. Auf das „Kaiserrecht der Carolina“ nahm man nicht die geringsten Rücksichten weder im Hexenprozeß noch sonstwo. So wurde zum Beispiel der durch die Novelle Hauffs unsterblich gewordene Finanzminister des Herzogs Karl Alexander von Württemberg, Joseph Süß-Oppenheimer, 1738 in einem drei „Werckschuh“ hohen eisernen Käfig zu Stuttgart mehrere Tage ausgestellt und dann an dem 1596 zur Hinrichtung des Alchimisten Georg Hanauer vom Herzog Friedrich gebauten fünfunddreißig Schuh hohen eisernen Galgen in seinem Käfig aufgehängt. Die Höhe dieses Galgens und die Vorbereitungen zum Aufhängen des Unglücklichen zeigt unser Bild auf Seite 173.

Gegen Falschmünzer wurde fast immer die Strafe des Siedens angewandt. Wir finden sie im Sachsenspiegel, in den meisten Weistümern und Stadtrechten, wie denn auch ein Nürnberger Reichsmünzedikt be-



Die Hinrichtung des württembergischen Finanzministers Joseph Süß-Oppenheimer am 4. Februar 1738.

Nach einem gleichzeitigen Stich.

stimmte, daß „wer an der guldenen oder silbernen Münze prüchtig funden worden, mit dem Kessel an seinem Libe gerichtet“ werden solle. Die Strafe wurde überall dadurch vollzogen, daß man den gebundenen Verbrecher in einem großen, mit siedendem Wasser oder Öl gefüllten Kessel zu Tode sott. „Den Dieb den Galgen, den Mörderer und den Mordbränder dat Radt, den Välscher den Kessel!“ hieß es, und so wurde später diese Strafe gegen Urkundenfälscher und Meineidige gebräuchlich.

Wilddiebe wurden auf Hirsche geschmiedet, die man dann laufen ließ. Mensch und Tier verschmachteten meist. Wie H. Hetzel erzählt, fand man noch 1666 in der Wetterau einen toten Mann auf einem toten Hirsch. Auch nähte man sie in Wildhäute und ließ sie von der Meute treiben und zerreißen. Der Märtyrer Thiemo von Salzburg wurde 1100 in Palästina, wie unsere, der „Bavaria sancta“ entnommene Illustration zeigt, „ausgedärmt“. Diese Strafe traf um dieselbe Zeit bei uns Baumfrevler. Man riß ihnen den Nabel aus und nagelte ihn an den verletzten Baum. Dann trieb man den Übeltäter mit Peitschenhieben so lange um den Baum herum, bis ihm die Eingeweide aus dem Leibe gewunden waren. „Kann er dasselbe verwinden, so kann die Weide es auch verwinden,“ spöttelte ein „Weistum“ dazu. Bigamisten wurden in zwei Stücke gehauen und jeder der Frauen eine Hälfte ins Haus geschickt. Wie Gierke diese Barbarei in seinem „Humor im deutschen Recht“ aufnehmen konnte, ist unverständlich!

Das einzige, was sich zur Entschuldigung unserer mittelalterlichen Strafjustiz anführen läßt ist, daß sie, im Geiste des römischen Rechtes erzogen, auf die Wiedervergeltung schwur, und daß die Sittenlosig-

keit, die Landstörzerei, das Gaunerunwesen und die Rechtsunsicherheit im Mittelalter die grausamste Wiedervergeltungsjustiz geradezu herausgefordert haben.

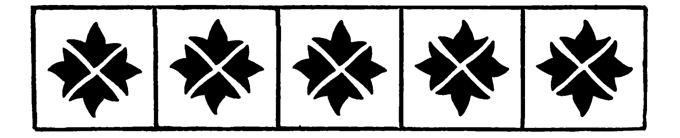


Der Märtyrertod des heiligen Thiemo von Salzburg im Jahre 1100.
Nach einem alten Stich.

Neunzigfache Mörder, zwanzigfache Mörderinnen waren in jenen Zeiten nichts Seltenes. Der Räuberhauptmann Melchior Hehlhoffer brachte es mit seiner Bande

auf 250 Morde und zahllose greuliche Verbrechen. Solchen Verbrechern gegenüber wäre unsere Strafe dem Volksempfinden nicht genügend. Aber daß Carpzow, der „König der Kriminalisten", in 46 Jahren 20,000 Menschen, Heinrich VIII. 72,000 Menschen hinrichten ließ, das gemahnt doch zu sehr an Caligula, Caracalla, Tamerlan und Iwan den Schrecklichen und an die „gute alte Zeit", in der man am Morgen nicht wußte, wo man am Abend hing. In gewisser Beziehung stimmte denn auch für die mittelalterliche Strafjustiz das Schlagwort: „Je härter die Strafen, um so ärger die Verbrechen!"





Die weißen und die schwarzen Ratten.

Eine chinesische Geschichte von Nikolaus W. Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Der berühmte Gelehrte Professor Pang-koo-khen saß zur Frühstückszeit auf der Bambusveranda und putzte die große runde Hornbrille. Titata, seine liebreizende Tochter, nestelte einer jungen weißen Ratte ein rosa Seidenbändchen um den Hals. Da trat Schang-fö ein, ein schöner junger Mann. Die Schlitze seiner Augenlider lagen fast gar nicht schief. Das war die einzige Unschönheit.

„Ich habe dich rufen lassen, Schang-fö," begann der Gelehrte, „um mit dir zu sprechen, erstens wegen des Examens, zweitens wegen des gelben Knopfes und drittens wegen meiner Tochter Titata, und sie mag es ruhig mit anhören. Du kannst sie nicht zur Frau bekommen, Schang-fö, weil du nicht die Anwartschaft auf den gelben Knopf erhältst, und zwar weil du durchgefallen bist. Laß mich nur ausreden. Ich weiß recht gut, daß du deine übrigen zweiundzwanzig Examina gut bestanden, daß du, wie ich aus deinem Bankbuch weiß, im übrigen mit Knöpfen überaus reichlich versehen bist und sehr leicht eine gute Frau finden wirst, aber den gelben Knopf hast du nicht, und ich wünsche für meine einzige Tochter einen Mandarin

und keinen Bonzen oder Gemeindeschreiber. Wie kann man überhaupt durchfallen, junger Mann, wie geschah das?“

„Ich gestehe,“ entgegnete Schang-fö etwas betreten, „daß meine Gedanken fast immer bei Titata waren.“

„Das ist erklärlich, aber nicht entschuldbar. Es freut mich, daß alle Welt das gute Kind gern hat, warum solltest du sie nicht ebenfalls gern haben; aber jegliche Liebhaberei ist, sofern sie aus der soliden Bahn wirft, geeignet, den Sinn von den Wissenschaften abzulenken. Auch ich habe eine Liebhaberei, wie du weißt, nämlich die Zucht und Pflege, um nicht zu sagen die Erziehung, gezähmter Ratten. — Titata, Kind, gib doch dem Kleinchen mit den rosenroten Öhrchen ein Stückchen Biskuit, die Großen beißen es ihm immer vom Napf weg. — Also, was ich sagen wollte, Schang-fö, meine Ratten sind mir förmlich ans Herz gewachsen. Meine Lieblinge verstehen jedes meiner Worte, und ich kenne eine jede genau nach ihrer Individualität. Die Haare ihrer Pelze sind alle gezählt. Mir ist sogar das Inwendige ihrer Seele nicht verschlossen — ich sage mit vollster Absicht ‚Seele‘, Schang-fö, denn sie haben viel eher eine Seele als zum Beispiel die entsetzlichen Bewohner des amerikanischen Westens, die zurzeit unseren Brüdern drüben so arg mitspielen, weil sie, diese Yankees, statt der Seelen nur Konservenbüchsen und Geldkisten in ihren Leibern umhertragen. Aber meine Ratten — Titatachen, mein Kind, vergiß nur nicht, daß das Puttiputtchen dort mit dem Rümpepümpenäschen noch gebadet werden will — ja, Schang-fö, die Tierchen und ich, wir lassen uns schon viel voneinander gefallen. So hat die Huschelmusche da mit den Rubinaugen mir

einmal, während ich im Sessel eingeschlummert war, meinen Zopf geschändet, indem sie ihn bis auf etwa Handlänge abnagte, so daß ich nun der Ordnung wegen einen Bindfaden daran trage. Aber wie hätte ich ihr nicht längst vergeben sollen, was einem Menschen freilich den Kragen gekostet hätte! — Was soll ich dir noch sagen, Schang-fö — ich habe bei alledem die Wissenschaften stets gepflegt und niemals eines der dreiundsiebzig Examina vernachlässigt. Und du, junger Mann, gehst einfach her und fällst beim dreiundzwanzigsten durch! Wie könnte ich einem solchen Hecht meine Tochter zur Frau geben! — Nicht wahr, Titata, wir brauchen überhaupt keinen Mann? Bist du nicht die Sonne, die Königin meines Hauses? — Und was sollte wohl aus den zahmen Ratten werden, wenn Titata wegginge!"

Hinter der elfenbeinfarbenen Haut Schang-fös stieg eine rote Welle empor. „Höre mich, o Leuchte der Wissenschaften und Vater der Sonne Titata! — Im Namen der Milde Buddhas und im Angesicht der Zentralsonne aller Sonnen des Reiches der Mitte bitte ich dich, laß mich dir sagen, was ich fühle! Es ist, daß Titata ganz allein die Sonne meines Lebens und die Königin all meiner dienenden Kraft ist. Und bei den Sonnenfunken über dem Grabe des Konfutse beschwöre und bitte ich dich, abzulassen, denn was wäre sie in diesem Käfig voll Käfige anders als eine Rattenkönigin, nein, als eine Sklavin dieser Nager, und wozu soll die Blume des Ostens das Mitleid von fünfzehnhundert Millionen Menschen verdienen?"

„Wir sind mit meiner Tochter fertig, Schang-fö," beharrte der sonst so gutmütige Vater Titatas eigensinnig, „und hast du weiter nichts für deine Entlastung zu sagen, alsdann könnten wir recht wohl unseren



Studien uns wieder hingeben. — Titata, mein liebes Kind, weine mir hier nichts vor — ohne den gelben Knopf kriegt er dich nicht. Doppelpunktum! — Übrigens weiß er nicht eine einzige Entschuldigung für seinen Durchfall!"

„Oh, wenn ich darüber reden wollte," rief Schang-fö in tragischem Schmerz, „aber das weiß doch ganz Peking, daß Kwang-kni-ptang, der alte Schleicher, ebenfalls ein Auge auf Titata geworfen hat, obwohl er weiß, daß das liebe Mädchen im Wachen und im Schlaf meine Träume beseligt! Und Kwang-kni-ptang war mein Examinator in der Lehre von den kunstvollen Mischungen. Nun, der alte rissige Stumpf hat mich aus Neid und Bosheit planmäßig durchrasseln lassen. Ich sage euch, Kwang-kni-ptang ist schon nicht bloß gelb vor Neid, gelb sind ja alle Kulturrassen, nein, er ist schwefelgelb und in meinen Augen die einzige gelbe Gefahr überhaupt. Glaube mir, großer Meister, er hat mir ausgesucht Fragen vorgelegt, die auf den ersten Blick ganz leicht schienen, aber sie hatten alle einen oder zwei verborgene Haken. Da ist es schon keine Kunst!"

Der Gelehrte setzte umständlich die Brille auf. „Was den alten Halunken Kwang-kni-ptang betrifft, so soll er Titata nicht haben, und wenn er so viel hypothekenfreie Häuser in der Drachenstraße besäße als Ränke in den Schluchten seines finsteren Busens! Hat er nicht behauptet, er hätte meinen alten Vater noch gut gekannt, als dieser mit einem Kasten im Tungusenviertel von Ho-mat-su Haus bei Haus von Tür zu Tür gegangen sei! Ich brauche nur daran zu erinnern, daß es gar keinen Ort dieses Namens gibt, daß sich hier zu Lande kein einziger Tunguse aufhält, und endlich, daß die Hütten und Zelte dieser Nomaden

gar keine Türen haben, um eine solche Lüge niederzuschlagen — aber, um wieder zur Sache zu kommen, Schang-fö, das ist eine ganz üble Ausrede, die du nun vorbringst. Wer gut vorbereitet ins Examen geht, für den existieren nirgends Wolfsgruben, Fußangeln und Selbstschüsse."

„Ich will sagen, großer Meister, nicht so sehr was man fragt, als vielmehr wie man fragt, macht es aus, ob dem armen Prüfling eine Leine zur Rettung oder ein Strick zum Aufhängen in die Hand gegeben wird, und ich behaupte dreist, daß ich Kwang-kni-ptang wohl die eine oder andere Frage stellen wollte, auf die er mir die richtige Antwort schuldig bleiben sollte. Fragen ist immer leichter als antworten."

„Junger Mann," verwies der Gelehrte, „ich könnte dir gar leicht das Gegenteil beweisen, aber freilich, das Beweisen ist zunächst an dir, und du sollst es tun, indem du mich durch Fragen in die Enge bringst, wenn ich dir an Stelle des bösartigen, aber hochgelehrten Kwang-kni-ptang gut genug bin."

„Ich bitte sehr, Meister, mir stehst du unter allen am höchsten."

„Schang-fö," fuhr der Gelehrte eifrig fort, „wenn du es zuwege brächtest, mir eine einzige Frage nur aus den Naturwissenschaften vorzulegen, die ich nicht beantworten kann, beantworten kann nach allen Seiten und zur Zufriedenheit eines Unparteiischen des ersten Grades, bei allen Wahrheiten des heiligen Y-King, ich, der ich stets fern bin von unziemlichen Scherzen, ich lasse dir meine Tochter Titata so, wie du bist, ohne weitere Examen, ohne alle Knöpfe der Welt, ja, ohne Strümpfe und Schuh! — Titata, hast du gehört? Er will mich festkriegen, er — mich! Ei, da soll doch — hahaha!"

Schang-fö rief nun seinerseits auch Titata zum Zeugen an. „Titata, du hast es gehört — oh, nun bleibe hier, dein Anblick wird mir sicher zum Siege helfen!“

„Sie soll hier bleiben,“ warf Pang-koo-khen ein, „um am Ende mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, daß Schang-fö so wenig reif sein wird zum Ehemann wie zum Staatswürdenträger. — Wohlan, Schang-fö, zwanzig Minuten gebe ich dir, um dich auf deine Frage vorzubereiten. Kaum brauche ich dir zu sagen, daß du selber natürlich auch die richtige Antwort nicht allein wissen, sondern auch begründen müßtest, denn im anderen Falle hätte unser Streit mit allem möglichen, nur nicht mit dem, was man Wissenschaft nennt, zu tun.“

Der junge Mann nickte zuversichtlich, wenn er im Augenblicke auch noch nicht wußte, wie er dem alten Herrn die Daumenschraube ansetzen sollte. Überdies erschien ihm das Nachdenken, bei dem er Titatas biegsame zierliche Gestalt, ihr liebreizvolles Köpfchen betrachten konnte, als eine ebenso angenehme, wie mühelose und sieghafte Unternehmung. Titata aber, das kluge Kind, wollte den Geliebten um keinen Preis von seiner mutigen und schwerwiegenden Tat ablenken, darum kehrte sie ihm den Rücken zu und beschäftigte sich mit den zahmen Ratten, denen sie unter Schmeichelworten auf zierlichen Stäbchen winzige Klößchen aus Eigelb und Reismehl reichte.

Erst bei dieser Gelegenheit bemerkte Schang-fö, daß sich in dem geräumigen Käfig auch einige Meerschweinchen und sogar ein paar schwarze Ratten befanden. Er hatte bisher nur die weißen gesehen. —

Die Frist war um. Pang-koo-khen setzte die große runde Hornbrille wieder auf, um seinen Widerpart

scharf ins Auge zu fassen. „Bist du bereit?“ fragte er lächelnd.

Schang-fö nickte.

„So stelle deine Frage!“

Schang-fö begann: „Leuchte der Wissenschaften und Vater der einzigen Sonne Titata, wie nur je ein Forscher beider Hemisphären bist du einer der Großen im Reiche der Erkenntnis. Bis an die Grenzen des Abendlandes schätzen die Spitzen und Spiegel der Gelehrsamkeit dein epochemachendes Werk über die Biologie der Pestkeimträger, in der, wie jeder Schüler weiß, das Kapitel von den Nagetieren den Raum einnimmt, der ihm gebührt. Endlich, das hörte ich aus deinem eigenen Munde, kennst du ein jedes dieser süßen Tierchen in diesem Käfig nach Alter, Herkunft, Bau, Anlage, Neigungen und Charakter bis in die äußerste Zelle des feinsten Gebildes. Darum frage ich dich hiermit, daß du mir sagst, welche von deinen Ratten am meisten fressen, die schwarzen oder die weißen?“

Der Gelehrte blickte den Examinator bei dieser Frage erstaunt an, dann sagte er lächelnd: „Eines ist nun freilich unterblieben, weil es eigentlich selbstverständlich war; ich meine nämlich, daß alle Fragen scherzhafter Natur ausgeschlossen sein sollten. Indessen, nehmen wir sie völlig ernst oder nicht ernst, es liegt kein Grund vor zu der Annahme, daß die Tiere darin nicht völlig gleich sein sollten.“

„Wenn dieser Unterschied tatsächlich nicht vorhanden wäre,“ warf Schang-fö bescheiden ein, „so setze ich ihn hiermit als Voraussetzung.“

„Das wäre etwas anderes,“ bemerkte der Gelehrte gutgelaunt, „man könnte alsdann auf dem Wege experimenteller —“

Schang-fö unterbrach. „Dies wäre gänzlich auszuschließen, die Antwort soll sich vielmehr auf rein logischen Schlüssen aufbauen."

„Gut, sehr gut," rief Pang-koo-khen, dessen Gelehrteneifer nun Feuer zu fangen begann, „wir werden uns sicher bald näher kommen! Gesetzt also, die Pigmentflecke in der Rindensubstanz des Haarschaftes —"

„Verzeihe die abermalige Unterbrechung, großer Meister," fiel Schang-fö ein, „aber mit dieser Frage hat die meinige in diesem Falle nicht das geringste zu tun."

Über Pang-koo-khens gespannte Züge huschte ein flüchtiger Schatten. Er schob vor die Hornbrille einen funkelnden Kneifer und wandte sich dem Käfig zu. Plötzlich lachte er belustigt auf. „Ja, ja, die scharfen Augen der Jugend! Jetzt sehe ich's auch. Die weißen sind größer, folglich werden sie auch mehr Nahrung aufnehmen."

Schang-fö schüttelte verneinend den musterhaft geflochtenen Zopf und wandte ein: „Das muß auf einer optischen Täuschung beruhen — und dies, meine angebetete Titata, sage ich für dich, mein Herzblatt, das aber im Punkte der Wissenschaft noch völlig unbeschrieben ist: ein Mensch in weißen Kleidern wird stets umfangreicher erscheinen als ein gleich gestalteter in Schwarz. — Übrigens, großer Meister, sehen meine Augen, die sehr scharf blicken, alle Ratten in diesem Käfig gleich groß. Wir wollen noch weiter gehen und annehmen, sie hätten mathematisch gleiche Größe."

Auf dem sonst so gutmütigen Gesicht des Gelehrten malte sich unverkennbar eine deutliche Verstimmung, als er hierauf erklärte: „Nun, dann nehmen die schwarzen Ratten mehr Nahrung zu sich, weil sie den Zustand

der Wildheit nicht so sehr abgestreift haben wie ihre weißen Artgenossen."

Der junge Mann war im Begriff zu entgegnen, daß Ratte Ratte sei und nach seiner Meinung alles, was Ratte heißt, gleich eklige Scheusale seien, aber mit Rücksicht auf Titata unterdrückte er dies und entgegnete nur: „Unglücklicherweise, mein Herr und Meister, liegt es auch hieran nicht. Im Gegenteil, die Gefangenschaft macht eher faul, und Faulheit und Gefräßigkeit wohnen immer in einer und derselben Haut."

„So, also das ist es nicht," brummte der Gelehrte und strich unmutig über seine Stirn, um alsbald mit Feuereifer fortzufahren: „Sehen wir also von allen bloßen Hypothesen ab. Betreten wir vielmehr den Weg der wissenschaftlichen Beweisführung mit Hilfe der physiologischen und chemisch-physikalischen Gesetze. Und nun behaupte ich noch einmal, daß die schwarzen Ratten das größere Quantum an Nahrung brauchen. Beweis: zweifellos besitzt der dunkle Pelz ein ungleich größeres Vermögen, Licht und Wärme zu absorbieren, als der weiße. Habe ich recht, Schang-fö?"

„Das ist wahr, Meister — und, Titata, dies möchte ich für dich bemerken, mein Herzblatt, das aber im Punkte der Wissenschaft noch völlig unbeschrieben ist: was dein großer Vater sagt, bestätigt sich vor deinen Augen. Das Eishaus der Brauerei drüben ist aus diesem Grunde weiß getüncht. Verzeihung, Meister."

„Es ist gut, Schang-fö," sagte Pang-koo-khen, „aber laß mich nun auch zu Ende beweisen. Der dunkle Pelz also absorbiert mehr Wärme. Dies bewirkt eine Beschleunigung der Säftezirkulation, und sie hinwieder ist die Ursache eines lebhafteren Stoffwechsels und einer reichlicheren Nahrungsaufnahme. Was zu beweisen war."

Der junge Mann unterdrückte ein Lächeln und bat: „Zürne mir nicht, erhabener Geist, wenn ich widersprechen muß.“

Aber da kam er schlecht an. „Schang-fö,“ rief der Alte hitzig, „zürnen? Was hätte dieser an sich sehr interessante Fall mit meinem Zorn, und was hat die Wissenschaft überhaupt mit allen Gefühlen der Welt zu tun! — Ohne Umschweife, was hast du gegen meinen Beweis anzuführen?“

„Erstens,“ erwiderte Schang-fö, „erscheint es mir äußerst zweifelhaft, daß der durch das dunkle Haar gebundene Mehraufwand von Wärme, falls er überhaupt meßbare Größe hat, sich in eine Bewegung umsetzt, die man gleichsam an der Kaumuskulatur ablesen könnte.“

„Weiter!“ knurrte Pang-koo-khen, der, wie Schang-fö recht gut wußte, kein Freund sogenannter witziger Antworten seiner Jünger war.

„Ferner,“ fuhr Schang-fö fort, „steht bei mir fest, daß, falls die Temperaturzunahme eine derart gesteigerte wäre, gemäß den Lehren und Erfahrungen von den Krankheitserscheinungen gerade die entgegengesetzte Wirkung eintreten dürfte, nämlich Fieber, Minderung des Appetits und verringerte Nahrungsaufnahme. Aber abgesehen von dem allen liegt das entscheidende Moment an ganz anderer Stelle.“

Der Gelehrte blickte den jungen Mann sprachlos an. Dann erhob er sich und ging wohl eine Viertelstunde auf den geräuschlosen Reisstrohmatten auf und ab.

Titata klopfte das kleine Herz, aber Schang-fö nickte ihr mit sieghaftem Lächeln zu.

Endlich blieb der Gelehrte dicht vor Schang-fö

stehen und blickte ihn über die Brille hinweg durchbohrend an. „Höre, junger Mann,“ begann er, „deine Frage ist sehr sonderbar. Das ist wohl keine Frage. Was soll man darauf antworten? Das ist eben die Frage. Im Ernste, ich kann so keine Antwort darauf geben, weil keine andere möglich ist, als ich schon gab. Kein Gelehrter kann es und keine Fakultät der Alten und Neuen Welt! Oder kannst du selbst es vielleicht? Willst du behaupten, du wüßtest mehr als ich, als alle Professoren von Peking, als alle Fakultäten der Erde? Wie? — Du schweigst? — Nun, Schang-fö, wenn du denn glaubst, so ein Teufelskerl zu sein, so beantworte du selber diese sogenannte Frage und begründe deine Antwort gut, wenn du nicht willst, daß man dich mit Bambusruten in die Elementarschule zurücktreibt! Sprich, welche Ratten fressen also mehr, die weißen oder die schwarzen?“

Schang-fö trat unwillkürlich einige Schritte der Tür näher. Dann entschied er: „Die weißen fressen mehr.“

„Beweis!“ Pang-koo-khen schrie es fast. Seine Augen verließen beinahe ihre Höhlen.

„Unter deinen zweiundvierzig Ratten,“ erwiderte Schang-fö mit größter Ruhe, „sind nur sechs schwarze. Also müssen die weißen mehr fressen.“

Titata flog mit einem Wehelaut auf den Alten zu, denn er sank wie vom Schlage getroffen in seinen Sessel.

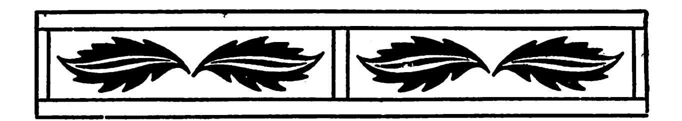
„Mein armer Vater!“ flüsterte sie und streichelte seine schlaff gewordenen Wangen.

Der Gelehrte wehrte mattlächelnd ab und richtete das gebrochen scheinende Auge auf den jungen Mann.

„Verzeihe mir, Meister!“ bat Schang-fö.

Der Gelehrte richtete sich mühsam auf und faßte Schang-fös Hand. „Ich habe nichts zu verzeihen, mein Sohn, obwohl du mich überlistet hast. Im übrigen hast du recht. Es ist nicht immer leicht, auf eine dumme Frage eine gescheite Antwort zu geben. Aber versprich mir eines: laß dem alten Halunken Kwang-kni-ptang niemals zu Ohren gelangen, wie du zu deiner Frau gekommen bist.“





Die Bienenkönigin.

Von Th. Seelmann.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der Mittelpunkt des emsigen Volkes, das in einem Bienenkorb oder einem mit beweglichen Rahmen versehenen Bienenkasten sein Heim hat und kurz vor dem Schwärmen 60,000 bis 80,000 Köpfe zählt, ist die Bienenkönigin. Trotz ihrer Bedeutung für den Bienenstaat führt sie diesen Namen eigentlich zu Unrecht. Denn sie regiert nicht in ihm, sondern sie wird von dem zahlreichsten Teil ihrer Untertanen, den Arbeitsbienen, die sie auch ernähren, im wahren und übertragenen Sinne des Wortes bevormundet. Besser bezeichnet ihre Stellung der Name „Bienenmutter“. Sie ist in der Tat die Stammmutter der ganzen Bevölkerung. Legt doch eine Königin als das einzige vollkommen ausgebildete Weibchen eines Stockes nach der Rückkehr vom Hochzeitsflug, der nur einmal in ihrem Leben stattfindet, täglich bis zu 3000 Eier ab, und dauert doch ihre Fruchtbarkeit drei bis fünf Jahre.

Aber wenn sie auch nicht herrscht, so nimmt die Königin immerhin insofern einen hervorragenden Platz in dem Bienenreich ein, als bei ihrem Fehlen das Staatsgetriebe sofort ins Stocken gerät. Die Arbeitsbienen lassen, solange sie einer Königin entbehren, im Einsammeln des Honigs nach, der Bau der Waben kommt zum Stillstand, und darum sind auch die

Arbeiterinnen selbst aufs eifrigste darauf bedacht, eine neue Königin aufzuziehen. Da das Eintragen des Honigs und die Anfertigung der Wachswaben für den Imker der Zweck seiner Bienenzucht sind, so muß also auch ihm daran liegen, den Bienenstand mit Königinnen besetzt zu sehen. Verzögert sich aus irgend einem Grunde die Aufzucht der Königin durch die Arbeitsbienen, so schreitet er daher selbst dazu, einem verwaisten Stock eine neue Bienenmutter zu verschaffen.

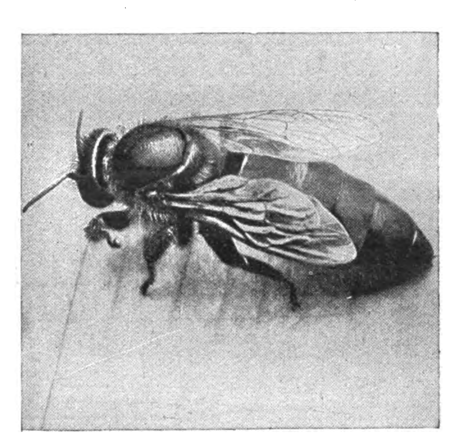


Bienenkönigin
in natürlicher Größe.

Jeder Bienenstock weist drei Bienenformen auf: die Königin, die Arbeitsbienen, die verkümmerte Weibchen darstellen, und die Drohnen, die Männchen sind. Auf die 60,000 bis 80,000 Arbeitsbienen eines gut bevölkerten Stockes kommen etwa 1000 Drohnen. Die Königin ist größer als die Arbeitsbiene, ihr Brustkorb dicker und massiger, der Hinterleib länger, dagegen sind die Flügel kürzer als bei der Arbeiterin. Im Vergleich zur Arbeitsbiene hat die Drohne einen stärkeren Kopf, der abgestumpfte Hinterleib ist kürzer, und die Flügel ragen etwas über sein Ende hinaus. Die Arbeitsbiene ist schlank gebaut, und die Flügel gehen nur bis zur Spitze des Hinterleibes. Die Schienen der Hinterbeine sind auf der Außenfläche grubenartig eingedrückt und mit Randborsten eingefaßt. Diese

Vorrichtung ist das sogenannte „Körbchen“, das zur Aufnahme des Blütenpollens dient.

Nach der Überwinterung zählt der Stock außer der Königin etwa 25,000 Arbeitsbienen. Drohnen sind um diese Zeit nicht vorhanden, da sie nur bis zum August des vorangegangenen Jahres leben. Nach einem ersten Ausflug der Arbeiterinnen, der bei günstiger Witterung in den Februar fällt, beginnt die Königin mit der Eiablage. Zu diesem Zweck prüft sie erst einmal die leeren Zellen der Wabe, wobei sie von den Arbeitsbienen umgeben ist. Zunächst legt sie in sehr kleinen Zellen Eier ab, aus denen Arbeitsbienen hervorgehen. Schon nach drei Tagen schlüpfen die Larven aus den Eiern aus. Die Larven werden von den Arbeiterinnen mit dem Futtersaft ernährt, den sie ihnen aus dem vorhandenen Honigvorrat zubereiten und mit dem Rüssel darreichen. Nach fünf Tagen sind die Larven erwachsen, sie spinnen sich jetzt in den Zellen ein, die von den Arbeiterinnen bedeckelt, das heißt mit einem Wachsdeckel verschlossen werden. Der Puppenzustand währt sieben Tage, dann schlüpfen die jungen Arbeiterinnen aus den Zellen heraus. Diese Vorgänge



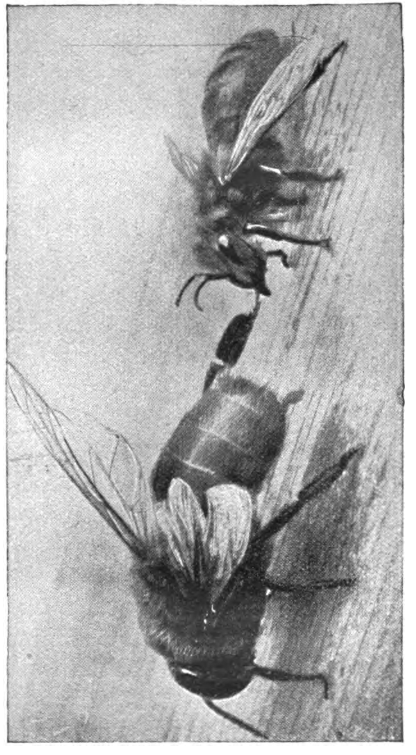
Bienenkönigin, vergrößert.

wiederholen sich fortwährend, und so wächst die Menge der Arbeitsbienen immer mehr an.

Im Mai bricht ein neuer Abschnitt an, denn nun bauen die Arbeiterinnen Zellen für die Drohnen, also für die Männchen. In diese Zellen legt die Königin unbefruchtete Eier. Alsbald wird im Bienenstaat eine weitere wichtige Neuerung getroffen, die Arbeitsbienen legen Zellen für künftige Königinnen an. Bekanntlich wird die Königin von den Imkern auch Weisel — Führer — genannt, und so heißen diese Zellen Weiselzellen. Sie werden oft in großer Anzahl erbaut. Eine jede dieser Zellen „bestiftet“, wie der technische Ausdruck lautet, die Königin mit einem befruchteten Ei. Die verschiedenen Zellenarten lassen sich leicht voneinander unterscheiden. Wie schon erwähnt, sind die Zellen für die Eier von Arbeiterinnen die kleinsten. Die Drohnenzellen sind bedeutend größer, die Weiselzellen aber sind nach einem besonderen Grundriß gebaut. Sie sind eichelförmig, inwendig rund und mit ihrer Mündung nach unten gerichtet. Sind die Larven nach drei Tagen aus den Eiern der Weiselzellen ausgeschlüpft, so werden sie von den Arbeiterinnen mit dem feinsten Futtersaft ernährt. In dem Maße, wie die Larven zunehmen, werden die Weiselzellen von den Arbeitsbienen vergrößert. Spinnen sich die Larven zu Puppen ein, so werden auch ihre Zellen bedeckelt. Die Weisellarven verharren vier Tage im Puppenzustand.

Sowie die erste Weiselzelle bedeckelt wird, zieht die bisherige überwinterte Königin mit etwa der Hälfte ihres Volkes zum Stock hinaus, um einen neuen Staat zu gründen. Dieser Vorschwarm, wie man ihn nennt, wird natürlich vom Imker eingefangen und in einem anderen Stock untergebracht.

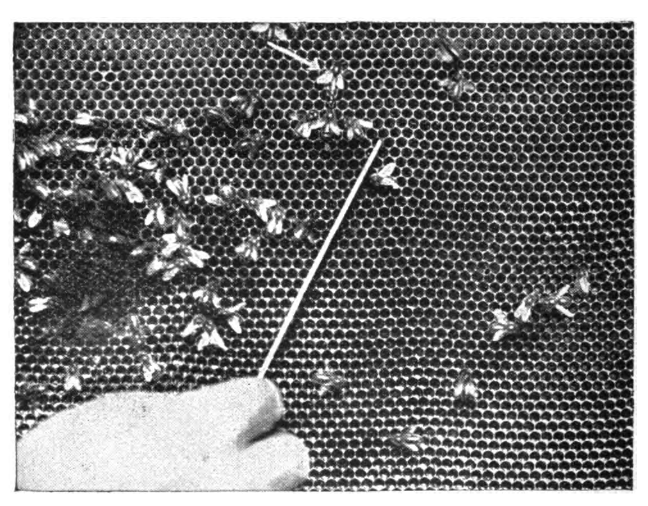
Etwa sieben bis acht Tage nach dem Abzug der überwinterten Königin schlüpft aus der ältesten Weiselzelle eine junge Königin aus. Innerhalb der ersten drei Tage nach dem Ausschlüpfen unternimmt in den Mittagstunden die Königin, umschwärmt von den Drohnen, ihren Hochzeitsflug. In den Stock zurückgekehrt, stößt sie, indem sie den Kopf gegen die Wabe preßt, Töne aus, die wie „tüht, tüht" klingen. Die reifste der in den anderen Weiselzellen wartenden Königinnen antwortet darauf mit einem schallenden „Quahk, quahk". Die ältere Königin würde die Zelle ihrer Nebenbuhlerin sogleich zerstören, wenn das Zellenhaus nicht von den Arbeitsbienen umlagert und hierdurch die eifersüchtige Königin an ihrem Vorhaben gehindert würde. Die tühtende Königin sammelt nunmehr einen Teil ihres Volkes um sich und zieht mit



Drohne und Arbeitsbiene, vergrößert.

ihm zum Stock hinaus. Dieser Nachschwarm wird vom Imker in einem neuen Bienenkorb oder Bienenkasten untergebracht.

Wird durch schlechtes Wetter der Abzug des Nach-

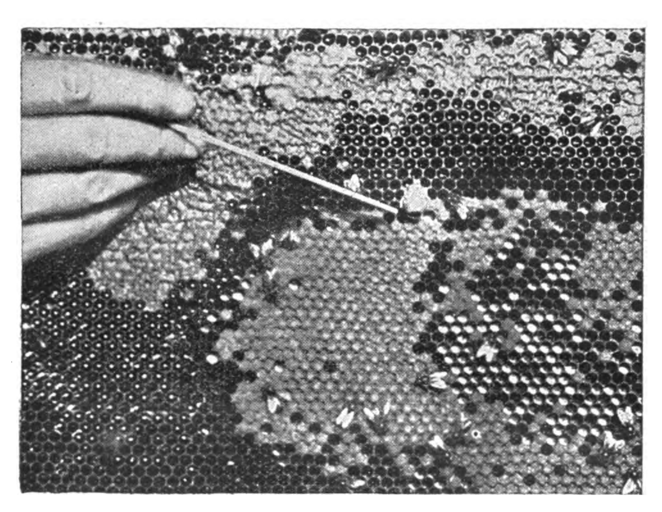


Die Bienenkönigin, durch den Pfeil, und Arbeitsbienen, durch den Stab gekennzeichnet, mustern die Zellen.

schwarms verzögert, so beißt die quahkende Königin oder auch mehrere einen Schlitz in ihre Zelle und streckt den Rüssel heraus. Sie wird von den Arbeiterinnen mit Futtersaft und Honig, nicht aber mit Blütenpollen gefüttert. Aus ihrer Zelle hervorzukriechen, wagt die quahkende Königin nicht, da sie von ihrer älteren Genossin sogleich auf Leben und Tod angegriffen werden würde. Ist aber die zuerst tühtende Königin mit dem Nachschwarm abgezogen, so tritt die zunächst auskriechende Königin an ihre Stelle. Auch sie unternimmt ihren Hochzeitsflug, sammelt ebenfalls An-

hänger um sich und fliegt dann mit ihnen davon. In einem anderen Bienenstock gründet sie einen Staat für sich.

Alle diese Vorkommnisse wiederholen sich so oft, als das Stammvolk schwärmlustig ist. Es folgen deshalb unter Umständen vier und fünf Schwärme aufeinander. Ist indessen die Schwärmlust des Stammvolkes erschöpft, so bleibt nun die zuletzt tühtende Königin, nachdem sie ebenfalls ihren Hochzeitsflug ausgeführt hat, dauernd im Stock, weshalb alle übrigen



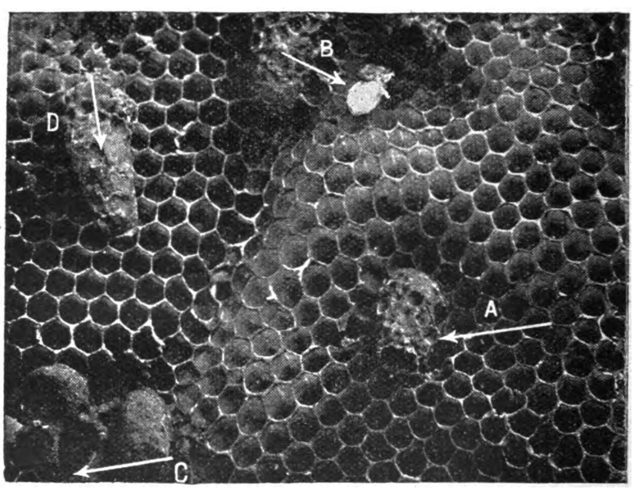
Eine unbedeckelte Weiselzelle.

Weiselzellen zerstört und ihre Bewohnerinnen getötet werden.

Geht zufällig die Königin eines Stockes zugrunde und sind keine Weiselzellen vorhanden, so erziehen sich die Arbeitsbienen aus einer Arbeiterinlarve eine neue Königin, indem sie deren Zelle, die sogenannte Nach-

schaffungszelle, erweitern und die Larve mit feinerem und reichlicherem Futter ernähren.

Wenn sich endlich die Eiablage einer alten Königin immer mehr und mehr vermindert, so daß die Arbeite-



Weiselzellen in verschiedenen Stadien.

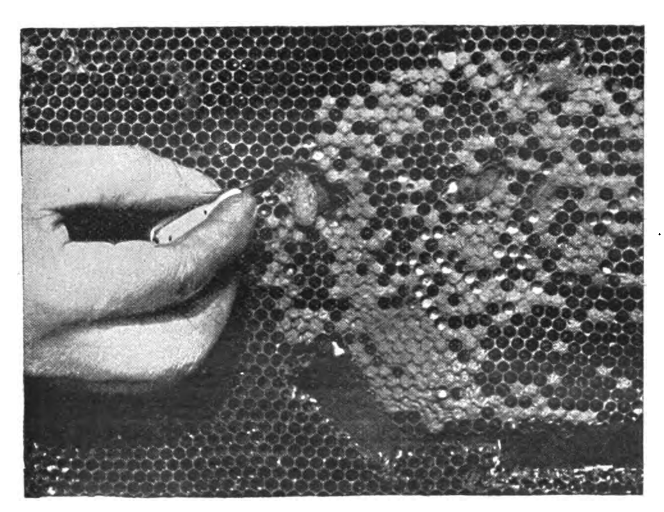
A Offene Weiselzelle nach dem Auskriechen der Königin. **B** Offene Weiselzelle, deren Bewohnerin, wie erkenntlich, getötet wurde. **C** Zerstörte Weiselzelle. **D** Bedeckelte Weiselzelle, die erhalten blieb.

rinnen ihr Verlangen nach Pflege der Larvenbrut nicht mehr befriedigen können, dann erfolgt der Königinwechsel, indem die alte Königin getötet und an ihre Stelle eine neue gesetzt wird.

Wie schon angedeutet, gibt es verschiedene Verfahren, den Bienenvölkern dort, wo es nötig ist, neue Königinnen zu verschaffen oder auch mit Hilfe von Königinnen neue Bienenstaaten zu gründen. Das eine Verfahren, um die Bienen eines Stockes zur Anlage von Weiselzellen und zur Aufzucht der Arbeiterin-

larven zu Königinnen zu veranlassen, besteht darin, daß man den Korb durch ein senkrecht aufgestelltes Brett in zwei Teile teilt. Der eine Teil enthält dann die Königin mit der einen Hälfte des Volkes, während die andere Hälfte keine Königin besitzt. Infolgedessen beeifern sich die verwaisten Bienen in der schon früher geschilderten Weise, eine oder mehrere Arbeiterinlarven zu Königinnen aufzuziehen. Mit diesem neuen Volk kann man dann nach dem Auskriechen einer Königin einen leeren Bienenkorb besetzen.

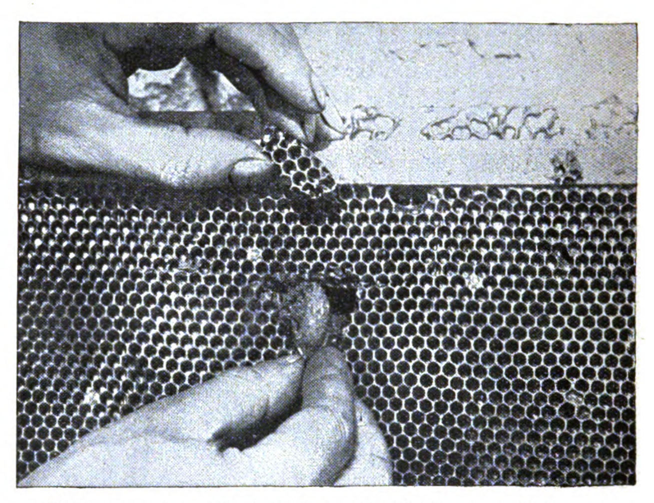
Bei einem anderen Verfahren geht man folgendermaßen zu Werke. Man nimmt aus einem Bienen-



Ausschneiden einer Weiselzelle.

kasten, der mit beweglichen Rahmen ausgestattet ist, denjenigen Rahmen heraus, auf dessen Wabe die Königin sitzt. Diesen Rahmen bringt man in einen neuen Bienenkasten und fügt aus dem alten noch

einen von Arbeiterinnen besetzten Rahmen hinzu, sowie mit Wachswaben belegte und endlich auch leere Rahmen. Darauf stellt man den neuen Kasten an die Stelle des alten, während man diesen anderweitig im



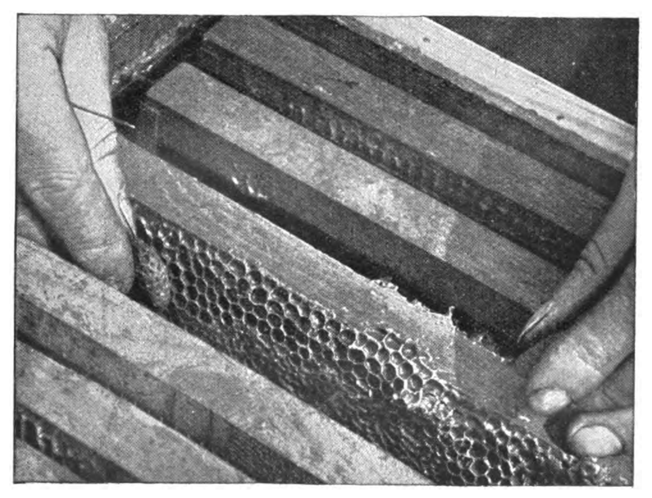
Einfügung einer Weiselzelle in die Lücke eines Rahmens.

Bienenstand unterbringt. Infolge ihres Richtungsinnes wird ein Teil der aus dem alten Kasten ausfliegenden Bienen nach der Stelle zurückkehren, wo sich ursprünglich der alte Kasten befand, jetzt aber der neue Kasten steht. Diese gleichsam getäuschten Bienen werden den neuen Kasten beziehen und so zu seiner raschen Bevölkerung mit Arbeitsbienen beitragen.

Den verwaisten alten Kasten kann man nun noch weiterhin zum Bezug und zur Verpflanzung von Königinnen ausnützen. Es werden in ihm zumeist junge Arbeitsbienen zurückbleiben, die die Eigenschaft haben, besonders fleißig zu sein. Die Aufzucht von

Arbeiterinlarven zu Königinnen wird deshalb hier in großer Anzahl vor sich gehen, damit die geraubte alte Königin ersetzt wird.

Sind die betreffenden Zellen von den Arbeitsbienen erweitert und bedeckelt worden, so daß man nun die Weiselzellen von den übrigen sicher unterscheiden kann, so nimmt man einen Rahmen, der Weiselzellen enthält, heraus und schneidet eine jede von ihnen mit einem feinen, scharfen Messer aus der Wabe aus. Ringsherum um eine jede Weiselzelle läßt man einen Wabenrand von 2 Zentimeter Breite stehen. Die



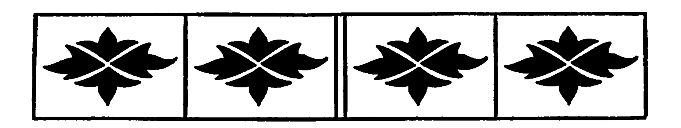
Einschaltung des mit einer Weiselzelle besetzten Rahmens in den Bienenkasten.

Weiselzellen legt man, ohne sie zu drücken oder zu verletzen, in einen mit Watte ausgefütterten Napf. Auf dieselbe Weise verfährt man mit den übrigen Rahmen, auf denen Weiselzellen sichtbar sind. In dem Kasten

braucht man nur eine Weiselzelle zurückzulassen. Jetzt nimmt man aus denjenigen Bienenkasten, deren Völker keine Königin besitzen, je einen Rahmen heraus, schneidet aus seiner Wabe ein Stück aus, das dem Umfang der Weiselzelle und ihres Randes entspricht, und fügt in die Lücke das Wabenstück mit der Weiselzelle ein. Durch sanftes Andrücken an die Umgebung wird es genügend befestigt.

Darauf wird der Rahmen zwischen den übrigen Rahmen des Kastens eingeschaltet. Die später auskriechende Königin wird von ihrem neuen Volk mit Freuden begrüßt.





Pariser Apachen und ihr Handwerkszeug.

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Das Gesindel, das die Sicherheit der Pariser Einwohnerschaft in immer beunruhigenderer Weise bedroht, führt seinen Namen davon, daß es vor Jahren in einer Pariser Zeitung, die über eine Schlägerei in einem der äußeren Stadtteile berichtete, hieß, die daran beteiligten Burschen hätten sich schlimmer betragen als Apachenindianer. Diese Brandmarkung wurde dann von den Rowdys selbst als Kriegsname angenommen und gelangte, da er die skrupellose Roheit der modernen Straßenräuber treffend kennzeichnete, allmählich zu allgemeiner Anwendung.

Die Heimat der Pariser Apachen sind die Vorstädte Ménilmontant, Charonne, Bellville, Montmartre und überhaupt jene Viertel, die an den Stadtmauergürtel, die Fortifs, wie der Pariser sagt, angrenzen. Die Stadtwälle sind der Park und der Sammelplatz der Tagediebe und Wegelagerer. Hier treffen sie sich, treiben sie ihre rohen Scherze und Belustigungen und verabreden sie gemeinsame Unternehmungen. Man kann daher auch keinem Pariser eine größere Beleidigung zufügen, als wenn man von ihm sagt, er sei in den Fortifs groß geworden.

Die Hauptmasse der Apachen stellen Burschen von

sechzehn bis zwanzig Jahren. Ohne einen Beruf gelernt zu haben, oft ohne jeden Schulunterricht aufgewachsen, sind sie anfänglich Gelegenheitsarbeiter. Der Hang zum Nichtstun setzt sich in ihnen aber mehr

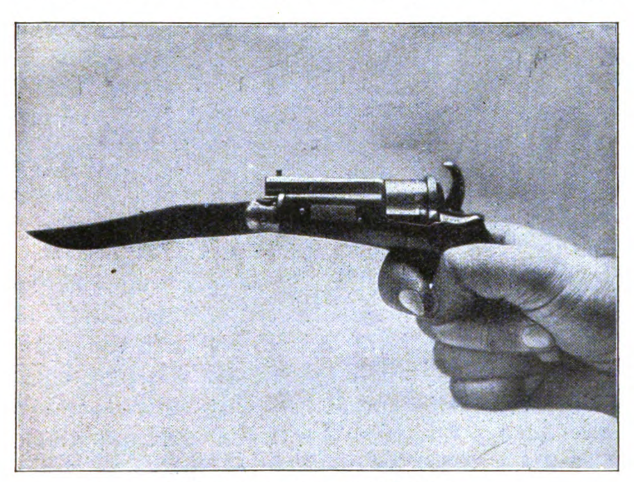


Hand einer Apachenbraut mit verkleinerten Schlagringen.

und mehr fest, durch einen Diebstahl geraten sie mit dem Gesetz in Widerspruch, und so erst einmal auf der schiefen Fläche stehend, gleiten sie tiefer und tiefer hinab, um schließlich in der Horde der Apachen unterzutauchen. Auch aus den verlotterten und fast tierisch lebenden Familien, die das Lumpensammeln betreiben und in den von Schmutz starrenden Gassen des Montmartres hausen, gehen viele Apachen hervor. Ferner

rekrutieren sie sich zum Teil aus jenen Jungen, die schon mit zwölf Jahren die Schule verlassen, als Ausläufer in die Geschäfte eintreten, Zeitungen verkaufen oder sich und ihren Eltern durch den Handel mit billigen Bedarfsartikeln einen Verdienst verschaffen, und die der Pariser unter dem Namen „Gavroches“ zusammenfaßt. Endlich gehen auch entgleiste Söhne von wohlhabenden und gebildeten Familien zuweilen zu den Apachen über.

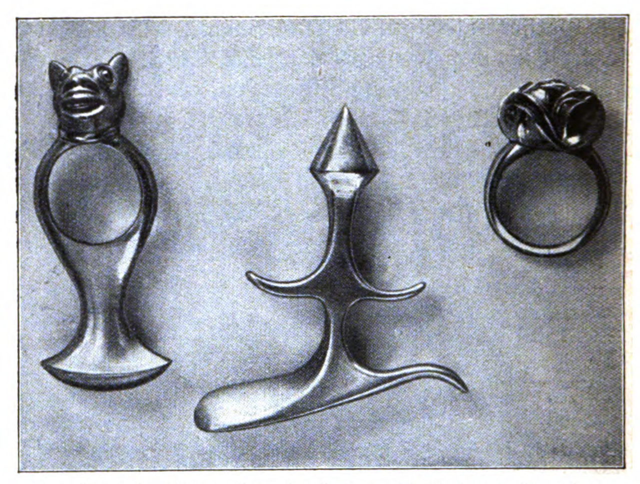
Ein besonderes Merkmal für die Apachen ist der Zusammenschluß zu kleineren Banden. Wie ein jeder Apache nach seiner körperlichen Beschaffenheit, seinen Liebhabereien oder sonstigen Eigenheiten einen Spitz-



Apachenrevolver mit Messer.

namen erhält, so führen auch die Banden bestimmte Namen. An der Spitze einer Bande steht ein erfahrener Leiter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, der die Neulinge schult und von allen Mitgliedern unbe-

dingten Gehorsam verlangt. So fest die Mitglieder einer Bande unter sich zusammenhalten, so entbrennt doch unter den einzelnen Banden oftmals eine Art Eifersucht, die sich unter Umständen zu erbitterter



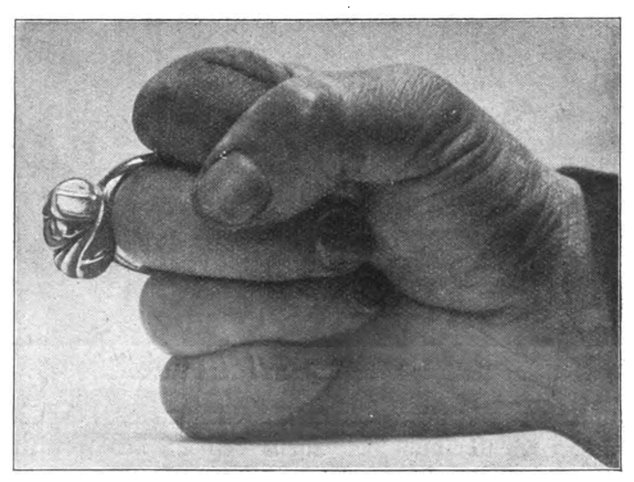
Apachenschlagringe: der Hund, der Stachel und die Rose.

Feindschaft steigern kann. Namentlich entspinnt sich dann ein erbarmungsloser Kampf zwischen zwei Banden, wenn sich ein Genosse der einen von einem Mitglied der anderen verraten glaubt. Bei der ersten Gelegenheit fällt man über sich gegenseitig her und greift sich mit Revolvern, Messern und Schlagringen an.

Fast ein jeder älterer Apache besitzt eine Braut, die er nach Kräften ausbeutet. Diese Bräute gehören zu dem Abschaum des weiblichen Geschlechts. Mit den Bräuten verbringen die Apachen die meiste Zeit in verrufenen Spelunken der äußeren Viertel, um sich in der Nacht auf den Beutezug in die innere Stadt zu

begeben und in einsameren Straßen an heimkehrenden Nachtschwärmern ihre Künste zu erproben.

Das Handwerkszeug, das die Apachen bei ihren Überfällen verwenden, ist ziemlich reichhaltig. Ein jeder Apache trägt einen Revolver bei sich, von dem er aber gewöhnlich nur gegen die Polizisten oder im Streit mit seinesgleichen Gebrauch macht. Der Schuß auf einen Nachtschwärmer kann leicht die Aufmerksamkeit der Schutzleute erregen, und außerdem kommt es den Apachen mehr darauf an, ihre Opfer nur zeitweilig unschädlich zu machen, um sie ausrauben zu können. Leistet der Angefallene unvermutet kräftigeren Widerstand und findet er Zeit, selbst den Revolver



Hand mit der Rose zum Schlag bereit.

auf seine Angreifer zu richten, dann feuert allerdings auch der Apache seine Schußwaffe ab. Manche der Revolver sind mit einem Messer versehen, so daß sie nach der Abgabe der Schüsse im Nahkampfe sogleich

als Stichwaffe verwendet werden können. — Vielfach stellen sich die Apachen ihre Angriffswaffen selbst her oder lassen sie sich von Genossen anfertigen. Wie unter den Einbrechern, so gibt es auch

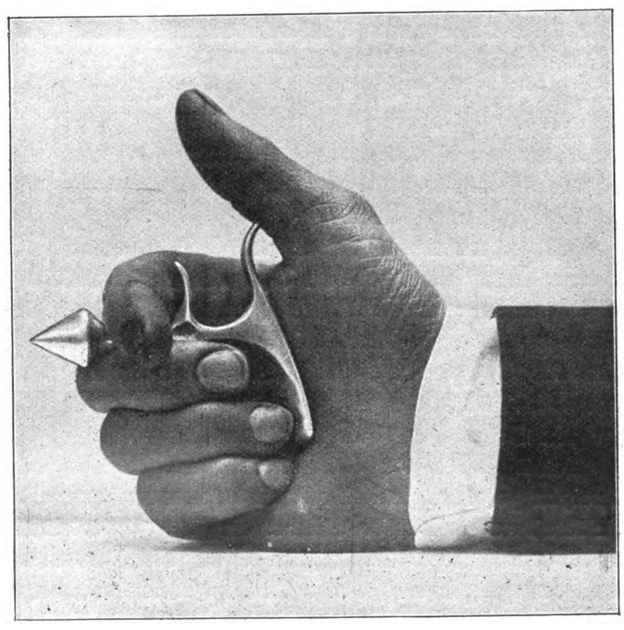


Hand mit der Rose und dem Hund.

unter den Apachen Leute, die ein gewisses Geschick in der Bearbeitung des Eisens besitzen, das Formen verstehen und auch zu gießen wissen. Sie sind es, die die hauptsächlichste Waffe der Apachen, die Schlagringe, herstellen. Einige Formen dieser Schlagringe, die nach ihrer Gestalt oder nach den Verzierungen benannt werden, sind besonders beliebt, wie der Hund, der Stachel und die Rose.

Mit verkleinerten Nachbildungen dieser Schlagringe beschenken die Apachen auch ihre Bräute (S. 202), die auf diese Auszeichnungen als Kennzeichen der Zugehörigkeit zu einer Bande nicht wenig stolz sind.

Der Angriff auf eine Person, die man berauben will, vollzieht sich nach einem bestimmten Plan. Man nennt dieses Manöver den „coup du père François“. Es gehören dazu drei Genossen. Zwei von ihnen



Der Stachel.

stellen sich so auf, daß der Nachtschwärmer an einem von beiden vorbeikommen muß. Dieser Apache knüpft dann mit dem Arglosen ein Gespräch an, der zweite Apache gesellt sich dazu, und will der Gestellte sich auf

eine Unterhaltung nicht einlassen, so beginnen sie einen Streit.

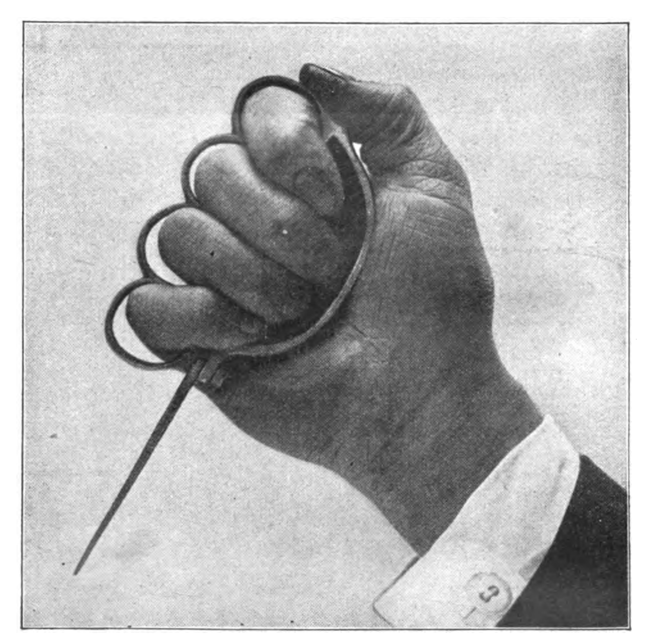
Währenddem naht sich der dritte Apache von hinten mit einer geflochtenen Lederschnur. Er wirft sie dem mit den beiden anderen Apachen beschäftigten Mann über den Hals, so daß sie vor dem Kehlkopf zu liegen kommt. Im nächsten Augenblick ist die Schnur auch schon zusammengedreht, der Apache wendet sich halb nach rechts oder links und hebt den Überfallenen mit einem Ruck wie einen Sack auf seinen Rücken. Die Zusammenschnürung des Kehlkopfes und der Schreck betäuben den Überraschten so, daß er kaum an Gegenwehr denkt. Ist er dazu doch noch imstande, so berauben ihn einige Schläge mit der Rose oder dem Hund auf den Kopf, die ihm die beiden vorderen Apachen erteilen, schnell des Bewußtseins.

Jetzt schreiten die beiden vorderen Apachen zur Ausraubung. Man leert dem Überfallenen die Taschen, reißt ihm Uhr und Uhrkette ab und zieht ihm die Ringe von den Fingern. Ist dieses geschehen, so läßt der dritte Apache das Opfer fallen, löst die Lederschnur, und alle drei Straßenräuber verschwinden mit der größten Geschwindigkeit.

Gewöhnlich ist der Überfallene gar nicht fähig, die Apachen zu verfolgen. Besitzt er dazu ausnahmsweise die Kraft und holt er die Räuber ein, so erhält er einen wuchtigen Schlag mit dem Stachel auf die Stirn oder man versetzt ihm auch einige Stiche mit einem Dolch, der sich aus einem besonders konstruierten Schlagring hervorschnellen läßt.

Eine etwaige Gefährdung ihres eigenen Lebens bei den Überfällen achten die Apachen gering. Ebenso machen die üblichen Bestrafungen auf sie keinen Eindruck. Den Tod auf der Guillotine bezeichnen sie spöttisch

als „letzten Kuß der Witwe“. Zeitweilige Freiheitsstrafen rechnen sie sich sogar zur Ehre an. Wiederholt hat man auf den Unterarmen von Apachen Tätowierungen aufgefunden, in denen in einer Umrahmung von Schlagringen und Messern die Freiheitsstrafen



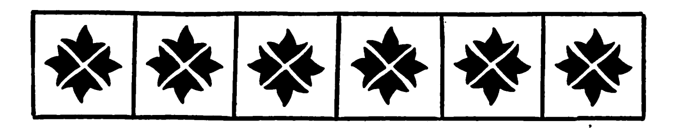
Apachenschlagring mit Dolch.

nach Datum und Dauer genau verzeichnet waren. Man hat deshalb auch schon daran gedacht, gegen die Apachen die Prügelstrafe einzuführen. Ihre gänzliche Gleichgültigkeit gegen die bestehenden Strafformen erklärt auch solche fast unglaublichen Vorfälle wie den, daß eine Horde von Apachen in einen Pariser Gerichtsaal eindrang, um einen angeklagten Genossen zu befreien.

Die Polizisten haben gegen das Apachenunwesen einen schweren Stand. Ihre Zahl ist in Paris durchaus unzulänglich. Meist befindet sich daher ein Schutzmann mehreren Apachen gegenüber, die im Kampf mit ihren gesetzlichen Widersachern keine Schonung kennen. Gelingt es einem Polizisten einmal, einen Apachen festzunehmen und zur Bestrafung zu bringen, so kann er außerdem sicher sein, daß die übrigen Mitglieder der Bande an ihm früher oder später Vergeltung üben.

Zur Eindämmung des Apachenübels ist daher zunächst eine wesentliche Verstärkung der Polizeitruppe nötig, damit die Banden besser überwacht werden und sich die Polizisten bei dem Vorgehen gegen sie wirksamen Beistand leisten können.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Selbstbeherrschung. — Zur Zeit des Krieges Napoleons I. gegen Spanien wünschte Prinz Murat, der damals den Oberbefehl über die französischen Truppen in Madrid hatte, einige wichtige Depeschen an den General Junot, der Lissabon besetzt hielt, abzufertigen. Das ganze dazwischenliegende Land war indessen von den spanischen Truppen unter dem Oberbefehl des Generals Castaños dicht besetzt und ein glattes Durchkommen so gut wie ausgeschlossen. Umwege würden aber die eilige Angelegenheit zu sehr verzögert haben, und selbst in den von Truppen unbesetzten Gegenden würde das Landvolk einen französischen Depeschenreiter nicht durchgelassen haben.

In dieser schwierigen Lage wandte sich Murat an den russischen Botschafter Stroganoff in Madrid, dessen Regierung damals Napoleon günstig gesinnt war. Stroganoff erklärte sich bereit, die Übermittlung der Botschaft unter russischem Schutze zu vollziehen.

Es traf sich, daß zu jener Zeit gerade der Admiral Siniawin im Hafen von Lissabon mit einer russischen Flotte vor Anker lag. An ihn wollte Stroganoff ein fingiertes Schreiben richten, womit sich dann der Bote Murats, den man in eine russische Uniform stecken wollte, als ein Kurier der russischen Botschaft legitimieren konnte. Immerhin erforderte die Art des Auftrages, dessen eigentlicher Inhalt nur in mündlicher Form aufgetragen werden konnte, die Absendung eines sorgfältig ausgewählten, intelligenten Boten.

Ein solcher ward in der Person eines jungen Ulanenoffiziers von dem Murat selbst attachierten Regimente gefunden. Er war erst achtzehn Jahre alt, aber bereits von er-

probter Tapferkeit und Umsicht, beherrschte sowohl die französische, als auch die deutsche, polnische und russische Sprache und stammte aus dem alten polnischen Adelsgeschlechte der Leszczynski. Er erhielt seine Instruktionen, ein Schreiben Stroganoffs an Admiral Siniawin, zog eine russische Kurieruniform an und ritt davon. Zwei Tage lang gelang es ihm, unbemerkt an spanischen Truppenabteilungen vorbeizukommen, am dritten wurde er angehalten, vom Pferde gerissen, entwaffnet und trotz seines Protestes in russischer Sprache, den natürlich niemand verstand, vor den General Castaños selbst geführt. Dieser Umstand sollte sich für ihn als sehr günstig erweisen, denn Castaños war als ein menschlich denkender Mann bekannt. Leszczynski sagte sich natürlich sofort, daß er, wenn er auch nur eine Spur davon merken ließ, daß er Französisch verstehe, unbedingt ein verlorener Mann sein würde.

Castaños eröffnete denn auch gleich das Verhör in französischer Sprache mit der Frage: „Wer seid Ihr?“

Leszczynski sah ihn an und antwortete deutsch: „Ich verstehe nichts!“ Castaños verstand zwar selbst Deutsch, es schien ihm aber zur Durchführung der Untersuchung besser, dies nicht zu zeigen, und er ließ deshalb einen Offizier weiterfragen. Leszczynski antwortete diesmal russisch und blieb dabei.

Nun wurde ein Bauer hereingeführt, der bei der Verhaftung Leszczynskis zugegen gewesen war und sofort behauptet hatte, er kenne den Gefangenen, es sei bestimmt ein Franzose. Auch vor Castaños blieb der Bauer bei dieser Aussage und erklärte, er sei vor einigen Wochen in Madrid gewesen, um requiriertes Stroh hinzufahren, das für die Kasernen der Hauptstadt bestimmt gewesen sei. Der junge Mensch da sei der gewesen, welcher ihm die Ladung abgenommen habe. Er erkenne ihn auf das bestimmteste wieder.

Leszczynski wurde es eiskalt bei dieser Aussage, denn auch er erkannte den Bauern tatsächlich wieder. Dennoch brachte er es über sich, ohne Bewegung zu zeigen, lächelnd die Aussage für einen Irrtum zu erklären. Es sei wohl möglich, daß ihn der Bauer gesehen habe, jedoch nie und nimmer als französischen Soldaten.

Castaños ließ den jungen Mann abführen und in ein Kämmerchen sperren, das scharf bewacht wurde. Leszczynski hatte, als sich die Türe seines Gefängnisses hinter ihm schloß, seit vielen Stunden keinen Bissen mehr zu sich genommen und sank deshalb fast ohnmächtig auf das Strohlager.

Er mochte etwa zwei Stunden so gelegen haben, als er von dem Klange einer Stimme erwachte.

Neben ihm stand ein junges Mädchen, das ihn sanft in französischer Sprache fragte: „Wollt Ihr vielleicht etwas essen, lieber Freund?“

Leszczynski war schon im Begriff, sich aufzurichten und freudig zu antworten, da fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß das eine Falle sein könnte, und wie schlaftrunken aufblickend, erwiderte er nur auf deutsch: „Was willst du von mir?“

Als Castaños dieser Erfolg der Probe hinterbracht wurde, befahl er, um ganz sicher zu gehen, noch eine zweite Probe. Man gab nun dem Kurier zu essen, führte ihn dann auch aus seinem Kerker heraus, aber nur, um ihn jetzt in ein feuchtes, finsteres Loch zu sperren. Des jungen Mannes Müdigkeit bewirkte, daß er trotzdem bald einschlief. Abermals weckte ihn eine Stimme, diesmal die eines Mannes, der ihm zuflüsterte: „Steht auf, ich will Euch retten, ich bin ein Landsmann von Euch und jetzt hier seit langen Jahren im Städtchen. Draußen steht Euer Pferd gesattelt!“

Leszczynski schwankte diesmal nicht einen Augenblick, er wußte sofort, daß auch dies nur eine Falle war, und antwortete nur auf deutsch: „Was wollt Ihr — ich verstehe nichts!“

Castaños war nun gewillt, den Gefangenen sofort freizulassen, aber seine Offiziere bestanden noch auf der letzten und schwersten Probe. Am nächsten Morgen wurde deshalb Leszczynski abermals vor ein Kriegsgericht geführt, dem Castaños präsidierte. Man gab ihm einen deutschen Dolmetscher, und dieser mußte die Frage an ihn richten: „Liebt Ihr, da Ihr kein Franzose seid, die Spanier?“ Ohne Besinnen antwortete Leszczynski: „Ja, ich liebe die spanische Nation, weil sie ihr Vaterland so glühend verteidigt.“

„General,“ übersetzte der Dolmetscher verabredetermaßen

in französischer Sprache, „er sagt, daß er uns hasse, weil wir den Krieg führten wie eine Horde von Bluthunden, daß er uns verachte und nichts sehnlicher wünsche, als daß unser ganzes Volk nur einen Kopf hätte, damit er mit einem Streiche diesen entsetzlichen Kampf beendigen könnte.“

Während dieser Worte belauerten die Blicke aller Anwesenden mit grimmiger Aufmerksamkeit die leiseste Regung in dem Gesichte des Gefangenen, um die Wirkung dieser Übersetzung zu erspähen.

Leszczynskis Augen aber hafteten ruhig auf den Offizieren, als ginge ihn die ganze Sache nicht das geringste an.

„Meine Herren,“ begann Castaños aufstehend, „der Bauer hat sich ganz sicher getäuscht, das ist nun erwiesen. Der Mann hier ist gewiß kein Franzose. Er ist gänzlich unverdächtig.“

Damit war endlich Leszczynskis Schicksal entschieden. Er erhielt sofort seine Papiere, seine Waffen und sein Pferd zurück, dazu einen Freipaß von Castaños und kam unangefochten nach Lissabon.

In der Schlacht bei Aspern fiel der Kurier Murats als Hauptmann auf dem Felde der Ehre. Seine Geschichte ist historisch verbürgt, und selten dürften wohl der Selbstbeherrschung eines Menschen schwerere Prüfungen auferlegt worden sein als hier. O. Th. St.

Aus einem alten Doktorbuch. — Der im Jahre 1537 zu Nürnberg verstorbene Arzt Doktor Sebastian Neumayr hat ein Rezeptbuch hinterlassen, in dem sich unter dem Titel: „Hausapotheken für Vieh und Leute“ folgende „probate Hausmittel“ aufgezeichnet finden: 1. Wider das Kopfwehe: Nimm Hauswurzel, zerknirsche sie und lege sie über die Stirn ins Genick. — 2. Wider das Kopfwehe von Trunkenheit: Esse etliche bittere Mandel, oder trinke, ehe du ins Bethe gehest, einen guten Trunk frisch Wasser. Oder esse frühe 2 oder 3 Stücklein Ingwer. — 3. Wider den Rausch: Esse frühe bittere Mandeln, oder trinke einen Löffel voll Baumöl, so wirst nicht leichtlich rauschig. Wer aber schon trunken ist und gern bald will wieder nüchtern seyn, der trinke einen guten Trunk Essig. — 4. Wider die Hauptflüsse: Warmer Essig im Mund gehalten, befestiget die

wackelnden Zähne und wehret den herabfallenden Hauptflüssen. Oder Kümmel und Lorbeer gestoßen und auf das Haupt gelegt, ist gut für kalte Füße. — 5. Für schwachen Kopf: Nimme weißen Kümmel in ein Säcklein, lege es auf das Haupt, es hilft gewaltig. — 6. Für den Schwindel: Bestreiche das Haupt mit Lavendelwasser. Oder käue öfters im Mund Kümmel, Coriander oder Zibeben, behalte sie auch eine Weile darin. — 7. Für den Schlag: Esse alle Morgen etliche wenige Senfkörner nüchtern, so bist du sicher für den Schlag. — 8. Wann einer vom Schlage berühret: Dann bestreiche die Nase und Nacken mit Agsteinöl, und gib ihm zwei Löffel voll gutes Schlagwasser ein. Oder bestreiche ihm die Nase, Schläf und Puls mit Schlag-Balsam, reibe ihm auch die Arme und Beine mit warmen Tüchern, so mit Agstein beräuchert worden. — 9. Für die Gicht: Nimm Hasenfett und schmiere dich damit warm. Oder thue Regen-Würm in ein Glas, verbinde es mit einem Leder, setze es 11 Täg in einen Ameisenhauffen, so wird ein Oel daraus, darmit salbe den Nabel. — 10. Der in Ohnmacht lieget: Diesem streiche Essig in die Nase, und an die Schläfe, reibe ihm auch die Fußsohlen darmit. — 11. Schlaf-Mittel: Anis-Saamen gekauet, befördert den Schlaf und machet gute Träume. — 12. Für die Husten: Wachholder-Beer in Wein gesotten und getrunken. Oder Alantwurzel zu Pulver gemacht und mit Hönig eingegenommen. Oder Aniß mit Hönig eingenommen. Oder Kümmel mit Feigen in Wein gesotten und getrunken, stillet die Husten und räumet die Brust. — 13. Für das Sausen in den Ohren: Nimm bitter Mandel-Oel, tröpfle es in die Ohren. — 14. Für die Würmer in Ohren: Thue Wehrmutsaft oder bitter Mandel-Oel darein; oder auch deinen Speichel. — 15. Für das üble Hören: Ein wenig Wachholderöl auf Baumwolle gegossen und in die Ohren gethan, das Quirin-Oel ist auch sehr gut; wie auch Wegerich-Wasser in die Ohren gethan. — 16. Klare und helle Augen zu machen: Thue Wehrmutsaft in die Augenwinkel. Oder schmiere die Augen öfters mit frischen Wasser, oder mit weißen Rosenwasser oder mit Augentrostwasser oder mit blau Kornblumenwasser. — 17. Wider das Nasen-Blutten: Rautensaft oder Zwibeln mit Essig in die Nasen gethan, so

wird selbes gestillet. Oder schlage gedoppeltes Tüchlein mit kalten Wasser um den Hals. Oder henge einen Blut-Stein an den Hals, oder halte ihn in der Hand so lange bis er erwarmet. Oder thue Tormentillpulver in die Nasen; das sicherste Mittel ist, so du von einem Pirkenschwamm ein Schelf herabschneidest, frisch Wasser in Mund nimmst und den Schlaf bei dem frischen Ort für das Nasen-Loch haltest, ist auch ein bewährtes Mittel in denen Wunden das Blut zu stillen. — 18. Gute Zähn zu machen: Brombeerblätter in Wein gesotten, den Mund damit gewaschen, machet die lose Zähn fest und säubert den faulen Mund. — 19. Für den Scharbock im Mund: Nimm Hechtenzähne, Alaun, Schneckenhäuser, gleich viel, brenne es auf einem Dachziegel, stoß es klein zu Pulver, reibe die Zähn oft. Es hilft wunderbarlich. — 20. Wider das Zahnwehe: Knoblauch mit Essig gesotten, und im Mund gehalten, ist das beste Mittel für das Zahnwehe, so von Kälte herkommet. Oder käue Bertram-Wurzel in dem Mund, oder halte Lavendelwasser oft im Mund. — 21. Wider des Zahnwehe: Jsop mit Wasser und Essig gesotten, und also warm in dem Mund gehalten. Oder Hirschhorn geschabet, und mit Wein begossen, laulicht auf die Zähn gehalten. — 22. Wider das Zahnwehe in hohlen Zahn: Stecke ein Stücklein Bertram-Wurzel hinein. Es soll gewißlich helfen. — 23. Die Zähne schön und weiß zu machen: Nimm Bimsenstein, Hirschhorn, Fischbein, rothe Corallen, gleich viel, stoße es zu Pulver, und reibe die Zähne darmit. — 24. Für einen bösen Hals: Salbey in Wein oder Bier gesotten und getrunken. Oder zerreibe Hönig mit Wasser, und gurgle dich öfters darmit. — 25. Wider den Sod: Kaue Süßholz, sauge den Saft daraus und schlucke ihn allgemach hinunter. Oder esse nach der Mahlzeit 5 oder 7 bittere Mandelkern, oder einen frischen Apfel. — 26. Für einen geschwollenen Hals: Siede Camillen in Essig, und lege sie warm um den Hals. Oder stoß ein Schwalben-Nest klein, siede es in Wein wie einen Brey, und lege es warm über. — 27. Für das Herzbrennen: Nimm täglich 5 oder 6 Messer-Spitzen voll Hirschhorn, und meide den Wein gänzlich. — 28. Wider das Herzgespan junger Kinder: Schmiere sie an der Herz-Gruben und

Fußsohlen mit weißer Gans-Fette. — 29. Zur Reinigung der Lunge: Beyfuß in Wein oder Bier gesotten, und getrunken, öffnet die verstopften Adern, und säubert die Lunge. — 30. Wider die Gelbsucht: Gänskoth ein halb Quintel in Wein eingenommen und das öfters.

Vielleicht versucht es jemand, ob diese alten Hausmittelchen auch jetzt noch wirken? F. Gruner.

Dressurgrausamkeiten. — In Indien, der Heimat des Elefanten, dieses stärksten, gewaltigsten und klügsten Tieres der Welt, ist die Zähmung des eingefangenen wilden Elefanten zum Haus- und Lasttier des Menschen so alt wie die Kultur. Merkwürdigerweise aber erfolgen Zähmung und Dressur der eingefangenen wilden Elefanten unter dem Beistand zahmer Tiere, die ihre ungebärdigen, verzweifelten Genossen so zu beschwichtigen wissen, daß das wildeste Tier sich im Verlauf weniger Tage mit seinem Schicksal aussöhnt.

Allmählich bequemt sich dann auch der Gefangene dazu, die ihm von dem Kornak, seinem Führer, mit schmeichelnden Worten dargebotene Nahrung anzunehmen. Sollte er aber in einem Anfall von Freiheitsdrang und Rachsucht mit seinem kräftigen Rüssel nach dem neuen Herrn schlagen, so trifft er stets die ihm entgegengehaltenen Eisenspitzen des Führerhakens, die ihm in sehr deutlicher Weise begreiflich machen, daß ihm seine Wutausbrüche gegen den Dressurhaken nur Schmerzen bereiten. Und der letztere ist scharf. Nicht mit Unrecht sagt ein indisches Sprichwort: „Des Weibes Zunge ist so scharf wie ein Elefantenhaken!“

Klüglich fügt sich der Elefant also seinem Herrn und Ernährer und kann schon nach kurzer Zeit zu Arbeiten herangezogen werden, trägt ungeheure Lasten, zieht die größten Lastwagen und in neuerer Zeit sogar die Kanonen der britischen Unterjocher. Dabei ist das merkwürdigste, daß das mächtige Tier seinem strengen Herrn mit der Treue eines anhänglichen Hundes ergeben ist.

Auf diese rührende Treue baut nun auch der europäische und amerikanische Berufsdresseur seine Kunst. Ohne Grausamkeit aber gibt es keine Dressur! Und es ist geradezu un-

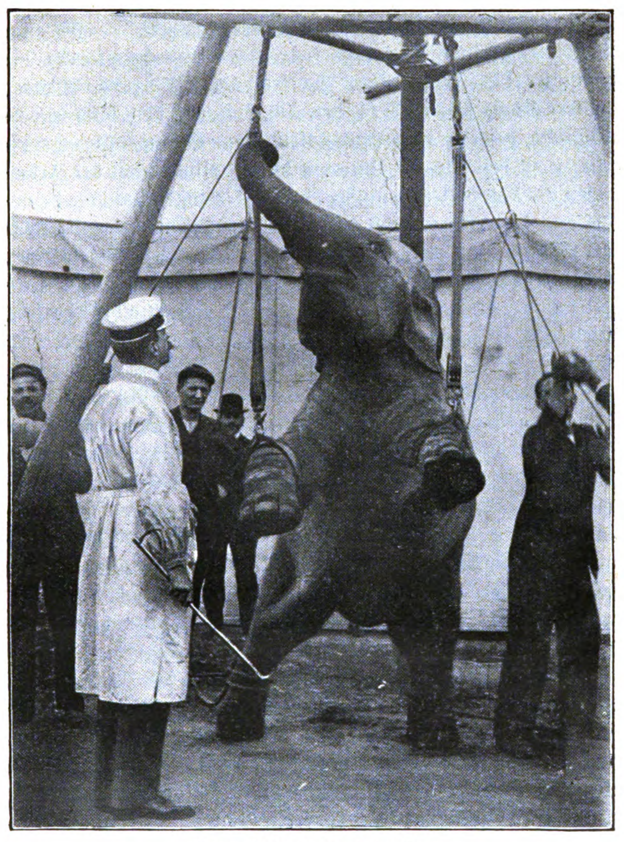
glaublich, welches Maß von Grausamkeit besonders der Elefant seinem Herrn verzeiht. Selbst der Hund würde hier versagen, und ich würde keinem Löwenbändiger raten, bei seinen Kollegen von der Elefantendressur in die Schule zu gehen.

In einer amerikanischen Zeitschrift behauptete einmal ein verärgerter Dresseur, daß die Tiere nicht trainiert, sondern förmlich in die Kunststücke hineingestoßen, geschleift, gewürgt und dabei „oft auf das schrecklichste gemartert“ würden. „Will man,“ so sagt er wörtlich, „einen Elefanten dazu bringen, sich niederzulegen, so schlägt man einen scharfen Eisenhaken in seine Haut und beschwert denselben so lange mit Gewichten, bis der Haken durch das dicke Fell in das empfindliche Fleisch einschneidet, das Blut emporspritzt und endlich bei immer größerer Beschwerung und immer tieferem Einschneiden das Tier zu Boden zieht, weil sein Schmerz unerträglich geworden ist.“ Das mag übertrieben klingen, allein die schwere Peitsche des Dresseurs hat in der Tat am dicken Ende einen spitzen Stachel und einen scharfen Haken, mit denen er das Tier, dessen Haut gegen Peitschenhiebe unempfindlich ist, zur Arbeit oft bis aufs Blut quält.

Unser Bild zeigt, wie einem „rohen“ Tier der Hochstand auf den Hinterbeinen mittels Flaschenzug und Dressurhaken angelernt wird. Macht es Miene, mit Gewalt niederzugehen, trotz des kleinen Hakens, der in seinem Rüssel steckt und der mit einer dünnen Schnur regiert wird, so wird es an den Vorderbeinen aufwärts gestachelt. Das gleiche ist der Fall beim Hochstand auf den Vorderbeinen. Hier werden die Hinterbeine so lange „bearbeitet“, bis das Tier in die Höhe geht. Mit einem Wort, das Tier wird gestachelt, sobald es hochgehen, und mit dem scharfen Haken gerissen, sobald es niedergehen oder sich niederlegen soll. Ohne barbarische Mißhandlungen geht das natürlich nicht ab. Aber das arme Tier lernt so schnell, daß diese Quälereien bald unnötig werden.

Alles hat aber seine Grenzen, die Langmut und die fabelhafte Treue des intelligenten Dickhäuters nicht ausgenommen. Als vor einigen Jahren ein Dresseur von einem Elefanten einer bekannten Menagerie zu viel verlangte, stampfte ihn

das sonst gutmütige Tier zu Brei. Das weiß auch der zielbewußte Dresseur, der nach der Arbeit mit seinen Tieren



Ein Elefant in Dressur.

spielt, sie liebkost und sie für das Geleistete belohnt. Ein schlechter Dresseur, der mehr aus seinen Tieren herausholen will, als sie leisten können!

Und der Elefant gibt viel, denn er ist gelehrig wie ein Pudel, außerordentlich klug und trotz seines massigen Körpers gelenkig und flink. Aber seine „Lehrjahre" sind nicht leicht. W. F.

Der Prinz von Wales in Geldverlegenheit. — Wie eine Londoner Zeitung erst jetzt auszuplaudern wagt, wurde im Sommer des Jahres 1872 der damalige Prinz von Wales, spätere König Eduard VII. von England, von dem brennenden Wunsche beseelt, das Schlachtfeld von Sedan mit eigenen Augen zu besichtigen. Um aber die Empfindlichkeit der Franzosen nicht zu verletzen, mußte er dies Verlangen streng geheimhalten. So reiste er denn allein und im tiefsten Inkognito nach der Stätte seiner Sehnsucht, wanderte das ganze Gelände ab, vergegenwärtigte sich die Stellungen der Heere und alle Einzelheiten der blutigen Kämpfe, die hier stattgefunden hatten, trieb also eingehende kriegsgeschichtliche Studien an Ort und Stelle.

Da nun aber Prinzen nicht daran gewöhnt sind, ohne Gefolge zu reisen, und da ihnen die materielle Seite der Sache stets von ihren Adjutanten abgenommen wird, mußte der Thronerbe Englands zu seinem Leidwesen bald die höchst unangenehme Entdeckung machen, daß er sich nicht hinreichend mit Geldmitteln versehen hatte. Er hätte entweder seine Hotelrechnung schuldig bleiben oder die Rückreise mindestens bis zur nächsten größeren Stadt in Belgien zu Fuße machen müssen, um sich nach dorthin telegraphisch Geld zur Weiterreise zu bestellen. Eines war so unangenehm wie das andere.

Da half sich der Prinz auf eine Weise aus der Verlegenheit, die gewöhnliche Sterbliche dann und wann auch als Nothelfer in Anspruch nehmen: er ging zu einem Pfandleiher in Sedan und versetzte seine kostbare Uhr. Es mag ihm ein saurer Gang gewesen sein. Das erwähnte Londoner Blatt meldet auch nicht, ob er sein Pfandstück je wieder eingelöst hat; jedenfalls aber konnte er nun unbehelligt nach Hause fahren. C. D.

Die Luftwurzeln der Orchideen. — Wir haben von unseren heimischen Pflanzen her die Vorstellung, daß die Wurzeln in das Erdreich eindringen müssen, ohne dasselbe nicht dauernd existieren können und nur in ihm ihre Aufgaben zu erfüllen

vermögen. Aber es kommen bei einer der interessantesten Pflanzenfamilie, der der Orchideen, die gegen 9000 Arten umfaßt, Wurzeln vor, die sich nie oder nur ausnahmsweise in den Boden hinabsenken.

Jeder wird schon im Schaufenster eines Blumenladens oder in einem Warenhaus eine Orchidee beobachtet haben, die auf einem Aststück saß und von der die Wurzeln frei in der Luft herabhingen. Das sind Wurzeln, die das Erdreich nicht aufsuchen, sondern, von wenigen Ausnahmen abgesehen, beständig in der Luft verbleiben. Man bezeichnet sie deshalb auch als Luftwurzeln.

Die Aufgabe dieser Wurzeln ist eine doppelte. Während die Spitze der Wurzel einer Orchidee, die auf einem Baumast angesiedelt ist, wächst, verflachen sich ihre Zellen, legen sich fest an die Borke an und verwachsen mit ihr. Die Wurzel dient also jetzt als Haftorgan. Später aber wächst die Wurzelspitze über den Ast hinaus und setzt nun beständig rundliche Zellen an, die sich zu weißlichen Fäden, den eigentlichen Luftwurzeln, aneinander reihen. Bei manchen Orchideen werden die Luftwurzeln so massenhaft gebildet, daß sie als dichte Büschel in der Luft herabhängen. Diese Wurzeln sind auf der Außenseite mit einem Mantel durchlöcherter Zellen umgeben, in die die Luft eindringt. Die Wurzelhülle, wie man den Mantel nennt, ist also porös, ähnelt darin einem Badeschwamm und betätigt sich auch wie ein solcher. Regen- oder Tautropfen, die mit der Wurzelhülle in Berührung kommen, werden von ihr sofort aufgesaugt, und das Wasser wird dann an die inneren Zellen weitergegeben. Die Luftwurzeln verschaffen also den Pflanzen das zu ihrer Existenz unbedingt nötige Wasser.

Aber mit dieser Art von Wasserversorgung wäre den Pflanzen nur wenig gedient, denn in vielen Tropengegenden regnet es nur äußerst selten und in manchen sogar jahrelang nicht. Die auf Bäumen wachsenden Überpflanzen würden demnach trotz der Luftwurzeln verdursten, wenn diese nicht zugleich auch die Fähigkeit besäßen, der vom Boden aufsteigenden feuchten Luft den Wasserdampf zu entreißen. Durch die erwähnten winzigen Löcher der Wurzelhüllezellen dringt die wasserdampf-

haltige Luft ein, und ihr Wasserdampf wird nun im Inneren der Zellen durch Abkühlung zu Tröpfchen verdichtet, die von dem tieferen Zellengewebe aufgesaugt werden. Durch Experimente hat man nachweisen können, daß bei uns gehaltene Orchideen, die aus trockener Luft in feuchte versetzt werden, durch die Luftwurzeln innerhalb 24 Stunden 8 bis 15 Prozent ihres Gewichts an Wasser aus der Luft entnehmen.

Unter bestimmten Umständen besitzt die Wurzelhülle auch noch die Fähigkeit eines Schutzorgans. In den stärksten Trockenperioden, wenn die Luft wasserdampffrei ist und die inneren Teile der Luftwurzeln in Gefahr sind, durch Austrocknung zugrunde zu gehen, schrumpft die Wurzelhülle zu einer papierähnlichen Masse zusammen, wird so zu einer Schutzdecke und verhindert das Absterben des tieferen, empfindlichen Wurzelgewebes.

Bei der großen Mehrzahl der Orchideen bleiben die Luftwurzeln zeitlebens in der Luft hängen. Bringt man sie in die Erde, so vermodern sie alsbald. Bei einer Gruppe von Orchideen aber verlängern sich die Luftwurzeln bis zum Boden und dringen in ihn ein, um sich nun ganz wie gewöhnliche Wurzeln zu verhalten. In diesem Fall aber wird die Wurzelhülle abgestoßen. Th. S.

Ein Schlüssel zum Schatze der Inkas. — Bekannt ist es, daß die Inkas von Peru ungeheure Schätze besaßen, von denen nur ein kleiner Teil in die Hände der spanischen Eroberer fiel. Lange hatte man vermutet, daß das größte dieser Schatzhäuser in den Urwäldern der Anden bei Lima in Peru liege. Bei dem Versuche, es aufzufinden, haben Hunderte von Schatzgräbern ihr Leben geopfert, Hunderttausende von Mark sind dabei verschwendet worden.

Jetzt aber glaubt, wie eine englische Zeitschrift schreibt, die Regierung von Peru, die sich dabei auf die Meinung hervorragender Archäologen stützt, in einer unheimlichen, alten Bildsäule, die jahrhundertelang im Kloster des Sankt Augustin zu Lima gelegen hat, einen Schlüssel zu den Schätzen der Inkas gefunden zu haben. Diese Bildsäule stellt den Tod dar, der mit Pfeil und Bogen bewaffnet ist. Die Gelehrten meinen,

daß diese Statue zu einer Reihe von Zeichen gehörte, die als Wegweiser zu den geheimen Verstecken dienten, und daß, wenn man sie wieder an dieselbe Stelle bringen könnte, an der sie die Spanier gefunden haben, ein Pfeilschuß, der unter demselben Winkel, wie ihn der Bogen zeigt, und mit derselben Spannung, wie sie die Bogensehne auf der Bildsäule hat, abgegeben würde, genau dort niederfallen müßte, wo der Eingang zum Schatzhause sich befinde.

Man glaubt auch, daß sich in der Bibliothek des Klosters noch Schriften vorfinden werden, aus denen hervorgeht, wo die Statue gefunden wurde, und die auch den Schatzsuchern bei ihrer interessanten Arbeit manchen Anhalt geben könnten.

Diese Bildsäule des Todes oder „del muerte", wie sie genannt wird, galt den Mönchen des Klosters lange als ein Gegenstand abergläubischen Schreckens. Eine Sage ging, daß einer der ersten spanischen Mönche diese Holzfigur geschnitzt und in ihr alle Legenden, die die Ureinwohner Perus über den Tod hatten, verkörpert hätte. Das Kloster selbst stammt aus den Zeiten der spanischen Eroberung und wurde von Mönchen gegründet, die Pizarro auf seinem Zuge begleiteten.

Die Archäologen und Gelehrten, die die Bildsäule untersucht haben, sind einstimmig der Ansicht, daß sie eine altindianische Arbeit von ganz hervorragender Bedeutung ist. Die Figur wurde aus einem Holze geschnitzt, das so hart wie Eisen geworden ist. Bogen und Pfeil sind aus gehärtetem Kupfer. Der Pfeil scheint vom Bogen getrennt zu sein, und es ist nicht unmöglich, daß eine versteckte Feder ihn von der gespannten Sehne fortschnellen könnte.

Zahlreiche Sagen gehen in Peru über den ungeheuren Reichtum der Inkas von Mund zu Munde. Sie erzählen von Riesensmaragden, die so groß wie Menschenköpfe sein sollen, von Schilden und Sonnenrädern, die aus Gold und Edelsteinen gemacht seien, und von zahllosen Tonnen Goldstaubs, welche Schätze irgendwo in den Anden verborgen sein sollen. Ein Engländer, der fünfzehn Jahre lang unter den Indianern Perus gelebt hat, machte zuerst darauf aufmerksam, daß diese Bildsäule wohl den Schlüssel zu dem großen Geheimnisse in



sich bergen könnte. Er wußte, daß unter den Indianern seit Jahrhunderten eine Sage ging, die von einer wunderbaren Bildsäule erzählte, die die alten Herrscher errichtet hätten und die den Weg zu ihren verborgenen Schätzen weisen sollte.

„Wo der Pfeil niederfällt, dort liegt der Schatz der Inkas,“ hatten die Häuptlinge ihm gesagt, aber was für ein Pfeil das war, und welche Bildsäule das sein sollte, konnten sie ihm merkwürdigerweise nicht sagen. Die Erinnerung an das alte Holzbild im Kloster war ihnen vollständig entschwunden. Der Engländer aber, der die Bildsäule gesehen, brachte sie mit der Sage in Verbindung, und seinen Bemühungen gelang es, die Regierung zu veranlassen, ihm zu gestatten, im Kloster nachforschen zu dürfen, ob sich noch ermitteln läßt, von wo dieses Holzbild dorthin kam. Kann man nicht ermitteln, an welcher Stelle und wie es dort stand, dann sollte man meinen, daß die Aussichten der Schatzgräber recht trübe sind, Schatzgräber sind jedoch immer sehr optimistisch.

Die Bergwerke und Paläste der Inkas galten ebenso wie die Montezumas als geheiligt, und Tod und Folter drohten dem, der widerrechtlich dort einzudringen wagte. Bemerkenswert ist es, daß auch die alten Ägypter in ihren Gräbern Verstecke bauten und dort Wertsachen, die der im Grab ruhenden Mumie besonders teuer gewesen waren, verbargen. Figuren, die mit Messer oder Spieß bewaffnet waren, bewachten diese Verstecke, und sie waren so aufgestellt, daß, wenn eine Hand in die Nische fuhr, um sich des Schatzes zu bemächtigen, eine Feder sich auslöste und die vergiftete Waffe die Hand durchbohrte.

Die alten Ägypter und die Ureinwohner von Südamerika und Mexiko hatten vieles Gemeinsame, und es wäre auch gar nicht so verwunderlich, wenn dieses Holzbild irgendwann einmal etwas mit verborgenen Schätzen zu tun gehabt hätte.

Vor kurzem erst hat die Entdeckung von Masken und Gebrauchsgegenständen in vollendet künstlerischer Ausführung, die vor mindestens fünftausend Jahren vor Christo von den geheimnisvollen Chimu, die damals Peru bevölkerten, gefertigt wurden, uns gezeigt, welch hohen Stand der Zivilisation diese Völker bereits erreicht hatten. J. C.

Abgeführt. — Der unter den deutschen Klassikern genannte Schriftsteller Adolf v. Knigge (1752—1796), Verfasser des bekannten, einst vielgelesenen Buches „Über den Umgang mit Menschen“, war in seinen jüngeren Lebensjahren als Assessor im landgräflichen Finanzkollegium in Kassel tätig, wodurch er auch Zutritt zu den geselligen Veranstaltungen der Hofgesellschaft erlangte. Dabei ließ er seiner spöttischen Laune öfters recht freien Lauf, wodurch er zwar häufig den Beifall der lachlustigen Hofgesellschaft erntete, anderseits aber auch wegen seines beißenden Witzes, vor dem sich niemand sicher fühlen konnte, gefürchtet war und sich manche Feindschaft zuzog.

Einst brachten die amtlichen Kuriere, die durch Wien und Frankfurt a. M. gereist waren, die Nachricht von dem Ausbruche kriegerischer Absichten der Türkei gegen Österreich mit, bei welchem Anlasse fanatische Muselmänner in Konstantinopel nach alter Sitte am 10. Mai, dem höchsten mohammedanischen Feiertage, um den Geist des Propheten zu versöhnen, einen Juden neben einem Esel lebendig begraben hätten. Der Sage nach soll nämlich Mohammed an den Folgen eines Giftes gestorben sein, welches ihm eine jüdische Frau allmählich in den Speisen beizubringen gewußt habe.

Während man sich nun in der Hofgesellschaft über diese Neuigkeiten unterhielt, rief Knigge aus einem Kreise von Damen heraus dem bei Hofe wegen seiner geschickten Finanzoperationen sehr geschätzten Oberhofagenten Fridel, einem Israeliten, die Worte zu: „Wie gut war es doch da, Herr Oberhofagent, daß Sie am 10. Mai nicht in Konstantinopel waren!“

„Gewiß,“ entgegnete Fridel gelassen, „war das ein Glück für mich. Aber auch für Sie, Herr Baron, war es recht gut, daß Sie an jenem Tage nicht dort, sondern hier in Kassel waren.“

„Wieso denn für mich?“ fragte nun Knigge betreten. „Ich bin ja doch kein Israelit!“

„Allerdings nicht, aber Sie vergessen, daß in Konstantinopel außer dem Juden noch jemand begraben wurde.“

Stürmisches Beifallsgelächter der gesamten Hofgesellschaft belohnte diese treffende Abfertigung des gefürchteten Witzboldes. R. v. B.

Staubsaugeapparat „Richmond“. — Die Nachfrage nach einem praktischen Staubsaugeapparat ist heute eine sehr be-



Staubsaugeapparat „Richmond“.

deutende, nachdem festgestellt ist, daß der Staub unzählige Krankheitserreger enthält, die das Leben des Menschen be-

drohen, und nachdem die Forderung der Gesundheitspflege, ein staubfreies Heim zu schaffen, Eingang in alle Kreise gefunden hat. Die Technik hat nun eine große Anzahl derartiger Apparate geschaffen. Staubsaugeapparate mit Handbetrieb sind zwar billig, in ihrer Saugwirkung jedoch unzulänglich, auch werden große Anforderungen an die Kräfte der bedienenden Personen gestellt. Die bisher elektrisch betriebenen Apparate sind zu teuer, unhandlich und schwer zu transportieren, so daß hier Abhilfe notwendig war, eine Aufgabe, welche die Staubsauger-Verkaufsgesellschaft m. b. H. in Berlin SO 16, Köpenicker Straße 108, praktisch durch den Apparat „Richmond“ gelöst hat.

Diese Apparate sind billig zu beschaffen und leisten trotzdem mehr wie andere derartige Staubsauger. Sie sind aus nur gutem Material, erfordern keine Reparaturkosten, werden elektrisch betrieben und sind ohne Kraftanwendung von jedem Kind zu bedienen. Sie verursachen in der Stunde nur drei bis vier Pfennig Ausgaben für Stromverbrauch, sind leicht zu transportieren und bequem zu handhaben, da sie nur etwa fünf Kilo wiegen, denn die Hauptteile sind aus Aluminiummetall konstruiert.

Die Apparate entfernen den Staub aus Teppichen, Vorhängen, Polstersachen, Matratzen, Bücherschränken, Hüten usw., überhaupt aus allen Höhen und Winkeln, sie reinigen ferner Linoleum oder Parkettfußböden, Lambrequins, Treppenläufer, und alle diese Gegenstände brauchen nicht entfernt und transportiert zu werden.

Eine weitere hübsche Verwendung der Richmondapparate besteht darin, daß man sie zum Trocknen des Haares benützen kann, ein Vorzug, den unsere Hausfrauen gewiß schätzen werden. P. R.

Das gestörte Leichenmahl. — Der französische Oberst Moll geriet im Kongogebiet unter einen Kannibalenstamm, dessen Häuptling eben gestorben war. „Die Trauerfeier,“ erzählte er, „sollte beginnen. Die Frauen des Verschiedenen standen trauernd beisammen, ihr ganzer Körper war mit Maniokmehl dicht bedeckt, sie sahen so weiß aus wie Fische, die in die Brat-

pfanne sollen. Man lud mich ein, am Leichenschmause teilzunehmen, und als ich fragte, was es zu essen gäbe, wies man auf die in Mehl gebadeten Witfrauen. Nun begriff ich den Ausdruck trostloser Verzweiflung in den Mienen der panierten Damen. Ich lehnte die Einladung energisch ab und erklärte, daß ich mich mit aller Kraft dieser Hinopferung der Witwen widersetzen würde.

Der Koch konnte das nicht begreifen, ganz verzweifelt lief er umher und wiederholte ein übers andere Mal: ‚Was soll ich nun den Gästen vorsetzen?' Ich gab ihm zum Ersatz ebensoviel Ochsen, als er Witwen schlachten wollte, aber die Gäste zeigten sich höchst unzufrieden mit dieser Programmänderung, und wirklich sagte eine ganze Reihe ab. Sie wollten an einem so gewöhnlichen Leichenmahl nicht teilnehmen." O. v. B.

Die gefährlichsten Berufe. — Für 9 Dollar täglich setzt der New Yorker Brückenarbeiter sich der steten Gefahr aus, von einer schweren Eisenstange zerschmettert, von glühenden Eisenbolzen verbrannt oder aus schwindelnder Höhe ins Wasser geschleudert zu werden. Niemand ist unter ihnen, der nicht schon irgendwie schweren gesundheitlichen Schaden davongetragen hat oder um Haaresbreite dem Tode entronnen ist. Einer ist durch das Gerippe der Manhattanbrücke hindurchgefallen. Resultat: drei gebrochene Rippen und ein zweimal gebrochener Arm. Ein anderer ist 40 Meter hoch von der Eadsbrücke in St. Louis herabgestürzt, hat aber wunderbarerweise keinerlei Schaden davongetragen. Der letzte Mann, der befragt wurde, ein Riese von Gestalt, hielt die eine Hand tief in der Tasche. Als er sie schließlich zeigte, war sie ein Stumpf ohne Finger. „Das passierte mir auf der Vancouverbrücke," sagte er, „und ich bin schlecht gefahren dabei. Man nimmt nicht gern einen Arbeiter, der nur eine Hand hat."

Beim Bau der Blackwells-Island-Brücke kamen nicht weniger als 60 Mann zu Tode.

Ein anderer gefährlicher Beruf ist der der Tunnelarbeiter, die bei den Unterwasserarbeiten beschäftigt sind. Die Arbeit in den Tunneln und Caissons, die zum Schutze gegen das eindringende Wasser mit komprimierter Luft ausgefüllt sind, ist

äußerst beschwerlich. Man nimmt nur ganz gesunde und kräftige Leute dazu, die sich zumeist aus Hafenarbeitern und Matrosen ergänzen, und die 3 1/2 Dollar täglich erhalten. Oft genug geschieht es, daß trotz aller Vorsicht Wasser in die Tunnel eindringt; in einem solchen Falle wußten sich die eingeschlossenen Arbeiter, die sonst wie Ratten ertrunken wären, nicht anders zu helfen, als daß sie einen ihrer Kameraden, der besonders dick war, vor das Loch drückten und ihn mit Säcken voll Sägespänen stützten.

In den Hartkohlendistrikten Pennsylvaniens, wo neun große Minen liegen, werden im Durchschnitt in jedem Jahre 1000 Miner getötet oder verwundet. Das Leichenhaus auf den Gruben ist sehr selten leer, und doch lächelte der Wächter eines solchen Leichenhauses, als man ihn fragte, woher nur immer wieder die neuen Todeskandidaten kämen. „Die Burschen fürchten den Tod weniger," sagte er, „als wenn sie sich einen Zahn ziehen lassen müssen."

Die Mannschaften der Rettungsstationen an den Küsten wissen, daß sie früher oder später sicher den Tod bei ihrer Arbeit finden werden. Für all ihre schweren Mühen, für die gefährlichen Fahrten, bei denen ihr Leben ebenso in Gefahr ist wie das der Schiffbrüchigen, erhalten sie monatlich nur 60 Dollar.

Die Taucher erhalten verhältnismäßig die höchste Entlohnung unter all diesen Berufsklassen, und zwar nicht, weil etwa die Lebensgefahr für sie größer wäre; der höhere Lohn kommt nur daher, weil ein Taucher zu gleicher Zeit Schmied, Zimmermann und Ingenieur sein muß, wenn die Umstände es erfordern.

Man hat gefragt, warum sich immer wieder Leute für diese gefährlichsten aller Berufe finden. Die Antwort darauf lautet, daß gerade die stets drohende Gefahr es ist, die sie anlockt, und die einen seltsamen Ehrgeiz in ihnen wachruft. Sie sind stolz darauf, stets dem Tode ins Auge zu sehen, und noch stolzer, wenn sie ihm entrinnen. Der Hauptgrund aber, weswegen sich für jeden Getöteten zehn und mehr Ersatzleute anbieten, ist schließlich immer der, daß der Kampf ums Dasein

sie zwingt, unter noch so schwierigen Umständen ihr tägliches Brot zu verdienen. Interessant ist auch die Beobachtung, daß sie schließlich in gewisser Weise überhaupt das Gefühl für die Gefährlichkeit ihres eigenen Berufes verlieren. So würde ein Taucher, der einen Brückenarbeiter in schwindelnder Höhe auf dem luftigen Eisengerippe arbeiten sieht, nicht für 1000 Dollar dazu zu bringen sein, an seine Stelle zu treten, und der Brückenarbeiter sieht wieder nur mit innerem Schauder den Taucher in die Fluten steigen und meint überzeugt: „Der Kerl ist toll!" O. v. B.

Tiere, die den Schmerz nicht kennen. — Es gibt eine ganze Reihe von niederen Tieren, denen man im Gegensatz zu früheren Anschauungen auf Grund der Untersuchungen der experimentellen Physiologie das Fehlen jeder Schmerzempfindung zuschreiben muß. Wenn man einen Regenwurm durch einen Querschnitt in zwei gleiche Hälften teilt, so kriecht die vordere Hälfte, die den das Gehirn darstellenden Hauptnervenring enthält, weiter, als ob nichts geschehen wäre. Man kann nun die vordere Hälfte noch mehrmals teilen, immer kriecht das Stück mit dem Gehirn ruhig weiter.

Der Regenwurm besitzt zwei Arten von Muskeln, die Ringmuskeln und die Längsmuskeln. Auf den Bewegungen der Ringmuskeln beruht das Fortkriechen. Es zeigt sich nun bei durchschnittenen Regenwürmern, daß gerade diejenigen Stücke, die von dem das Gehirn enthaltenden Teil abgetrennt sind, windende Bewegungen vornehmen, die man früher als einen Ausdruck des Schmerzes gedeutet hat. Wären diese windenden Bewegungen aber wirklich eine Folge der Schmerzempfindung, so müßten sie naturgemäß bei dem fortkriechenden Stück, das das Gehirn besitzt, ebenfalls auftreten. Das ist aber nicht der Fall. Die windenden Bewegungen entstehen vielmehr durch Zusammenziehungen der Längsmuskeln und kommen bei den Teilstücken wahrscheinlich nur deshalb zustande, weil der Einfluß der Ringmuskeln auf sie aufgehoben ist.

Schneidet man einem Blutegel, der saugt, den hinteren Teil ab, so wird er dadurch nicht im geringsten gestört. Das von ihm ausgesaugte Blut fließt ununterbrochen aus der

vorderen Körperhälfte ab. Bei einem Tausendfuß, der halbiert wird, läuft die vordere Hälfte vorwärts, die hintere rückwärts davon. Ebenso kann man Libellen die hinteren vier oder fünf Leibesringe wegschneiden, ohne daß sie auf diesen Verlust mit der geringsten Bewegung antworten. Fressende Raupen, denen das hintere Körperdrittel weggenommen wird, fressen ruhig weiter.

Es ist bekannt, daß Krebse und Spinnen gefährdete Gliedmaßen durch die sogenannte Selbstverstümmelung fahren lassen, indem sie sie ohne größeren Blutverlust durch eine Art Krampf abschnüren. Da dieses Fahrenlassen der Glieder, die von Feinden gepackt worden sind, für die Tiere eine Schutzvorrichtung bedeutet, so wäre es widersinnig, wenn sie hierbei einen heftigeren Schmerz empfänden.

Desgleichen trifft man auch bei niederen Wirbeltieren auf völligen Mangel von Schmerzempfindung. Wenn Flundern nur genügend Wasser durch die Kiemen strömt, so verhalten sie sich gegen die eingreifendsten Operationen gänzlich gleichgültig. Schon im achtzehnten Jahrhundert untersuchte der italienische Physiolog Spallanzani die Ersatzfähigkeit verlorener Gliedmaßen bei Molchen. Einem Molch schnitt er innerhalb dreier Sommermonate sechsmal die Beine ab, so daß dem Tier in diesem Zeitraum 687 Einzelknochen wieder wuchsen. War der Molch gerade mit Fressen beschäftigt, so hörte er damit keineswegs auf, wenn ihm währenddem die Beine abgeschnitten wurden.

Es ergibt sich hieraus, daß die Gehirne niederer Tiere noch keine Bezirke für die Schmerzempfindung besitzen. Sie brauchen sie auch nicht, da sie viele Teile, wie den einen oder den anderen Fuß, leicht entbehren können, ohne daß ihre Existenz darunter leidet, und die verlorenen Teile schnell wieder nachwachsen. Erst bei den höheren Tieren, bei denen der Ersatz von Gliedmaßen nicht mehr eintritt, bildete sich die Schmerzempfindung aus, die nun hier als Warnungsmittel dient. Th. S.

Ein königlicher Sammler. — Chulalongkorn, der unlängst verstorbene König von Siam, war, ganz wie die meisten europäischen Monarchen, ein leidenschaftlicher Sammler. Aber er

sammelte weder Münzen noch Briefmarken, auch nicht altes Porzellan oder Spazierstöcke, sondern — leere Streichholzschachteln. Er besaß deren viele Hunderte aus aller Herren Ländern und war auf sie nicht wenig stolz. Er kannte keine größere Freude als die, seine Sammlung um ein neues Stück zu vermehren.

Eines Tages hätte diese Leidenschaft ihn fast das Leben gekostet. Das geschah, als er sich zum Besuche in London befand. Von zwei Herren des englischen Hofes geleitet, ging er die belebteste Straße des Londoner Westens, Bond Street, entlang. Da erblickte er mitten auf dem Damm eine achtlos weggeworfene Streichholzschachtel. Mit einem Satze stürmte er nach ihr hin, bückte sich, steckte sie in die Tasche, wäre dabei aber um Haaresbreite von einem Automobil überfahren worden.

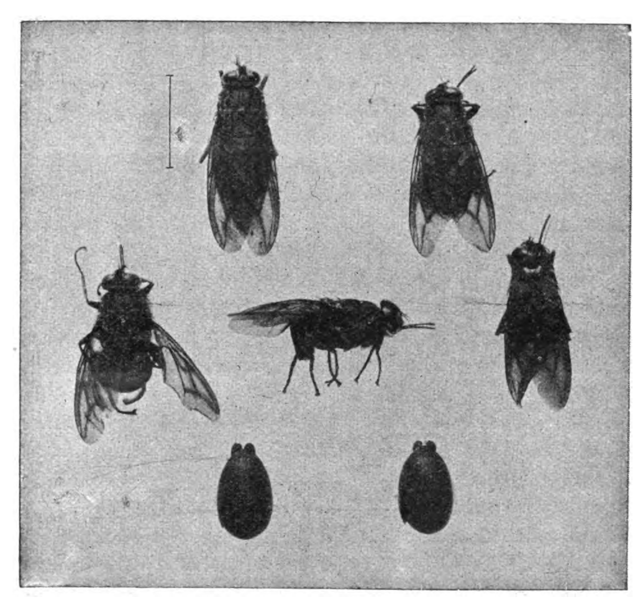
Seine Begleiter hatten sich kaum von ihrem Schrecken erholt, als er schon wieder bei ihnen war, seinen Weg fortsetzte und ihnen freudestrahlend seinen kostbaren Fund zeigte. O. v. B.

Die Verbreiterin der Schlafkrankheit. — Die Verbreiterin der gefürchteten Schlafkrankheit, die in Afrika trotz der an sich wirksamen Behandlung mit Atoxyl, einem arsenhaltigen Eiweißstoff, so viele Opfer fordert, ist die Tsetsefliege, und zwar die Art, welche man wissenschaftlich als Glossina palpalis bezeichnet. Diese Glossine gehört wie ihre sieben Artverwandten zu den Stechfliegen. Ziemlich groß, trägt sie die Flügel flach zusammengefaltet, indem sie die Hinterleibspitze beträchtlich überragen. Sie ist rötlichgrau gefärbt, und der hellere Hinterleib ist durch dunkle Flecke gebändert.

Die Glossine der Schlafkrankheit legt eine große, gelbliche Made, die an dem einen Ende schwarz gefärbt, an dem anderen mit zwei kleinen Stiften versehen ist. Schon nach kurzer Zeit verwandelt sich die Made in eine länglichrunde, schwarze Puppe, die noch die Stifte trägt. Nach sechs Wochen schlüpft aus der Puppe die fertige Fliege aus.

Der Erreger der Schlafkrankheit ist bekanntlich ein geschlängeltes Geißeltierchen von mikroskopischer Winzigkeit, das zu den Trypanosomen zählt. Es bewohnt hauptsächlich die Krokodile. Während die Glossine aus dem Krokodil Blut saugt,

wandern die Geißeltierchen in die Stechfliege über, die sie nun wieder, wenn sie einen Menschen sticht, auf diesen überträgt. Zur Eindämmung der Verbreitung der Schlafkrankheit ist es daher nötig, die Krokodile auszurotten und das Ufer-



Tsetsefliegen und ihre Puppen.
(Der Maßstab zeigt die natürliche Größe an.)

gestrüpp, das die Tsetsefliegen als Aufenthaltsort und zur Ablegung ihrer Maden bevorzugen, niederzubrennen. Th. S.

So ein gescheites Vieh! — Eine alte Dame mietete einst eine Villa für den Sommer, zu der auch ein großer Hund gehörte, der ihrer Pflege anvertraut wurde. Im Wohnzimmer der Villa stand ein äußerst bequemer Lehnstuhl, den die alte Dame lieber benützte als irgend einen anderen Stuhl im Hause. Aber leider fand sie ihn stets von dem großen Hunde mit Beschlag belegt. Da sie vor dem Hunde Angst hatte, wagte sie es nie,

ihn scharf aufzufordern, den Stuhl zu verlassen, weil sie dachte, er würde sie beißen; statt dessen pflegte sie dann ans Fenster zu treten und „Katz — Katz — Katz!“ schnell hintereinander hinauszurufen. Dann rannte der aufmerksam gewordene Hund pfeilschnell zum Fenster, um zu sehen, wo die Katze sei, und die alte Dame setzte sich inzwischen in den freigewordenen Lehnstuhl.

Eines Tages kam der Hund ins Zimmer und fand zu seinem Verdrusse die alte Dame bereits im Besitze des begehrten Stuhles. Nachdem er sich einige Zeit im Zimmer umhergedrückt hatte, lief er zum Fenster, blickte hinaus und schien sehr aufgeregt zu sein, denn er bellte heftig. Die alte Dame eilte zum Fenster, um zu sehen, was los sei, und schnell wie der Blitz war nun der Hund auf dem Stuhl. Vor dem Fenster aber war es stille, und kein Blättchen regte sich. C. T.

Kann ein Geköpfter noch denken? — Um auf diese schon häufig gestellte, aber immer interessante Frage eine Antwort zu finden, ließ sich der bekannte belgische Maler Wiertz, der Stifter des Wiertz-Museums in Brüssel, einmal zehn Minuten vor einer Hinrichtung in unmittelbarer Nähe des Schafotts in hypnotischen Schlaf versetzen, um sich mit dem Delinquenten durch Suggestion zu identifizieren.

Er empfand zunächst eine dunkle, unendliche Bedrückung und zuckte konvulsivisch zusammen, als der tödliche Streich fiel, der ihm wie ein Blitz mit darauffolgendem Donner erschien. Auf Befragen des Experimentierenden sagte er, daß der gefallene Kopf noch denke und fühle, und daß er die Umstehenden sehe und entsetzliche Qualen litte, daß sein einziger Wunsch nur Bewußtlosigkeit sei. „Oh, gib mir den Tod!“ rief der Hypnotisierte nach zwei Minuten noch aus. Erst nach drei Minuten trat nach seiner Aussage der Tod ein.

Wiertz verfiel nach diesem schrecklichen Experiment in eine gefährliche Krankheit. Nach seiner Genesung malte er ein Bild: „Gedanken und Visionen eines vom Rumpfe getrennten Hauptes“, das noch heute in dem Brüsseler Wiertz-Museum zu sehen ist und das ein riesiges Labyrinth zuckender und blutender Menschenleiber darstellt.

Emile Lowalcye veröffentlichte unlängst in einer Bio-

graphie des 1865 verstorbenen Künstlers den stenographischen Wortlaut der bei diesem Experiment vorgelegten Fragen nebst den zugehörigen Antworten. O. v. B.

Der erste Bauchredner. — Der Erfinder der Bauchrednerkunst war ein Genfer Schauspieler namens Charles Comte. Seine Kunstfertigkeit wurde erst im Jahre 1807 bekannt, als er in der Gesellschaft des Pariser Polizeikommissars François Beffera und dessen Gattin in einer Postkutsche von Lyon nach Grenoble fuhr. Beffera, später als der Verfasser des ersten Almanachs über französische Künstler, Sänger, Tänzer usw. in weiten Kreisen bekannt, führte auf der nächtlichen Fahrt eine beträchtliche Barschaft mit sich und äußerte seine Besorgnis wegen der damaligen Unsicherheit der Poststraßen. In einem Hohlwege erfüllten sich plötzlich die Befürchtungen des Kommissars. Drohende Stimmen von draußen, die Halt geboten, veranlaßten Comte, zum Wagenfenster hinauszusehen.

„Geben Sie Ihre Barschaft her, meine Herren, und es soll Ihnen nichts geschehen!“ schrie es aus rauher Kehle.

Comte wandte sich zurück und sagte zu dem Polizeikommissar: „Jeder Widerstand ist nutzlos, Herr Beffera — retten wir unser Leben!“

Zitternd folgte Beffera dem Beispiele Comtes und zog seine schwere Börse hervor. Comte reichte sie mit der seinigen hinaus.

Dann hörte man von draußen spöttisches Gelächter, und die Kutsche fuhr davon.

Im nächsten Wirtshause stellte Comte dem sprachlosen Beffera die geraubte Börse wieder zu und erklärte ihm sein Kunststück, in das der Bauchredner schon vorher den Kutscher eingeweiht hatte.

Befferas vielverbreiteter Almanach nahm auch Comte als „Künstler“ auf und machte für die Folge seinen Namen durch ganz Frankreich berühmt. C. T.

Schmerzstillende Hausmittel. — Viele müssen stundenlang die heftigsten Schmerzen erdulden, bis der oft weitwohnende Arzt als Erlöser erscheint. Manche wieder können sich gar nicht entschließen, zum Arzt zu schicken, sondern hoffen

immer noch auf selbst eintretende Linderung. Allen kann geholfen werden durch folgende einfache schmerzstillende Mittel, die in jedem Haushalt anwendbar sind:

Trockene Hitze. Kranke Tiere legen sich instinktiv in die Sonne. Namentlich bei Nervenschmerzen bildet Sonnenbestrahlung des betreffenden Körperteiles ein ausgezeichnetes Mittel. Wirksam ist auch die vom Ofen oder von einer großen Lampe ausstrahlende Wärme. Bei Zahnschmerzen halte man die schmerzende Seite, dünn bedeckt mit dem Taschentuche, unmittelbar an den warmen Kachelofen.

Heißer Umschlag. Man braucht hierzu heißes Wasser, so heiß als es vertragen wird, und ein reines Tuch. Ist heißes Wasser nicht zur Hand, dann erhitzt man das mit kaltem Wasser getränkte Tuch an einem Ofen oder über einer Lampe. Der heiße Umschlag leitet das Blut zur Haut ab und setzt die Empfindsamkeit herab, wirkt also schmerzlindernd.

Heiße Waschung. Ein Schwamm wird in sehr heißes Wasser getaucht, ausgedrückt und damit die Oberfläche der schmerzenden Stellen sanft überstrichen. So kann man sehr hohe Hitzegrade vertragen; je größer aber die Hitze, um so besser die Wirkung. Dies Mittel ist besonders erfolgreich bei Nervenschmerzen, Hüftweh, Hexenschuß.

Heißes Fußbad. Durch allmähliches Zugießen von heißem Wasser zum Fußbade steigert man die Temperatur bis zum höchsten noch erträglichen Grade. Das Wasser muß weit an den Unterschenkeln hinaufreichen. Ausgezeichnete Wirkung bei heftigen Kopf- oder Zahnschmerzen.

Feuchter Umschlag. Auf den schmerzhaften Teil kommt ein feuchtes Tuch, darauf ein wasserdichter Stoff und dann mehrere Schichten Flanell oder Wollzeug. Der Umschlag wird rasch warm und behält die Temperatur lange Zeit hindurch.

Diese einfachen Mittel sind in jedem Haushalt leicht und ohne besondere Kosten anwendbar und werden bei allen Schmerzanfällen ihre Schuldigkeit tun. Dr. Thraenhart.

Die Hauptsache. — Der zweite Sohn des Königs Christian IX. von Dänemark war noch nicht achtzehn Jahre alt,

als man ihm im Jahre 1863 die Mitteilung machte, daß die Griechen ihn zum König haben wollten. Bei dieser überraschenden Botschaft wurde der jugendliche Prinz vor freudigem Schreck ganz blaß. Dann aber schlug er erregt die Hände zusammen und rief: „So, jetzt will ich aber dem Sörensen schon zeigen, wer ich bin!“

Sörensen war nämlich sein Lehrer, der ihn bisher sehr strenge gehalten hatte. Die freudige Genugtuung, dem Manne, der ihn bisher nur als Schüler behandelt hatte, nunmehr als König gegenüberzustehen, hatte alle anderen Empfindungen in ihm in den Hintergrund gedrängt. -zen.

Die Überwinterung der Rosen im Freien. — Sobald die Blätter von den Bäumen fallen und die ersten Reife über das Land ziehen, hört die Vegetation im Garten auf. Die letzten Rosen lassen ihre Blätter fallen, und nun erhebt sich für den Gartenfreund immer die sorgenvolle Frage, wie er seine Rosen am sichersten und billigsten durch den Winter bringt. Anfänger in der Rosenzucht begehen meist den Fehler, bei jedem ersten Schneefall oder eingetretenen Frost nun schleunigst ans Werk zu gehen und die Rosen für den Winter zu schützen; unsere Rosen aber sind ziemlich winterhart und können ohne Schaden eine Kälte bis — 6 Grad Reaumur vertragen. Man lege also Rosen nicht vor Mitte November ein.

Das frühe Einlegen ist deshalb fehlerhaft, weil dann das Holz der jungen Triebe noch nicht reif geworden, sondern grün ist. In diesem Falle fault der grüne Trieb in der Erde oder wird in der Umhüllung schwarz. Das Holz muß man erst ausreifen lassen.

Vor dem Eindecken schneidet man an trockenen Tagen an allen Pflanzen jedes Blatt nahe dem Zweige ab und putzt ebenso alle unreifen Zweige, abgeblühten Blumen und noch vorhandenen Knospen aus. Von letzteren nimmt man die besten mit ins Wohnzimmer, woselbst sich aus ihnen noch manches Röslein entfalten wird, wenn man die äußeren, durch Feuchtigkeit zusammengeklebten Blättchen etwas lockert. Ließe man Blätter und die unreifen Triebe am Strauche, so würden sie unter der Winterdecke faulen und diese Fäulnis auf die

jungen Triebe übertragen. Dies geht dann oft auf die ganze Krone über, wodurch der Wuchs unschön und lückenhaft wird.

Man hat es im Garten mit Rosenbäumchen, mit Strauch- oder Buschrosen zu tun; letztere machen weniger Sorge als die frostempfindlicheren Bäumchen. Beide Arten müssen niedergelegt werden. Die Buschrosen befestigt man an der Erde durch Haken oder kreuzweise gegenüber in den Boden gesteckte Stäbe. Die Stammrosen werden so viel wie möglich, nachdem man die Stämmchen in Schilf oder Moos eingebunden hat, in sanftem Bogen zur Erde gelegt und wie Buschrosen befestigt, oder man gräbt ein dem Kronenumfang entsprechendes Loch in den Boden, legt die Krone hinein und deckt die ausgehobene Erde darauf. Zwei Personen teilen sich in die Arbeit: die eine biegt die Pflanze herunter, die andere befestigt sie. Bei den Stammrosen hat man sehr darauf zu achten, daß der Stamm nach jener Seite gelegt wird, wohin er die Neigung hierzu hat und schon früher gelegt worden war. Ein Umbiegen des Stämmchens nach der entgegengesetzten Richtung würde ein Abbrechen verursachen. Stämme, die sich überhaupt nicht biegen lassen, läßt man aufrecht stehen, stopft die Krone voll trockenes Heu oder Holzwolle und bindet Stroh oder alte Leinwand darüber. Der Stamm muß ebenfalls etwas eingebunden werden.

Es kommt vor, daß man Rosenbäumchen nicht niederlegen kann, weil der Boden schwer und undurchlässig ist und daher die Gefahr der Fäulnis den Winter über groß ist. Das ist ohne weiteres bei Teerosen und Hibriden der Fall. Aus diesem Grunde ist in erster Linie darauf Bedacht zu nehmen, die Rosen so trocken wie möglich einzudecken. Man versieht sich dann vor dem Eindecken mit Wacholderreisig, aus Brettern dachförmig zusammengenagelten Schutzkästen und Torfstreu oder Waldnadelstreu, im Notfalle auch Laub. Es würde genügen, die Rosen mit den dachförmigen Kistendeckeln zu belegen, wenn nicht Mäuse oder Ratten in solchen Hohlräumen aufzutreten und die Schale der Rosen abzunagen pflegten. Die Kronen und Stämme müssen deshalb mit Wacholderreisig umwunden werden. Alsdann werden die Schutzkästen über die Krone ge-

stülpt. Die Länge der Kästen richtet sich nach dem Umfang der Krone, da der Stamm als völlig winterhart frei bleibt. Schließlich ist das Schutzdach ganz und gar mit Torfstreu oder Waldnadelstreu zu bedecken.

Die Strauchrosen werden auf ähnliche Art und Weise eingedeckt. Da die Triebe direkt aus dem Wurzelhals aufsprießen und buschförmig wachsen, so läßt sich ein Schutzdach schlecht anbringen. Sie werden daher nur in Wacholder eingebunden. Haben diese Rosen lange Triebe gebildet, daß sie nicht vollständig bis in ihre Spitzen bedeckt werden konnten, so schadet einiges Zurückfrieren nicht, denn sie werden im Frühjahr doch stets zurückgeschnitten und treiben außerdem alljährlich neue Triebe aus dem Wurzelstock aus.

Ganz niedrige wurzelechte Rosen bedeckt man nur mit Moos, Holzwolle oder Hobelspänen. Diese Späne sind porös und faulen nicht. Man bringt keine zu dichte Schicht auf die Rosen und deckt noch etwas Tannenreisig über, damit der Wind das Deckmaterial nicht fortwehen kann. Laub von weichen Hölzern, zum Beispiel von Kastanien, Linden, Ahorn, ist zu vermeiden, da es zu schnell fault. Rdt.

Wertvolle Stahlstiche für jedermann (siehe Seite 3 und 4 des Vorsatzes). — Über den See weht eine kühle Brise. Der Tag war heiß, und dazu gab es noch in Haus und Hof vielerlei zu schaffen. Was ist da natürlicher, als daß die Bäuerin jetzt beim Nahen des Abends mit den beiden Kindern ihren Lieblingsplatz aufsucht, das am Ufer angekettete Boot, mit dem man von den jenseits des Sees liegenden Wiesen das Heu herüberholt. Erst hat Rudi, der Älteste, das Holzschaff als Schifflein auf dem Wasser schwimmen lassen, nun aber, da die Ente mit ihren Küchlein herangerudert ist, nehmen sie die Kinder ganz gefangen. Rudi reitet auf dem Bootsrand entlang und scheucht eines der Entlein, das sich in den Binsen verkrochen hat, mit dem Stecken in das Wasser zurück, das herzige Nanerl aber zeigt lachend nach dem niedlichen Küchlein, das sich als gewandte Schwimmerin drollig im Kreise dreht. Diese lauschige Szene schildert unser geschmackvoller erster Stahlstich „Junges Volk am See“.

Unser dramatisch bewegter zweiter Stahlstich „Auerbachs

Keller“ gibt eine Episode aus Goethes gewaltiger Dichtung „Faust“ wieder. Doktor Faust, das Sinnbild des nach Erkenntnis ringenden Menschengeistes, ist mit Mephistopheles, dem Großfürsten der Hölle, wie er in der Zauberliteratur genannt wird, nach Leipzig gekommen und besucht, um auch die Freuden des Lebens zu kosten, Auerbachs Weinkeller. Eine Studentenschar, die sich, wie es im „Faust“ heißt, kannibalisch wohl fühlt und der mit wenig Witz und viel Behagen ein jeder Tag zum Fest wird, bechert zusammen, trumpft mit den Fäusten auf dem Tisch auf und singt das Schelmenlied von der Ratte im Kellernest. In seinen Mantel gehüllt, steht Faust sinnend beiseite, während hinter ihm Mephistopheles die Stufen hinabsteigt. Im nächsten Augenblick wird er zu „dem Völkchen, das nie den Teufel spürt, und wenn er sie beim Kragen hätte“, mit den Worten herantreten:

„Ist es erlaubt, uns auch zu euch zu setzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Gesellschaft uns ergötzen.“

Die genannten beiden gediegenen Stahlstiche, die nach Ausführung und Stoffwahl eine Zierde für ein jedes Heim darstellen, liefern wir unseren Lesern und Freunden zu dem äußerst wohlfeilen Preis von je 1 Mark 50 Pfennig. Th. S.

Ein deutlicher Wink. — Die Frau eines bekannten Berliner Theaterdichters suchte ihre Modistin auf, um sich bei ihr über ein Dienstmädchen zu erkundigen, das noch bei der Modistin in Stellung war, aber bei der Frau des Dichters in den Dienst treten wollte.

„Ist sie fleißig und ordnungsliebend?“ fragte die Dame.

„Darin,“ erwiderte die Modistin, „bin ich mit ihr zufrieden.“

„Ist sie aber auch ehrlich?“ fragte die Dame weiter.

„In dieser Hinsicht,“ entgegnete die Modistin, „bin ich im Zweifel. Ich habe sie vor mehreren Wochen schon mit einer Rechnung zu Ihnen geschickt, aber bis heute hat sie noch kein Geld abgeliefert.“ Th. S.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


Digitized by Google

